Aus der Heimath.

Gesammelte Novellen.

Aus der Heimath.

Gesammelte Novellen

von

Maria Lenzen geb. **di Sebregondi.**

Erster Band.

Köln, 1871.

Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Inhalt des ersten Bandes.

Die Getrennten.

I.

„Ist das nicht ein Sturm aus Nordosten, so rauh, als wenn man in Norwegen wohnte? — Und die alten Fenster klappern, und es pfeift durch die Ritzen, daß es Einem neben dem Ofen friert. Zum Teufel mit dem alten, baufälligen Nest! Eines Morgens wird es eingefallen, und wir Alle werden darunter erschlagen sein."

Es war die Dämmerstunde eines stürmischen Decemberabends, und draußen im Freien war es allerdings unwirthlich genug. Ueber das Blachfeld brauste der Sturm, nahm die letzten Reste dürren, raschelnden Laubes von Hecken und Bäumen und trieb sie vor sich her über den hartgefrorenen Boden, als zürne er, seine Wuth bloß an so geringfügigen Dingen auslassen zu können. In der einförmigen Ebene konnte der Wind weder Wälder entwurzeln noch sich an Felsen brechen, und in der kalten, klaren Luft gab es nicht einmal Wolken, die er vor sich hätte herpeitschen können. Ein solcher Sturm aus Osten, zumal in einer berg- und baum-armen Gegend, und wenn in der Luft noch dazu kein Atom von Feuchtigkeit vorhanden zu sein scheint, das ihre harte Spannung mildern könnte, ist eine der unangenehmsten Naturerscheinungen in unsern Breitegraden

und wirkt verstimmend selbst auf manches starken Mannes Nerven. Die mürrische Prophezeiung des Freiherrn von Bruchland, womit er von seinem Lehnstuhle am Ofen aus zwei an einem Fenster arbeitende Damen unterhielt, schien anzudeuten, daß auch er die Wirkung des Ostwindes übel empfinde.

„So schlimm wird es doch nicht sein, Onkel," versetzte eine heitere, sanfte Stimme als Antwort auf seine schlimme Voraussage. „Neukloster hat schon so lange gestanden, daß man hoffen darf, es werde seinen Bewohnern auch länger noch Schutz gegen Wind und Wetter verleihen."

Der Freiherr warf einen zornigen Blick nach dem Fenster und rief: „Das ist wieder einmal ein einfältiger Gemeinplatz, Helene. Wie dumm, behaupten zu wollen, weil ein Haus lange gestanden, würde es noch länger stehen! — Eben deshalb stürzt es ja um so eher ein."

Helene schwieg beschämt; die Baronin nahm begütigend das Wort: „Man baut doch gewöhnlich sehr auf die Stärke alter Häuser, weil sie meistens solide aufgeführt sind. Unser altes Castell hat auch einen tüchtigen Unterbau und sehr dicke Mauern."

Der Baron gab keine Antwort, brummte aber nach einiger Zeit: „Was macht ihr denn da im Halbdunkel? Das kann ja nichts Ordentliches werden."

„Wir stricken, Onkel," versetzte Helene; „dazu braucht man kein Licht."

„Zünde aber doch die Lampe an, Lenchen," sagte die Baronin; „es ist spät genug."

Das junge Mädchen vollzog behende den Auftrag der Dame, schloß die Fensterblenden, rückte Stuhl und Schemel für die Baronesse und einen Sessel für ihren Gemahl an den Tisch, holte ihm ein großes, blankes Deckelglas voll Bier, legte einige Bücher und ein Cigarrenkästchen daneben und nahm endlich selbst seinen Platz ein. Die nicht eben große Lampe

erleuchtete das geräumige Zimmer nur spärlich, warf aber einen hellen Schein auf die um den Tisch versammelte Gruppe. Während Herr von Bruchland sich in seine Lectüre vertiefte, sprachen die Damen leise und freundlich mit einander, von Zeit zu Zeit Blicke auf das Gesicht des Barons werfend, welche Zuneigung und Furcht verriethen. Er war ein Mann von schönem, stolzem Aeußern, und als sich über dem Lesen seine Züge allmälig glätteten, hatten sie nichts Unfreundliches mehr, wohl aber einen Ausdruck von Härte, der beängstigend wirkte. Seine Frau war eine schöne, sanfte Dame, den Fünfzigen nahe und nur um wenige Jahre jünger als ihr Gemahl. Ihre Gesellschafterin war eine verwaiste Verwandte der Baronin und mit der vollen Zustimmung beider Eltern die Verlobte des einzigen Sohnes derselben. Der junge Bruchland hatte das Forstfach studirt, arbeitete aber bis jetzt noch, ohne ein Gehalt zu beziehen. Sein Vater hatte für den Zeitpunkt, der ihm eine ordentliche Anstellung bringen werde, auch zugleich seine Vermählung anberaumt; denn der strenge Herr wollte nicht, daß sein Sohn sich ein Hauswesen gründe, bevor er durch eigenes Verdienst zur Unterhaltung desselben beizutragen vermöchte. Die Baronin sah mit sehr gemischten Empfindungen dem Tage entgegen, der ihres Sohnes innigsten Wunsch erfüllen sollte; denn so sehr sie sein Glück ersehnte, so sehr fürchtete sie die Trennung von Helene, die ihr seit manchem langen und einsamen Jahre die fehlende Tochter ersetzt hatte. Ihr Sohn war, seit er heranwuchs, öfters von Hause abwesend — auf Schulen, auf Reisen und später in seinen Dienstverhältnissen; denn sein Vater verlangte, daß er sich für die Welt heranbilde. Nur für eine kurze Ferienzeit war der Mutter bisweilen die Gegenwart ihres Lieblings vergönnt. Weil der Geschmack und der Wille ihres Mannes sie fast von jedem geselligen Verkehr abschnitt, so würde sie ohne Helenens Dazwischenkunft voraussichtlich ein trübes Dasein geführt haben.

Herr von Bruchland gehörte, trotz mancher guten Eigenschaft, die ihm nicht abzusprechen war, zu den Menschen, mit denen sich schwer leben läßt, und in deren Gegenwart Jedermann die Anwesenheit eines Dritten stets als eine Erleichterung betrachtet; und obgleich die Baronin diesem heftigen und herrischen Manne wirklich mit warmer Neigung zugethan war, so gab es doch manche Stunde, wo sie sich nicht verhehlen konnte, daß ihr verwaistes Pflegekind ihr, den verletzenden Eigenheiten ihres Gemahls gegenüber, zur Stütze und zum Troste gereichte.

„Wird die Börse hübsch, liebe Tante?" fragte Helene. „Glauben Sie, daß sie Maxens Geschmack entsprechen wird?"

„Wer wird denn wohl seinen Geschmack am besten zu errathen wissen?" fragte die Baronin lächelnd dagegen.

„Gewiß seine gute Mutter", erwiderte das Mädchen schelmisch und leicht erröthend.

„Oder seine kleine Braut. Wir wollen ihn selbst fragen, wenn er uns in den Feiertagen besucht."

„Sie nähern sich jetzt rasch; binnen drei Wochen haben wir Christtag. — Wie viele Weihnachten habe ich schon in Neukloster gefeiert, liebe Tante?"

„Fünfzehn, Lenchen; du warst vier Jahre alt, als deine gute Mutter starb."

Beide Damen schwiegen eine Weile, von mancherlei Erinnerungen in Anspruch genommen, bis die Jüngere, in einen andern Gedankenkreis übergehend, wieder anhob: „Manch Mal wünsche ich doch, Tante, Max hätte ein anderes Fach ergriffen."

„Weshalb, Kind? — Seine Wahl war vollkommen frei, und Max ist nicht unbedachtsam; wir dürfen also wohl hoffen, daß er sich für denjenigen Beruf entschieden hat, der seinen Neigungen wie seinen Fähigkeiten vorzugsweise entspricht."

„Ja, liebe Tante; aber Max wird ein schweres Leben führen müssen. Seine Sommer werden wohl schön sein, —

aber seine Winter! Wenn ich an diesen langen Abenden so still beschäftigt bin und dabei künftiger Tage gedenke, will mich schon jetzt manch Mal eine schmerzliche Sorge um unsern guten Max beschleichen. An wie manchem Tage werde ich künftig wohl die leichten, angenehmen Pflichten der Hausfrau erfüllen, während er sich draußen in Sturm und Regen abmüht. Und die Winterabende — ich wage mir kaum vorzustellen, was ich empfinden werde, wenn ich Stunden lang im warmen Zimmer sitze, häuslich und behaglich wie jetzt, während Max allen Unbilden der Witterung ausgesetzt ist. Ein Abend wie der heutige z. B. würde mich mit unbeschreiblicher Unruhe erfüllen."

„Solche Träumereien sind ganz natürlich bei einer Braut," sagte die Baronin lächelnd; „wenn du erst eine junge Frau und aus dem Gebiete der Träume in die Wirklichkeit zurückgekehrt bist, wirst du die Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, und nicht vor Unruhe zu sterben glauben, wenn ein Mal ein tüchtiger Regenschauer deinen Mann durchnäßt."

„Glauben Sie denn, liebe Tante, daß ich — daß Max — daß wir —"

„Nein, nein, Lenchen; ich bin im Gegentheil überzeugt, daß du ihn immer herzlich lieben wirst; aber du wirst, wie gesagt, vernünftiger sein. Du siehst mich ungläubig an? Nun wohl, du wirst vielleicht auch nicht vernünftig, denn mit einem kleinen Ansatz von Schwärmerei bist du freilich behaftet; aber einen guten Rath lasse dir heute von deiner erfahrenern Freundin ertheilen: stelle dir die Zukunft nur immer in möglichst rosigem Lichte vor, damit sie einen heitern Glanz auf die gegenwärtige Stunde werfe. Es hilft nichts, über ein mögliches künftiges Leid, eine wahrscheinliche künftige Sorge zu grübeln, nicht ein Mal in der Absicht, sie abzuwenden; denn nur das ist uns

von der Zukunft gewiß, daß sie sich stets anders gestaltet, als wie wir sie uns dachten."

Die Frauen hatten im Eifer des Gespräches versäumt, ihr Geflüster in so gedämpftem Tone zu halten, daß es den Baron nicht in seiner Lectüre störe, die irgend eine neue Erfindung auf dem Gebiete der Landwirthschaft behandelte. Er hatte schon einige Male mit höchst unzufriedener Miene von seinem Buche aufgesehen, hatte es hin und her geschoben, seinen Sessel gerückt und sehr stark an seiner in bestem Zuge befindlichen Cigarre geschmaucht. Als aber alle diese merklichen Zeichen seiner hohen Unzufriedenheit unbeachtet blieben, riß ihm die Geduld; er klappte heftig das Buch zu, schleuderte es von sich, stand geräuschvoll auf und trat an den Ofen.

„Was hast du, Väterchen?" fragte seine Frau. „Störten wir dich?"

„Störten wir dich?" rief er zornig. „Da ist's noch wohl nöthig zu fragen! Kann ein Mensch studiren bei solch' einfältigem Geplapper, das noch dazu mit jedem Augenblicke lauter wird? Wißt ihr denn nicht, daß ich mich den ganzen Tag mit dem Verwalter und dem Dienstvolk placken muß und nur die Abende zum Lesen habe? Und wenn es noch etwas Gescheidtes wäre, was man von euch hört; aber ihr bringt es noch dahin, daß ein vernünftiger Mann die Taubheit als einen Segen Gottes betrachten muß."

„Lieber Mann, sprich nicht so vermessen!" bat die Baronin erschrocken.

„Wenn ich mich versündige, — wer, als du, bringt mich dazu? Lieber wollte ich zwischen einem Juden und einem Advocaten sitzen, als an einem Tische mit zwei plappernden Weibern."

„Setzen Sie sich nur wieder zu uns, Onkel," bat Helene, „wir wollen keine Silbe mehr sprechen."

„Ich habe keine Lust zum Lesen mehr. Geh' und sieh, ob das Souper bald fertig ist.“

Helene verließ das Zimmer, das der Baron jetzt mit großen Schritten maß, und Frau v. Bruchland arbeitete schweigend, bis Helene zurückkam und selbst die Tafel zum Abendessen zurichtete. Die geschickte Art, mit der das Mädchen alles angriff, stellte die gute Laune des Hausherrn in kurzem wieder her, und als die kleine Familie in dem wohnlichen, wenngleich einfach eingerichteten Zimmer am Speisetische saß, gewährte sie ein Bild ruhiger, glücklicher Häuslichkeit. Das Tischzeug war so glatt und weiß, die Teller und das Silberzeug waren so blank, die Gläser funkelten so klar, daß der Geist der Ordnung und Reinlichkeit sich überall verrieth. Das Souper war einfach; ein tüchtiger, kalter Braten, eine Schale Salat, ein leichter Hefenkuchen und etwas Obst bildeten seine Bestandtheile; aber jedes war in seiner Art ausgezeichnet gut, bis auf den duftenden, goldenen Rheinwein, den der Baron für sich in einen klassischen, grünen Römer, für die Damen in kleine, helle Kelchgläser füllte.

„Komm, Helene“, sagte er, das Mädchen mit väterlichem Wohlgefallen betrachtend und weit freundlicher, als er sonst zu reden pflegte, denn nach Ausbrüchen der Heftigkeit suchte er immer zu vergüten; „komm, Helene, du mußt dir heute dein Glas ganz füllen lassen, denn wir wollen eine Gesundheit trinken. Auf ein frohes Wiedersehen! Möge die Heimreise unseres Max eine recht glückliche sein!“

„Ich danke, Vater; dein Wunsch ist schon erfüllt!“ sagte von der Thüre her eine klare, frohe Stimme, und ein junger Mann trat in das Zimmer, der ganz so aussah, wie der lebensvolle Ton verhieß. So heiter, so kräftig, so gut und so glücklich schien er zu sein, daß man glauben konnte, er müsse eine Welt voll Freude und Zufriedenheit unter sein väterliches

Dach bringen. Für den Augenblick verbreitete seine Erscheinung auch nur Glück.

„Ei, der Tausend, Junge, da bist du ja schon!“ rief der Baron, faßte seinen Sohn bei den Schultern, rüttelte ihn, umarmte ihn und überließ ihn dann der Mutter, die ihn mit einem zärtlichen: „Willkommen, lieber Max,“ an ihre Brust drückte. Die heitere Helene war jetzt die Stillste von allen Anwesenden; als ihr Verlobter sich zu ihr wandte, und sie mit überströmender Freude und glühenden Liebesworten begrüßte, nannte sie bloß leise seinen Namen. Aber Max kannte den Ton, und er kannte den treuen Blick des sanften, hellen Auges, das sich mit einem so unbeschreiblichen Ausdrucke von Glück auf ihn heftete; und das Eine kleine Wort war vollkommen ausreichend zu seinem Glücke.

Nun rief der Vater nach einem Glase für seinen Sohn, die Mutter nach einem frischen Gedecke, und Helene flog und sorgte, daß alles herbeigeschafft würde, und war doch immer an ihres Verlobten Seite. Endlich war man wieder in Ruhe um den Tisch versammelt und die Mutter fragte: „Aber was bringt dich denn so früh und unerwartet in unsere Mitte, Max?“

Die Frage war nicht gut gewählt. Die Stirne des Freiherrn verfinsterte sich, und er sagte tadelnd: „Die Mutter hat Recht, du hättest W. nicht vor dem Beginne der Ferien verlassen sollen; oder haben sie ungewöhnlich früh angefangen?“

„Nein, Papa,“ versetzte Max; „ich habe ein Mal selbst Ferien gemacht.“

„Das ist mir sehr leid zu hören,“ sagte der Freiherr, schon in gelindem Zorn; „das taugt durchaus nicht und wird dich in keiner Weise bei deinen Vorgesetzten empfehlen.“

„Max hat gewiß einen vernünftigen Grund gehabt, so bald zu kommen,“ wagte Helene einzuwenden; aber das war Oel in's Feuer gegossen.

„Einen vernünftigen Grund? —" rief der Baron. „Ja, was du so nennen magst! Da habt ihr gewiß dummes Zeug geschrieben in euern Briefen, Sehnsüchtelei, Empfindelei und was weiß ich für Narrethei; und darauf hin ist denn der Junge vor der Zeit nach Hause gekommen, wie ein rechter Einfaltspinsel."

Die Mutter seufzte ängstlich auf, und Helenen traten die Thränen in die Augen; denn so sehr sie auch für sich selbst gegen die Heftigkeit des Freiherrn gewaffnet war, sie konnte es nicht ruhig ertragen, wenn er seinen Sohn oder ihre Gefühle für ihn angriff. Max, der seinen Vater am meisten liebte und am wenigsten fürchtete, wahrscheinlich weil häufige Entfernungen ihn vor mancher Reibung mit ihm sicher stellten, sagte sehr ernst: „Ich empfange nie einen Brief von Helenen, der mich nicht mit dem lebhaftesten Verlangen erfüllt, sie wiederzusehen, und es wäre gewiß nicht zu tadeln, wenn ich ein Mal diesem Verlangen nachgegeben und meine liebe Kleine überrascht hätte. Ich habe das aber nie gethan, weil ich weiß, daß du, Papa, keine Freude daran haben würdest. Auch jetzt führt mich ein anderer Grund in euere Mitte, als die Erfüllung meines innigsten Herzenswunsches, obwohl unter allen prächtigen und guten Neuigkeiten, die ich euch bringe, nichts ist, was mich halb so glücklich macht, als daß ich euch alle wiederfinde, gesund und froh, mit den alten, lieben Gesichtern und der alten, herzlichen Liebe."

Seine Worte sprachen zu Allen, seine Augen vorzugsweise zu Helenen, und ein so freudig dankbarer Blick antwortete ihm, daß selbst der Freiherr froh gerührt in ihr beredtes Gesichtchen blickte. Doch fragte er schon in demselben Augenblicke: „Aber was bringst du denn? Hast du vielleicht eine Anstellung? Junge — das wäre!"

„Nein, Papa, es ist ganz etwas Anderes, etwas weit Besseres; aber die Geschichte ist lang, und ich bin hungerig, und so laßt mich vorher essen und dann erzählen."

Ein solches Verlangen war zu gerecht, und der Baron konnte nicht umhin, sich in die Erfüllung desselben zu fügen; aber er that es mit so sichtlichen Zeichen von Ungeduld, daß Max es für gerathen hielt, seinen Hunger eiligst zu stillen. Er that es mit solcher Hast, daß seine Mutter ihn ermahnte, sich doch Zeit zu gönnen, — für welche unberufene Einmischung sie natürlich von ihrem Gemahl die gebührende Zurechtweisung empfing.

Endlich war der Salat aufgeräumt, der Braten zu einem unscheinbaren Knochenreste zusammengeschmolzen, der Kuchen sammt einem Theile des Obstes verschwunden, und Max setzte sich zum Erzählen zurecht. Er fing an: „Ich komme nicht von W—.“

„Wo zum Teufel hast du dich denn herumgetrieben?“ unterbrach ihn sein Vater.

Max sagte statt der Antwort: „Weißt du noch, Papa, daß du vor dreißig Jahren einen Rivalen hattest, dem es aber nicht gelang, dir die Gunst der Mutter streitig zu machen?“

Ein Schatten flog über die Stirne des Freiherrn, aber es war nicht Zorn, sondern Kummer, was seine Züge verdüsterte. „Es war mein Vetter Kleindank,“ sagte er. „Aber, Max, was weißt du von dieser Sache?“

Ein mißbilligender Blick, den er auf seine Frau warf, veranlaßte seinen Sohn, zu antworten: „Nein, es war nicht die Mutter, die mich darin einweihte, Vater; es war vielmehr dein edelmüthiger Nebenbuhler selbst.“

„Edelmüthig?“ fuhr der Baron auf. Aber mit Gewalt sich beherrschend, fügte er hinzu: „Ja — das war er freilich, bis — bis er unglücklich wurde; dann aber kam eine Rachsucht über ihn, an deren Folgen ich zeitlebens zu tragen habe.“

„Alles ist jetzt ausgeglichen, Vater,“ sagte Max. „Er ist todt, und ich bringe dir seine letzten Grüße.“

„Mein Gott!“ seufzte die Baronin leise aus tiefer Brust. Dann schwieg sie, ergriffen von der überraschenden Botschaft. Einige Augenblicke herrschte eine fast feierliche Stille, bis endlich der Baron, zu erregt, um seine Empfindungen schweigend zu verarbeiten, wieder anhob: „Also todt? So habe Gott ihn selig! Er hat mir vielen Kummer bereitet, ich aber leider auch ihm; gern will ich ihm aus voller Seele verzeihen. Möge auch mir Vergebung von ihm zu Theil werden.“

„Er sendet sie dir durch mich, Vater,“ sprach sein Sohn, „und zum Beweise der Aufrichtigkeit seiner versöhnlichen Gesinnung bringe ich sein Testament.“

„Sein Testament!“ rief der Baron höchst erstaunt, und seine Gemahlin wiederholte leiser seinen Ausruf. Helene schwieg beklommen. Zum ersten Male, seit sie in Neukloster lebte, gab es hier ein Ereigniß, dem sie sich fremd fühlte, eine Begebenheit, deren Ursache sie so wenig ergründen konnte, wie sie fähig war, die Tragweite derselben vorauszusehen. Max bemerkte augenblicklich, daß sie bekümmert schien, und als er seinem Vater jetzt ein versiegeltes Päckchen überreichte, faßte er gleichzeitig die Hand seiner Verlobten mit treuem Drucke.

Mit zitternder Hand löste der Baron die Siegel und durchlas mit tiefem Interesse die inhaltschweren Zeilen, die wie mit einem plötzlichen Schlage seinem Schicksale eine völlig neue Wendung gaben. Er hatte bisher in Verhältnissen gelebt, die für seinen Stand fast dürftig genannt werden konnten; jetzt fiel ihm unerwartet ein ungeheuerer Reichthum zu. Sein Sohn hatte ihm die Kunde eines großen Erdenglückes gebracht; und daß auch diese dem daran nicht Gewöhnten schwer zu tragen sein kann, sah man an der keuchenden Brust, den arbeitenden Zügen und der perlenden Stirne des Freiherrn, so wie an dem tief erblaßten Gesichte seiner Frau, die zugleich mit ihm die verhängnißvolle Schrift las. Max hatte seinen Stuhl dicht an Helenens Seite gerückt und gab ihr in leisem Tone

eine Erklärung des außerordentlichen Vorfalles, der seine Eltern so tief aufregte. „Sieh', Helene," flüsterte er ihr zu, „meine Mutter war sehr liebenswürdig in ihrer Jugend —"

„O, das ist sie noch," unterbrach das junge Mädchen ihn warm.

„Ja, sie ist es noch," sagte der Sohn, und seine sprechenden Blicke zollten der Mutter den Ausdruck voller, kindlicher Zuneigung; „aber damals war sie es auch, und Papa und sein Vetter, der Herr von Kleindank, fanden das Beide so sehr, daß Jeder von ihnen zu sterben meinte, wenn er nicht die Hand und die Liebe des schönen Fräuleins von Detten gewänne. Mein Vater errang ihre Neigung, damit das Glück seines ganzen Lebens, aber zugleich auch den bittern Haß seines Verwandten."

„Wie traurig!" flüsterte Helene; „und ich möchte auch sagen: wie unvernünftig! Deine gute Mutter konnte doch nur Einen von ihren Bewerbern lieben, und es war so natürlich, daß dieser Eine dein Vater war."

„So ist es, meine Kleine. Das Glück meiner Eltern beweist, wie sie sich ebenbürtig sind an Geist und Gemüth. Dennoch kann ich die Gefühle meines armen verstorbenen Verwandten theilnehmend entschuldigen. Er liebte meine Mutter so sehr, daß er sich für überzeugt hielt, nur er werde sie wahrhaft zu schätzen und zu beglücken wissen; dazu kam der Schmerz der Eifersucht, die ihn wahrscheinlich blind gegen meines Vaters Vorzüge machte. Ach, Helene, wenn ich mir denke, was ich empfinden würde, wenn ich dich als die Frau eines Andern sehen müßte!"

„Da denkst du eben etwas Undenkbares," sagte Helene lächelnd. „Aber dein Vater sprach von Rachsucht. Wie rächte sich denn der Freiherr an ihm?"

„Zwischen meinem Großvater und dem Vater des Herrn von Kleindank hatte ein Proceß über verschiedene Familien-

güter geschwebt, der während der Minderjährigkeit ihrer Söhne durch einen Vergleich geschlichtet worden war. Bei diesem Vergleich, der die streitigen Güter zu fast gleichen Theilen unter die Processirenden theilte, waren verschiedene juristische Formalitäten versäumt worden, und die Rechtsgelehrten fanden außerdem, daß die Väter nicht befugt gewesen seien, den schwebenden Rechtsstreit ohne die Zustimmung ihrer Söhne anders als durch einen richterlichen Spruch zu schlichten; nebenbei wurde vielfach behauptet, daß mein Großvater auf dem Wege Rechtens seine Ansprüche nie hätte durchführen können. Diesen alten Proceß nahm nun der Herr von Kleinbank wieder auf, gewann ihn und machte meinen Vater so zum armen Manne. Es blieb ihm nichts als unser armes, kleines Neukloster, das damals durch die Proceßkosten mit Schulden überlastet war."

„Das war eine unedele, eine niedrige Rache," sagte Helene, unfähig, eine aufwallende Entrüstung gegen den Verstorbenen zu unterdrücken; der Schein von Habsucht in dieser Handlungsweise hatte etwas äußerst Zurückstoßendes für sie.

„Wahrscheinlich hatte der Unglückliche den Gedanken," nahm Max begütigend das Wort, „die Armuth meines Vaters werde ihn hindern, ein so ganz mittelloses Mädchen, wie meine Mutter war, zu heirathen, und es werde ihm so am Ende doch noch möglich werden, sich den Besitz der Geliebten zu erringen. Wir wissen, wie er sich getäuscht hat, und wie glücklich meine Eltern trotz ihrer beschränkten Lage waren. Auch wir, Helene, wären glücklich geworden, ohne den großen Besitz, der uns jetzt zugefallen ist; Neukloster ist jetzt schuldenfrei und wir haben gelernt, mit Wenigem zufrieden zu sein. Nun aber sind wir reich durch des Todten vergütenden Edelmuth, und wir wollen nicht mit ihm rechten über eine Handlungsweise, durch welche er wahrscheinlich den größten Schmerz sich selbst bereitet hat."

Helene schwieg nachdenklich; dann sagte sie, die freundlichen Augen furchtsam zu Max erhebend: „Ach, ich wollte fast, er hätte dich nicht reich gemacht!"

„Kleine Thörin!" erwiderte ihr Verlobter lächelnd, „weshalb wünschest du das?"

„Wir paßten bisher so gut für einander, so ganz," sprach Helene leise, „daß ich nie daran dachte, du könntest eine bessere Frau finden, als mich —"

„Helene!" fiel Max ihr ernst in's Wort, „und so etwas könntest du jetzt denken?"

„Nein, lieber Max, ich will es nicht denken," sagte das Mädchen, sich zusammen nehmend; „denn solche Gedanken würden dir weh und deinem treuen Herzen Unrecht thun. Ich will mich lieber deines Glückes freuen, das du so ganz verdienst, lieber, theuerer Freund!"

Noch hafteten die Blicke des jungen Mannes entzückt an dem sanften, wieder kindlich heitern Gesichtchen seiner Braut, als sein Vater das Testament zusammenfaltete und dem Sohne über den Tisch hinüber die Hand reichte. „Du hast mir da eine Weihnachtsbescheerung gebracht, mein lieber Junge, die selbst einem Fürsten willkommen sein würde. Antoinette, du gutes, treues Herz! Jetzt werden wir den Rest unserer Tage in sorglosem Genusse alles dessen verleben können, was zur Verschönerung des Daseins beiträgt, und werden einst die Augen mit der glücklichen Gewißheit schließen, daß Max nie solche Sorgen wird kennen lernen, wie sie uns, wie sie besonders dir, mein gutes Weib, so manche Stunde verbitterten."

Nur selten sprach er sanft und zärtlich zu seiner Frau, und um so tiefer rührte sie, wenn es geschah, jedes liebevolle Wort aus seinem Munde. Auch jetzt traten ihr Freudenthränen in die Augen, und sie erwiderte seine seltene Umarmung mit dankbarer Wärme. Aber unselbstsüchtig, wie sie war, empfand sie es in ihrer eigenen Freude doch schmerzlich

für Helene, daß der Freiherr auch nicht ein kleines, beglückwünschendes Wort an das bescheidene Mädchen richtete. Es schien ihr, als habe ihre Pflegetochter und Maxens Braut ein vollkommen gültiges Anrecht an der Freude dieses Abends, und mit der ihr eigenen Gutherzigkeit eilte sie, ihres Mannes Säumniß nachzuholen. „Helene, mein Töchterchen," sagte sie, das seidene Haar des Mädchens freundlich glättend, „hat dir Max erzählt, wie reich wir nun sind? Jetzt braucht der arme Junge nicht länger auf eine Anstellung zu warten, um seine kleine Braut an den Altar führen zu können."

Kalt, beinahe feindlich war der Blick, den der Freiherr auf sein bisheriges Pflegekind heftete, und im Tone großen Unmuthes sagte er zu seiner Frau: „Es schickt sich nicht, von Hochzeit zu sprechen, während ein so naher Verwandter von uns, dem wir noch außerdem so großen Dank schulden, kaum beerdigt ist. Die Sache muß für's erste hinausgeschoben werden; es gibt noch mancherlei zu bedenken und zu berücksichtigen. Vor allen Dingen erzähle mir, Max: Hast du den Vetter Kleindank persönlich gekannt, und auf welche Weise bist du mit ihm zusammengetroffen?"

„Ich traf ihn vor einigen Monaten, als ich auf einer Geschäftsreise mich einige Tage in einem Gasthofe zu L . . . aufhielt. Er war damals schon sehr krank und im Begriff, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Kissingen zu gehen. Weil er sich sehr angegriffen fühlte, wollte er in L... einige Tage ausruhen, und da wir fast die einzigen Bewohner unseres stillen Hotels waren, wurden wir bald näher mit einander bekannt. Ich glaube, daß wir uns gegenseitig abgestoßen fühlten, als wir Jeder des Andern Namen erfuhren; doch schied ich nicht ohne ein Gefühl der Hochachtung von ihm, und auch ich muß ihm einiges Interesse eingeflößt haben. Vor vier Wochen erhielt ich einen Brief von seinem Intendanten, der mich an sein Sterbelager rief, und es mir zugleich

zur Pflicht machte, diese Reise vor meinen Eltern zu verheimlichen. Weil ich das gespannte Verhältniß zwischen Papa und dem Kranken kannte und einsah, daß daraus möglicher Weise manche schmerzliche Aufregung für ihn entstehen könnte, glaubte ich nicht unrecht zu handeln, wenn ich in die Bitte des Sterbenden willigte. Ich eilte zu ihm, pflegte ihn und gewann seine Liebe, und als er durch mich erfuhr, wie glücklich meine theuere Mutter an des Vaters Seite geworden, schenkte er auch dem Jugendfreunde die frühere Zuneigung wieder. Das Resultat seiner neu erwachten Jugendempfindungen habe ich dir, lieber Vater, heute Abend in die Hände gelegt."

II.

Um Mitternacht hatte der Sturm sich gelegt, ein leichter Schnee war gefallen; und als die Sonne sich endlich spät über dem Spiegel des kleinen, vor den Fenstern des Wohnzimmers von Neukloster liegenden See's erhob, schaute sie mit so blendender Freundlichkeit durch die klaren Scheiben, wie ihr dies an einem schönen Wintertage nur möglich ist. Aber ihr goldenes Licht beleuchtete nicht entfernt so glückliche Gesichter, wie am verflossenen Abende der spärliche Schein der Lampe, — ehe Max den Seinen das sogenannte Glück verkündet hatte, welches ihnen durch das Vermächtniß des Herrn von Kleindank zugefallen war. Helene hatte das Zimmer mit der gewohnten Sorgfalt geordnet. Der Rahmen jedes alten Bildes war abgestäubt, der verblichene, grüne Plüsch der alten Sessel gewissenhaft ausgebürstet, die Messingknöpfe an dem altfränkischen Pyramidenofen eben so blank, wie die Beschläge des großen Buffetschrankes in der Ecke, und die Winterastern an

dem Fenster, wo die Baronin gewöhnlich saß, waren zu einer hübschen Gruppe geordnet. Auch der Tisch mit seiner grauen Damastserviette, der blanken Kanne, den altfränkischen sächsischen Tassen, dem kräftigen Hausbrode und dem frischen Zwieback sah so einladend aus, wie nur je.

Aber war vor dem, noch nicht einmal in Besitz genommenen Reichthume die frühere glückliche Genügsamkeit geflohen? — Den Anschein hatte es leider. Keinem Mitgliede der kleinen Tischgesellschaft schien das Frühstück zu munden, und der Hausherr sprach laut seinen Tadel über Dinge aus, die ihm gestern noch als vorzüglich erschienen waren. „Du gibst nicht auf das Gesinde Acht, Helene," sagte er unmuthig, ohne nach dem Mädchen hinzusehen. „Die Butter ist bitter und der Rahm schlechter als dünne Milch."

Helene erröthete, wagte aber nicht, sich zu vertheidigen. Max flüsterte ihr tröstend zu: „Sei nicht bekümmert, Helene; mir scheint alles sehr gut zu sein. Es schmeckt dem Vater wohl deshalb nicht, weil er nicht gut geschlafen hat."

„Nicht gut geschlafen? Wie kannst du das wissen, einfältiger Junge?"

„Du hast ja vorhin selbst darüber geklagt, Papa," versetzte Max zu seiner Rechtfertigung. Dann trat eine drückende Stille ein. Die Baronin arbeitete so emsig an ihrem Strickzeuge, daß man die Nadeln klappern hörte.

„Du arbeitest ja drauf los, als wenn du dein Brod damit verdienen müßtest, Antoinette; das hast du jetzt doch nicht mehr nöthig," meinte der Baron.

Die Baronesse beseitigte stillschweigend ihr Strickzeug, und Helene, die wie ihre Pflegemutter während des ziemlich lang dauernden Frühstücks zu arbeiten pflegte, folgte ihrem Beispiele. Kaum bemerkte der Freiherr dies, als er sie hart anließ: „Meine Bemerkung galt nicht dir, Mademoiselle; für dich ist es zum Müßiggang noch viel zu früh, und du kannst nicht

wissen, was alles du noch wirst thun müssen, um dir durch die Welt zu helfen."

Max und Helene wurden todtenblaß. In den bittern Worten des Freiherrn, die Helene, wie es schien, geflissentlich von den glänzenden Hoffnungen ausschlossen, zu denen die Zukunft seines Sohnes diesen jetzt berechtigte, lag etwas, das die beiden Verlobten mit Schmerz und Unruhe erfüllte. Auch die Baronin fühlte das Verletzende in des Barons Bemerkung und bat ihn ängstlich: „Sei doch nicht so unmuthig, lieber Freund. Wir fühlen uns heute alle in einem ganz neuen, ungewohnten Zustande, und da wird es Jedem schwer, sogleich das Rechte zu treffen."

Ihr Gemahl öffnete schon zu einer heftigen Antwort die Lippen; aber er preßte sie, ohne zu sprechen, wieder zusammen und sagte endlich nach einem kurzen Kampfe mit sich selbst: „Du hast vollkommen Recht. Aber eben deshalb ist es durchaus nöthig, daß man sich die Situation ohne Verzug klar zu machen sucht. Begleite mich auf mein Zimmer; wir haben vieles zu besprechen."

Die Baronin folgte ihm, und kaum hatte sie die Thüre sachte hinter sich zugedrückt, als Helene das Gesicht in ihre Hände verbarg und in schmerzliches Weinen ausbrach. Max umfaßte sie sanft und bat sie mit liebevollen, herzlichen Worten, sich die rauhe Heftigkeit seines Vaters, die sie ja wohl kenne, und die, wie sie ja Alle wüßten, schnell vorübergehend sei, nicht so sehr zu Herzen zu nehmen. Ihm selber war aber auch nicht wohl zu Muthe; er konnte sich nicht verhehlen, daß ihm und Helenen wahrscheinlich ein schwerer Kampf bevorstehe.

Das Mädchen, von Natur heiter und jeder falschen Empfindlichkeit fremd, bemühte sich ernstlich, sich zu fassen; auch hatten ihre Thränen ihr schon Erleichterung verschafft, und noch ein wenig blaß, aber mit der ihr natürlichen, herzge-

winnenden Freundlichkeit wendete sie sich an den jungen Mann. „Ach, Max," sagte sie, „du hast so oft gewünscht, reich zu sein, und ich meinte immer, Reichthum könne uns nicht glücklicher machen; und jetzt, fürchte ich, wird er uns noch in großes Unglück stürzen."

„Helene, Kind, welch' grundlose Befürchtung ist das!"

„Nein, Max, mein lieber, guter Max! — Dein Vater sagte, wir müßten uns die Situation klar zu machen suchen, in welche dieser dir so unverhofft zugefallene Reichthum uns versetzt hat. Es ist so; es ist eine dringende Pflicht für uns alle und vor allem für dich und für mich."

„Nun gut, meine Kleine, was liegt uns denn nun ob, zu thun? Wie fangen wir es an, künftig so vornehm und glänzend aufzutreten, wie es den reichsten Mitgliedern der haute volée geziemt? Die Sache wird ihre Schwierigkeiten haben, selbst für dich, Lenchen lieb, so reizend und graciös du auch bist; denn du bist gar so einfach und ungekünstelt, meine arme Kleine."

„Bester Max, du möchtest durch einen freundlichen Scherz dir und mir verhüllen, was uns droht; aber es ist umsonst. Ach, es ist ganz etwas Anderes, als die unbedeutende Gefahr, durch unsere einfachen Sitten den Anforderungen der feinen Welt nicht zu entsprechen."

„Aber was soll uns denn Schlimmeres bevorstehen, du ängstliches Kind?"

„Trennung," sagte Helene leise, mit erblassenden Lippen, und suchte vergebens noch ein weiteres Wort hinzuzufügen, weil die Stimme ihr versagte.

Max rief mit einer Heftigkeit, die an seines Vaters ungestüme Weise erinnerte: „Helene, wie ist es dir möglich, das Wort auszusprechen, gegen welches, wenn du mich wirklich liebst, dein ganzes Herz sich empören sollte!"

„Und glaubst du, Max," sagte sie und blickte ihn mit den großen Augen ernst und ehrlich an, „daß es das nicht auch wirklich thut? Aber was mein Herz auch sagen mag, mein Verstand widerstreitet ihm und fordert, daß wir uns dem Willen deines Vaters fügen sollen."

„Meines Vaters?" fragte Max erschreckend. „Hat er allein mit dir gesprochen?"

„Nein, aber dessen bedarf es auch nicht. Was er beim Frühstück zu mir sprach, sagte mir deutlich genug, wie er über uns bestimmt hat."

„Und was kann er über uns bestimmen, als etwa die Zeit oder den Ort, wo wir unsere Vermählung feiern sollen? Helene, ist dies nicht ein falscher Stolz, der dich verleitet, dich beleidigt zu fühlen um eines übereilten Wortes willen, das du gestern noch dem Vater deines Max verziehen hättest?"

„Gewiß nicht, Max! Ich war nicht gekränkt, aber sehr erschrocken; und ich glaube, du hast den Vater eben so wohl verstanden wie ich. Du willst mich schonen, gutes Herz, und es wäre doch besser, wenn du in dieser bittern Stunde die alte, treue Aufrichtigkeit gegen mich bewahrtest."

Sie vermochte nicht, weiter zu sprechen; ihre Lippen bebten, und wider ihren Willen stürzten ihr große Thränen über die Wangen herab. Sie trocknete sie hastig und heftete auf Max einen ängstlich bittenden Blick.

„Helene," sagte er sehr bewegt; „wenn du so zu mir sprichst, kann ich dir nichts verhehlen, und, wie du sagst, ich darf es auch nicht. So höre denn — aber sei nicht so erschrocken und betrübt! Es kam auch mir so vor, als ob meines Vaters Worte die grausame Deutung zuließen, die du ihnen gibst; aber doch kann ich nicht glauben, daß er ernstlich daran denken sollte, dich und mich wortbrüchig zu machen. Wäre es dennoch so — sollte mein Vater sich wirklich so vergehen wollen gegen dein heiliges Recht und mein Glück, so ändert

das nichts an dem Verhältnisse zwischen dir und mir. Ich bin ein Mann und kenne die Grenze, bis zu welcher ich ihm Gehorsam schuldig bin und über welche hinaus ihm zu folgen, Schwäche und Unrecht wäre.“

Helene antwortete nur durch ein betrübtes Kopfschütteln, und Max fragte: „Vertraust du mir denn nicht, Helene?“

„Aus voller Seele,“ erwiderte sie mit der ihr eigenen Wahrheitsliebe. „Du wirst mich nie verlassen wollen, aber ich — ich werde dich verlassen müssen.“

„Helene, ist das recht, ist das redlich? Liegt nicht schon Schwäche und Untreue in dem bloßen Gedanken?“

„Ach, lieber Max, du wirst mir zürnen, du zürnst schon jetzt; und doch werde ich meine Pflicht, und du wirst deine Bestimmung erfüllen müssen. Aber ich kann dich nicht davon überzeugen; diese Aufgabe ist zu schwer für mich. Deine Eltern werden sie übernehmen, und du wirst sagen, daß ich richtig vorausgesehen habe, wie alles kommen werde.“

Mit dem Zorne des Schmerzes und der Zärtlichkeit wollte Max ihr widersprechen, als seine Mutter still und auffallend blaß in's Zimmer trat. Helene, die auf dem Punkte stand, ihre Fassung zu verlieren, eilte hinaus, und Mutter und Sohn blieben allein. Max warf einen Blick auf die Baronin, und ihr trauriges, erschöpftes Aussehen sagte ihm, daß sein Vater den Kampf schon begonnen, von welchem Helene gesprochen hatte. Durch Erfahrung davon überzeugt, daß seine Mutter nie dem Willen ihres Gemahls entgegenhandele, glaubte er zu wissen, auf welcher Seite sie auch jetzt stand; und bei der großen Liebe und Verehrung, die er ihr zollte, war es ihm äußerst schmerzlich, daß er sein Wort und seine Treue auch gegen sie werde vertheidigen müssen. Um diesem schmerzlichen Kampfe so lange wie möglich auszuweichen, wollte er still das Zimmer verlassen, als die Baronin ihn sanft zurückrief. „Ich

habe mit deinem Vater gesprochen, Max; kannst du dir denken, was der Gegenstand unserer Unterredung war?“

„Ich fürchte, ich kann es, Mutter.“

„Ich besorge, es wird dir ein schwerer Kampf bevorstehen, mein armer Sohn; sei aber überzeugt, daß ich bis zum letzten Augenblicke deine treue Bundesgenossin sein werde, denn Recht und Pflicht sind auf deiner Seite.“

„O Mutter,“ sagte der Sohn gerührt; „wie danke ich dir für diese Versicherung! Jetzt wird mir alles leicht werden; wenn ich aber Helene auch gegen dich hätte vertheidigen müssen, so würde ich mich sehr unglücklich gefühlt haben.“

„Hast du schon mit ihr etwas auf die Sache Bezügliches gesprochen? — Sie schien geweint zu haben, als sie das Zimmer verließ.“

„Ja, Mama; wir sprachen darüber.“

„Und wie kamt Ihr darauf?“

Des Vaters Aeußerungen beim Frühstück hatten sowohl mich als Helene aufmerksam gemacht; obgleich sie aber auch mich unangenehm berührten, so hatte ich ihnen doch nicht eine so unumwundene Deutung geben wollen, wie Helene. Sie hob zuerst davon an und besprach die Sache mit voller Klarheit und Aufrichtigkeit.“

„Dafür kenne ich sie; sie wird nie etwas umgehen oder bemänteln. War sie sehr betrübt?“

„Sehr — und eben so entschlossen.“

„Entschlossen? — Wie verstehst du das?“

„Entschlossen,“ sagte Max mit unsicherer Stimme, „sich dem wahrscheinlichen Willen des Vaters zu unterwerfen.“

„Das darf nicht geschehen!“ rief Frau von Bruchland mit einer Energie, die einen vollen Gegensatz zu ihrem sonst so sanften, fügsamen Wesen bildete. „Das Kind würde zu Grunde gehen, wenn es dich verlöre.“

„Und ich, Mama?“ fragte Max, als zeige sie sich parteiisch, daß sie nicht auch seiner erwähnte.

„Du, Max — du bist ein Mann und hast Eltern und Verwandte, glänzende Aussichten und große Güter. Aber das Kind hat nichts als meinen Schutz und die Hoffnung auf dich.“

„Du sprichst wahr, beste Mutter; und doch würde ich ohne Helene eben so arm sein wie sie.“

„Du darfst jetzt nicht an dich denken, Max. Du wirst einen harten Stand mit deinem Vater bekommen, und du mußt um Helenens willen alles daran setzen, nicht zu unterliegen. O, daß ich meinen Sohn zum Kampfe gegen seinen Vater auffordern muß! Aber er verlangt Ungerechtes von uns, und wir können, wir dürfen ihm nicht willfahren.“

Der alte Jäger trat herein und beschied seinen jungen Herrn zu dem Baron. Mit einem versichernden Händedruck trennte Max sich von seiner Mutter und ging schweren, aber entschlossenen Herzens zu seinem Vater hinauf. Das Gemach des Hausherrn, klein, sauber, anständig, aber mit der strengsten Einfachheit eingerichtet, war ein Bild seines ganzen Lebens und Strebens. Zu sparen und zu erwerben, so weit dies nur immer möglich war, ohne die Forderungen, die Rang und Stand an ihn stellten, zu verletzen, war bisher die große Aufgabe seines Daseins gewesen. Ein Mann von stolzer Gemüthsart und nicht frei von der Sucht zu glänzen, hatte er sich in früher Jugend im Besitze der erforderlichen Mittel gesehen, um diesen Neigungen zu fröhnen. Neben seinen schlimmern Eigenschaften besaß er auch Muth und feste Willenskraft; und als er seine frühern Besitzthümer verlor, verzagte er nicht. Er faßte vielmehr den festen Entschluß, durch Thätigkeit und Entsagung seinem Sohne wenigstens einen Theil der Mittel wieder zu erringen, die ihm selbst entrissen worden waren. Bereits hatte er die Grundlage zu einem

hübschen Vermögen gelegt, als ihm jetzt so unerwartet ein unermeßlicher Reichthum zufiel; denn sein Freund und kinderloser Nebenbuhler, dem die freie Verfügung über den größten Theil seiner Güter zustand, gab ihm weit mehr zurück, als er ihm früher genommen hatte.

In derselben Stunde, da er die Aenderung seiner Lage erfuhr, verließen ihn auch die Mäßigung und Selbstbeherrschung, welche in seinen bisherigen, gedrückten Verhältnissen seinen Stolz bezähmt hatten. So lange er vergleichungsweise arm war, würde er es für lächerlich und wenig ehrenhaft gehalten haben, hätte er Verbindungen in Häusern anzuknüpfen gesucht, die sich ihm aus irgend einem Grunde überlegen glaubten; sobald er sich reich wußte, fühlte er sich allem ebenbürtig, was sich durch Rang und Besitz auszeichnete. Er sah es für seine Pflicht an, den Glanz seines Hauses nach Maßgabe der ihm verliehenen Mittel zu erhöhen; und weil seine Mittel jetzt plötzlich einen so bedeutenden Zuwachs erhalten hatten, war er entschlossen, seine vermeinte Pflicht in ihrem vollen Umfange zu erfüllen. Daß er sich dabei zu Härten und Ungerechtigkeiten könne hinreißen lassen, fiel ihm gar nicht ein; denn er ging von der Ansicht aus, er sei bloß im Begriffe, seiner ersten und höchsten Pflicht alles Uebrige zum Opfer zu bringen. Er wußte, daß Max ihm in manchem Betracht ähnlich war und viele seiner Ansichten theilte; er glaubte, daß seines Sohnes Liebe zu Helenen, die er von Kindheit an kannte, mehr ein ruhiges, brüderliches Gefühl, als eine leidenschaftliche Zuneigung sei, und er hoffte, obgleich seine Frau ihn ernstlich des Gegentheils versicherte, er werde mit Max keinen allzu schweren Stand bekommen.

Als Max eintrat und einen festen, fragenden Blick auf seinen Vater heftete, antwortete der Baron sogleich darauf: „Was ich dir zu sagen habe, Max? — das Wichtigste zuerst. Du mußt heute noch an den Forstrath in W. schreiben, daß

er dir einstweilen unbestimmten Urlaub gibt und dann das Nöthige besorgt, um dich deiner bisherigen Stellung so bald als möglich ganz zu entheben. Du brauchst jetzt nicht mehr in den schlecht gehegten königlichen Waldungen umher zu laufen; wir haben unsere eigenen Forsten zu verwalten."

„Ja, Vater; ich werde deinen Wunsch unverzüglich erfüllen."

„Morgen reisen wir nach L., um uns von dem dortigen Gerichte und dem dort ansässigen Rechtsbeistande des Erblassers die nöthigen Documente einhändigen zu lassen. Dann wollen wir die beiden Hauptgüter besichtigen und die nöthigen Befehle geben, daß das Schloß zu Raudten in wohnlichen Stand gesetzt werde. Es hat eine unvergleichliche Lage und soll künftig unser Sommer-Aufenthalt werden."

„Darüber wird die Mutter sich freuen; ich glaube, sie kennt Raudten sehr gut aus ihrer Jugendzeit."

„Ja wohl. Demnächst reisen wir in die Hauptstadt, um ein Hotel zu miethen und es anständig einrichten zu lassen, so daß wir es in Zeit von vier Wochen ungefähr beziehen können. Wir werden in diesem Winter noch keine großen und besonders glänzenden Räume bedürfen, weil wir aus Achtung für den verstorbenen Vetter doch nicht in die Welt gehen und keine Gesellschaften geben können. Zwei, drei Zimmer für die Mutter und für mich, zwei für dich und ein Salon werden genügen."

„Du denkst nicht an Helene, Papa."

„Helene?" fragte der Baron und sah seinem Sohne mit äußerst mißbilligender Verwunderung in's Gesicht. „Meinst du denn, sie solle uns begleiten? — Das würde doch höchst unpassend sein."

„Aber Vater, wo gäbe es einen passendern Aufenthalt für Helene, als unter dem Schutze meiner Mutter, von welcher sie ja seit ihrer Kindheit nicht einen Tag getrennt war?"

„Diese Trennung wird aber jetzt stattfinden müssen," sagte der Freiherr mit harter Entschlossenheit. „Je eher wir sie vollziehen, um so besser wird es sein!"

„Weißt du denn," fragte Max, die Augen fest auf seinen Vater gerichtet, „einen passenden Ort, wo Helene sich bis zu ihrer Vermählung mit mir aufhalten kann?"

„Bis zu ihrer Vermählung mit dir! ... Helene kann nie deine Frau werden."

„Vater?!" Er hielt plötzlich an sich, es kostete ihn gewaltigen Kampf. Mit zitternder Stimme fuhr er bittend fort: „Vater, o nimm das Wort zurück! Du kannst, du darfst nicht etwas so Hartes und Ungerechtes von mir verlangen!"

„Hart? ungerecht? — Beides werde ich nicht sein. Wie kannst du voraussetzen, daß ich nicht angemessen für das Mädchen sorgen würde? Es ist vielmehr meine Absicht, ihre Zukunft gegen jede Sorge zu sichern."

„Und glaubst du, Vater," fragte Max, mühsam seine heftige Entrüstung unterdrückend, „daß Helene sich ihr Recht an meine Liebe abkaufen lasse? — Glaubst du, daß ich es für möglich halte, einen so entehrenden Antrag ihr zu machen, — ihr, die ich über alles liebe?"

„Du bleibst ganz aus dem Spiele, Max," versetzte der Baron mit einer Kaltblütigkeit, die er seiner festen Entschlossenheit, seine Absicht durchzusetzen, verdankte. „Während du mit mir verreisest, wird das Mädchen entfernt; jede unangenehme Erklärung und selbst der Schmerz des Abschiedes wird euch so erspart, und wenn wir zurückkehren, ist jedes Hinderniß für deine künftige Laufbahn beseitigt."

„Aber, lieber Vater, seit wann erscheint dir denn Helene als ein *Hinderniß* meines Glückes? — Sie ist vielmehr eine nothwendige *Bedingung* desselben, und sie war es bisher ja auch in *deinen* Augen. Wie hättest du sonst so freudig deine Zustimmung zu unserer Verlobung gegeben?"

„Sei kein Kind, Max! Du weißt, daß es unter ganz andern Verhältnissen geschah, als unsere heutigen sind. Du hast, so zu sagen, dein Wort unter irrigen Voraussetzungen gegeben, und ich bin gewiß, das Gerechtigkeitsgefühl des Mädchens selbst wird dich desselben entbinden.“

„Ich selbst werde es aber nie brechen; verlaß dich darauf, Papa! Ich werde weder mein Glück noch mein Gewissen der Rücksicht auf den Mammon opfern, der schon jetzt seine unseligen Wirkungen zu äußern beginnt.“

„Was, Junge, einen solchen Ton nimmst du an? — Weißt du, mit wem du sprichst? — Wagst du deinen Vater zu beleidigen um einer Person willen, die ihr Leben lang das Gnadenbrod bei ihm gegessen hat?“

„Das hat Helene nicht gethan, Vater! Die Freude, welche ihre Gesellschaft meiner einsamen Mutter verschafft, das Glück, welches ich ihrer Liebe verdanke, wiegen tausendfältig das geringe Gute auf, was sie in Neukloster genossen hat.“

„Das geringe Gute! — Du sprichst großartig. Es war unter meinen frühern Verhältnissen ein Opfer für mich, sie unserm Stande gemäß erziehen zu lassen. Ich habe es dennoch gethan. Außerdem verspreche ich dir ja, für ihre Zukunft zu sorgen, glänzend zu sorgen; was kann sie mehr verlangen?“

„Ach, sie verlangt nichts; aber ich fordere von dir das Glück, Vater, das du selbst uns durch dein Wort verbürgt hast. Warum, Papa, willst du mir jetzt, da wir mit so reichen Glücksgütern gesegnet sind, ihre Hand versagen, da du früher doch das geringe Vermögen, welches wir besaßen, für genügend zu unserem Auskommen hieltest?“

„Zum Auskommen, ganz recht; damals konntest du auf nichts Höheres Anspruch machen und bedurftest deshalb eine Frau, die mit Wenigem auszureichen und selbst das Wenige noch zu vermehren verstand. Dazu war Helene durchaus passend; eine Frau von glänzender Bildung, mit größern ge-

selligen Ansprüchen und verwandtschaftlichen Verbindungen hätte in Neukloster nicht getaugt. Jetzt mußt du aber eine Frau haben, die in die Welt paßt, deren Vermögens- und Familienverhältnisse den deinigen entsprechen, und die, statt dich herabzuziehen, dich hebt. Und nur zu einer solchen Verbindung werde ich meine Einwilligung geben."

„Und ich, Vater, werde nie eine andere schließen, als mit Helene."

„So rechne nicht auf deines Vaters Liebe oder Fürsorge für deine Zukunft!" rief der Freiherr außer sich. „Zum Glücke ist das Erbe von Kleindank mein freies Eigenthum, und ich kann über jeden Ziegel auf dem Dache nach meinem Gutdünken verfügen, und ich versichere dir heilig: ehe ich es deiner bettelhaften Puppe in den Schooß werfe, vermache ich es lieber meinem Jäger oder Kammerdiener."

„Wie du willst, Vater," sagte Max aufstehend. „Du hast mich so erzogen, daß ich im Stande bin, mich und Helene selbst zu ernähren; und wenn du mir auch ferner keine Wohlthaten mehr erzeigst, so werde ich dir immer für diese eine dankbar sein."

Der Baron stieß einen Fluch aus; ehe derselbe verhallt war, sah er sich allein.

III.

Nie hatte man in Neukloster so peinliche Stunden verlebt, wie am ersten Tage des Reichthums seiner Bewohner. Der Morgen war für Alle noch erträglich gewesen; der Baron war in seinem Zimmer geblieben. Max schwärmte im Freien umher, und die beiden Damen erfüllten ihre häuslichen Pflichten in gewohnter Weise, wenngleich beklemmten Herzens. Als aber die Speisestunde die Hausgenossen versammelte, fühlte

Jeder sich so unglücklich, so isolirt, als hätte man bisher, statt in vertraulicher Freundschaft, in jahrelanger Feindschaft mit einander gelebt.

Nach aufgehobener Tafel pflegte man sonst beisammen zu bleiben. Auch jetzt wollte Keiner sich der gewohnten Hausordnung entziehen; aber die Unterhaltung war so schleppend, so gezwungen, daß die Stunden sich zu einer unabsehbaren Folter auszudehnen drohten.

Endlich verließ der Freiherr das Wohnzimmer, und jetzt schien es, als seien die Zurückbleibenden plötzlich von einem Banne erlöst worden. Frau von Bruchland schlug die Hände zusammen mit dem schmerzlichen Wunsche, daß sie doch nie den Fluch des Reichthums möchte kennen gelernt haben, und Max sagte, während er sich liebkosend über die stille Helene beugte: „Laß den Vater seinen Reichthum behalten; wir werden auch ohne ihn glücklich sein."

Helene legte ihre Arbeit bei Seite und schaute nachdenkend zu ihm auf. Sie schien ihn nicht mehr zu betrachten als denselben Max, der von Kindheit an ihr Spielgefährte und, seit sie erwachsen, ihr das Theuerste auf Erden gewesen war. Während seine schönen Züge Schmerz und leidenschaftliche Zärtlichkeit ausdrückten, sprach sich in den ihrigen eine stille, bange Sorge für ihn aus.

„Glaubst du mir nicht, Helene? Werden wir nicht, wenn auch arm, doch unaussprechlich glücklich sein?"

„Nicht mehr wie früher, Max. Wir haben die Welt unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet: sie wird uns nie mehr unter dem vorigen erscheinen."

„Ach, Helene hat Recht," bemerkte Frau von Bruchland; „des Vaters Ansichten sind wenigstens seit gestern so verändert, daß ich daran verzweifele, ihn wieder zurecht zu bringen."

„Das ist sehr traurig, Mama, und es wird für Helene und mich nicht leicht sein, den Gedanken zu ertragen, daß er

uns zürne; aber im Gefühle unserer Unschuld und in der festen Hoffnung, daß Papa, wenn er sich nur erst gefaßt hat, zu sich selbst und zum Bewußtsein des Unrechtes, das er uns zufügt, zurückkehren wird, werden wir doch unserer Liebe froh werden."

Die Baronin schüttelte den Kopf. Helene faltete ein Stück Mousseline aus einander und legte es wieder zusammen mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, als gäbe es für sie nichts so Wichtiges, wie die Falten des weichen Stoffes zu glätten. Max sah ihr aufmerksam zu. Plötzlich legte sie das Zeug weg, wandte sich voll zu dem jungen Manne und sagte: „Eines thu' mir zu Liebe."

„Alles, meine Kleine."

„Sträube dich nicht, morgen mit dem Vater die Reise zu machen, und dränge ihn nicht zu sehr zur Heimkehr; wenn du kannst, verzögere sie lieber."

„Warum, Helene?" fragte Max unruhig. „Warum willst du mich entfernen?"

„Dich? Sprach ich denn von dir? — Ich dachte, es sei besser, wenn der Vater mich eine Zeit lang nicht sähe. Jetzt regt mein Anblick den Zorn und den Widerspruchsgeist in ihm auf; nach einigen Wochen, wenn er ruhiger geworden ist, wird das nicht mehr der Fall sein."

„Ich muß Lenchen beistimmen," sagte die Mutter. „Thu', was sie wünscht, Max; es ist das Beste."

„Sei's denn; ich kann es euch nicht abschlagen."

Helene stand auf, um hinaus zu gehen. „Wohin willst du, Kind?" fragte die Baronin.

„Ich will Licht bringen lassen, liebe Tante. Wenn man nicht recht froh ist, muß man nicht im Halbdunkel sitzen."

Sie ging hinaus und gab in der Gesindestube den Befehl, Licht in das Wohnzimmer zu tragen. Sie selbst zündete eine kleine Studir-Lampe an und ging hinauf in das Zimmer

des Barons. „Onkel,“ sagte sie, nachdem er sie einen Augenblick finster angesehen und sich dann mißmuthig von ihr abgewendet hatte, „ich komme nicht bloß, um Ihnen das Licht zu bringen, sondern eigentlich, um Sie zu bitten, einige Augenblicke ungestört mit Ihnen sprechen zu dürfen.“

„Was willst du denn?“ fragte er, nur einen Augenblick nach ihr hinsehend. „Glaube nicht, mir etwas abzubitten, was ich meiner Frau und Max abgeschlagen habe.“

„In dieser Absicht komme ich nicht,“ versetzte Helene. „Ich wollte Sie nur bitten, Max und mir das nicht zu erschweren, was ohnehin schmerzlich genug für uns Beide ist.“

„Wie meinst du das?“ fragte er aufmerksam.

„Max kann mich nicht verlassen — nein, werden Sie nicht zornig; wenn ich ausgeredet habe, werden Sie mir gewiß beistimmen. Max kann mich nicht verlassen; Ehre, Gewissen und Liebe verbieten es ihm, das Band zu lösen, das ihn, den reich Gewordenen, an seine arme Braut knüpft. Aber i ch kann i h n verlassen, und Ehre und Pflicht fordern sogar von mir, es zu thun.“

Helene zitterte heftig, sie war sehr blaß und mußte sich setzen, weil sie nahe daran war, umzusinken. Der Baron nahm erwartungsvoll einen Stuhl ihr gegenüber ein; er sah sie jetzt voll an, sprach aber kein Wort. Etwas gefaßter fuhr sie fort: „Einwilligen in die Trennung von mir wird Max nie; aber ich werde auch nie in die Verbindung mit einem Manne willigen, dem ich mit meiner Hand den Vaterfluch brächte. Sie sehen also, Onkel, daß ich Ihre Bundesgenossin bin.“

„Du bist vernünftiger, als ich glaubte,“ war seine ganze Antwort.

Sie lächelte und nahm wieder das Wort: „Max würde nicht darauf hören, wenn ich ihm auch mit der größten Liebe und Geduld alle Gründe aus einander setzen wollte, die uns

zur Trennung zwingen. Er wird meine Pflicht, mich Ihrem Ausspruche zu unterwerfen, nicht anerkennen wollen, sondern behaupten, ich sei ihm, vorzugsweise ihm, unter allen Umständen Treue schuldig."

„Das weiß ich zur Genüge," bemerkte der Freiherr mürrisch.

„Dagegen erkenne ich selbst," fuhr Helene ruhig fort, als wenn gar keine Unterbrechung stattgefunden hätte, „daß ich Ihnen, Onkel, und der guten Tante die volle Liebe und Dankbarkeit einer Tochter schulde; denn Sie haben väterlich und die Tante hat wahrhaft mütterlich an mir gehandelt."

„Komme zur Sache; was ist deine eigentliche Absicht?"

„Ich habe mir selbst klar zu machen gesucht, daß ich nicht Unrecht gegen Max thun würde, wenn ich Ihrem Willen gehorche, — und ich möchte mich gern überzeugen, daß ich keine dringendere Pflicht habe, als Dankbarkeit gegen Sie."

„Und das siehst du doch ein?"

„Nicht ganz. Ich glaube, wenn ich die Möglichkeit sähe, Max gegen Ihren Willen zu beglücken, ich würde selbst den Ungehorsam gegen Sie nicht scheuen. Aber die Möglichkeit ist nicht vorhanden; ich kenne Max zu gut. Ich weiß, daß schon der vorenthaltene, väterliche Segen ihn aller Ruhe berauben würde, um wie viel mehr der ausgesprochene, väterliche Fluch! Auch fühle ich mich nicht im Stande, eine Armuth mit ihm zu tragen, die zum Theil durch mein Verschulden über ihn gekommen wäre. Max hat sich immer nach Reichthum gesehnt, jetzt ist er reich; und ich könnte das Bewußtsein nicht ertragen, daß ich es wäre, die ihm den Becher des Genusses von den Lippen gerissen hätte. Ich würde allen Muth und alle Heiterkeit verlieren, und trotz aller Liebe würden wir ein unglückliches Leben führen."

„Du bist also entschlossen —"

„Wie ich schon sagte, mich von ihm zu trennen. Aber lassen Sie es sanft geschehen. Gönnen Sie uns in den letzten

Stunden unseres Beisammenseins Frieden. Während Sie mit Max verreist sind, werde ich aus Neukloster verschwinden. Ich werde der Tante natürlich nicht verhehlen, wohin ich mich wende; Sie werden aber wohl am besten thun, Max meinen künftigen Aufenthaltsort zu verschweigen."

Sie war aufgestanden und wollte hinausgehen. Sie hatte das Nöthige mit dem Freiherrn besprochen, und es war kein Gefühl in ihrem Herzen, das sie einen Augenblick länger bei ihm zurückhielt. Obgleich sie sich sagte, sie sei ihm die Liebe und Dankbarkeit eines Kindes schuldig, obgleich sie daran dachte, daß sie eine lange Reihe von Jahren seines Schutzes und seiner Liebe genossen, und daß sie ihn nach dem nächsten Morgen wohl nie mehr wiedersehen werde, so wendete sie sich doch kalt von ihm ab. Sie schalt sich im Herzen selbst über diese Gleichgültigkeit; als sie dieselbe aber nicht zu überwinden vermochte, verschmähte sie, ein wärmeres Gefühl zu heucheln.

Der Baron dagegen war sehr bewegt. Warm und übersprudelnd in allen seinen Empfindungen, im Guten wie im Bösen, eilte er zu ihr hin, faßte ihre beiden Hände und zog sie an sich. „Du bist ein braves Mädchen, Helene," sagte er, „und du weißt, ich hätte dich unter andern Verhältnissen gern meine Tochter genannt. Nicht ohne Schmerz sehe ich diese nothwendige Trennung zwischen uns eintreten, und ich werde nie aufhören, deiner mit herzlicher Liebe zu gedenken. Auch darfst du getrost auf meine Sorge für deine Zukunft bauen; du sollst Neukloster nicht als ein armes Mädchen verlassen."

Helene wandte sich hastig gegen ihn; ihr Gesicht brannte, und ihre Stimme war fest und bestimmt. „Ich danke Ihnen, Onkel," sagte sie, „aber ich kann Ihre Güte nicht annehmen. Das Gedächtniß Ihrer frühern Wohlthaten werde ich in einem treuen Herzen bewahren; jetzt aber könnte ich keine mehr von Ihnen empfangen, ohne mich erniedrigt zu fühlen. Von jetzt an werde ich mit Gottes Hülfe meinen Weg allein gehen."

Und sie ging, ohne daß er noch einen Versuch machte, sie aufzuhalten, oder sich mit ihr zu verständigen. Er war zufrieden mit ihrer Entschlossenheit, aber verstimmt über den Stolz, mit dem sie jede fernere Unterstützung von seiner Hand zurückwies, und zu seiner Verachtung ihrer Armuth gesellte sich jetzt auch noch ein persönlicher Widerwille gegen sie. Als er nach einiger Zeit in das Wohnzimmer trat, fand er seinen Sohn allein, weil die Baronin und Helene noch einige Anordnungen für die bevorstehende Reise der Herren zu treffen hatten. Er redete ihn freundlich an und sagte ihm, daß er für jetzt noch keinen bestimmten Entschluß in Bezug auf Helene von ihm fordern wolle; dagegen verlangte er, daß er ihr nicht schreiben und ihrer eben so wenig als seiner Braut erwähnen solle, bis sein Verhältniß zu ihr bestimmt geordnet sei. Der junge Mann, dankbar für das scheinbare Zugeständniß, welches sein Vater ihm machte, und von der trügerischen Hoffnung befangen, ihn allmälig wieder seinem heißesten Wunsche günstig zu stimmen, versprach alles, was von ihm verlangt wurde, und suchte Helenen auf, um ihr die hellern Aussichten mitzutheilen, die sich ihm zu eröffnen schienen.

Der Abend verging in leidlicher Ruhe; der folgende Morgen brachte die regellose Geschäftigkeit, die einer Abreise bei Denen vorherzugehen pflegt, die nicht an längere Abwesenheit von Hause gewohnt sind. Helene war so vielfach in Anspruch genommen, daß sie nicht zu sich selbst kam, bis die Stunde des Scheidens erschien. Jetzt war sie nicht länger im Stande, die Aeußerungen des leidenschaftlichen Schmerzes, den sie empfand, zu beherrschen; aber der Baron, fürchtend, sie möge sich verrathen, nahm flüchtig von seiner Frau Abschied und trieb Max in den Wagen. Ehe Helene wußte, wie ihr geschah, hatte sie ihren Verlobten aus den Augen verloren — „für immer,“ flüsterte sie mit blassen Lippen, „— — ach, für immer!“

IV.

Wieder war ein Wintertag zur Neige gegangen, und ein scharfer Nordostwind fegte Felder und Straßen. Er sauste durch das Gebüsch auf dem Glacis vor der Hauptstadt, pfiff schneidend durch die Thore und fuhr über Gassen und Märkte bis in den Mittelpunkt der Stadt. Hier, auf einem schönen, regelmäßigen Platze, hielt er einen Augenblick an, um seine Kraft zu neuem Ausbruche der Wuth zu sammeln, und dann stürmte er wieder los, tobend, heulend, stoßend, und alles unter einander wirbelnd, von dem Mantelkragen des Kutschers auf dem hohen Bock einer herrschaftlichen Carrosse, den er dem Träger um Augen und Ohren schlug, bis zu dem Waarentischchen einer Obstfrau, welches er umwarf, daß Aepfel, Mispeln und Nüsse durch einander in die Rinne kollerten.

Ueber dieselbe Rinne setzte eben ein junger Mann, um die Ecke einer schönen, breiten Straße biegend, den Fuß; er trat auf einen Apfel, glitt aus und lag auf dem Rücken in der Gosse. Fluchend raffte er sich auf und ließ das arme Weib hart an, das in verdrießlicher Laune beschäftigt war, die zerstreuten Waaren wieder aufzulesen. Die Alte, zu sehr an Streit gewöhnt, um ihn zu fürchten, in welcher Gestalt er ihr auch entgegentreten mochte, und verstimmt, wie sie ohnehin schon war, hob den hingeworfenen Handschuh lärmend auf. „Wollt Ihr das Schimpfen lassen, Ihr Duckmäuser!“ schrie sie. „Wollt Ihr das Maul halten, wo Ihr nichts zu sagen habt! — Rennt mir meinen Tisch um, daß das beste Obst in der Stadt in den Dreck fällt, und hintennach thut Ihr, als hätte man Euch ein Bein gestellt! Ihr Lügner, Ihr Sohn von einem Tagedieb, Ihr!“

„Weib!“ rief der junge Mann, „habe ich dein Obst umgeworfen? Gefallen bin ich über deinen schmutzigen Kram, und ich werde dich arretiren lassen, wenn du noch ein Wort weiter sprichst.“ Er wollte gehen, aber das Weib pflanzte sich so dicht vor ihm auf, daß er nicht um die Ecke konnte, und an der Straßenseite sperrte ihm bereits eine Gruppe Neugieriger den Weg.

„Arretiren!“ kreischte die Alte, „arretiren will Er eine ehrliche Frau lassen, der Er selbst die Aepfel umgestoßen hat und alles in die Gosse geschmissen, daß kein Christenmensch es mehr kauft? Er soll selbst auf die Wache, Er! Und nicht eher los soll Er kommen, als bis Er den Schaden ersetzt hat, den Er mir zugefügt.“

„Was habe ich mit Euern faulen Früchten zu schaffen, alte Hexe? Laßt mich vorüber!“

„Bezahlen soll Er, mein Junge, oder nach der Wache!“ schrie die Alte. „Was? meint Er, Er könne einer braven Frau ihr Gewerbe mit Füßen treten und sie hernacher schimpfen mit »Hexen« und »faulen Aepfeln«? Meint Er, es ginge Ihm nicht an den Kragen, weil Er so fein ist? Nein, es ist noch Gerechtigkeit bei der Polizei, und wer einen Menschen lädirt an Gut und Blut, der muß blechen oder sitzen.“

„Es ist Euch wohl um ein Stück Geld zu thun,“ sagte der junge Mann halb ärgerlich, halb amusirt; „da habt Ihr einen Gulden.“

Die Alte, welche recht gut wußte, daß der Wind und nicht der Fremde ihr Tischchen umgestürzt hatte, und die es anfangs bloß auf eine Aeußerung ihres Verdrusses, nachher auf eine kleine Prellerei abgesehen hatte, fing mit dem Gulden in der Hand eine laute Lobrede auf ihren bisherigen Widersacher an. Weil sie ihm aber zugleich den Weg frei ließ, eilte er davon und überließ es Andern, sein gutes Herz und seinen Gerechtigkeitssinn rühmen zu hören.

Er näherte sich einem Hause, welches im ersten Stocke eine Reihe erleuchteter Fenster zeigte, und befand sich bald in einem warmen, behaglichen Gemache einem Manne gegenüber, der ziemlich eben so jung und elegant und bedeutend hübscher als er selbst, aber bei weitem nicht so heiter war.

„Ach, Bruchland," rief der Eintretende, „da hat mich so zu sagen der Sturmwind zu dir hineingeweht. Beinahe wäre ich umgekommen, von einer plebejischen Rotte erwürgt. Bis jetzt habe ich geglaubt, nur bei Regen und Schneegestöber sei es gefährlich, sich zu Fuß auf das Pflaster zu wagen; heute Abend habe ich erfahren, daß es noch bei weitem tollkühner ist, dem Sturmwinde anders als auf dem Sattel seines Pferdes oder auf den Polstern eines Cabriolets zu trotzen."

„Was ist dir denn geschehen, Almen?" fragte Bruchland lächelnd. „Wenn man deinen Mantel betrachtet, sollte man freilich glauben, es sei etwas Besonderes gewesen; denn er sieht aus, als habe er dem nächsten Eckensteher bei einem Schläfchen im Rinnstein zum Kissen gedient."

„Nun, es war beinahe so, nur daß nicht der Eckensteher, sondern ich in der Gosse lag, und noch dazu befand ich mich auf dem Wege zur Gräfin Synthern. Ich wäre wirklich in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht Licht in deinen Fenstern gesehen hätte."

„Wie so? Warst du denn in einer so schlimmen Lage, daß dir mein Beistand wirklich hätte nöthig werden können?"

„Nein, das nicht; aber als ich dein Licht sah, schloß ich, daß du noch zu Hause seiest und dein Kammerdiener vermuthlich auch, und daß folglich mit dessen Hülfe der Schaden an meiner Toilette werde zu beseitigen sein; im andern Falle wäre ich genöthigt gewesen, den langen Weg zu meiner eigenen Wohnung und zurück noch ein Mal zu machen."

„Du hast sehr richtig geschlossen," sagte Bruchland, die Klingel ziehend. „Friedrich soll dich in wenigen Minuten

wieder so glänzend machen, als kämest du frisch aus den Händen deines eigenen Leibdieners."

Während dies geschah, plauderte der gutlaunige Gast weiter: „Hast du gehört, daß die Gesellschaft einen Zuwachs erhalten hat? Nicht? Nun, ich weiß wirklich nicht, wo du Augen und Ohren hast, Max; du weißt ja nie eine Neuigkeit."

„Das heißt, wenn ich sie nicht von dir erführe, wüßte ich sie nicht; denn du bist immer der Erste, der alles weiß. Weil du nun gewöhnlich die Güte hast, mich au fait zu setzen, halte ich es für überflüssig, mich um andere Quellen zu bemühen, — wahrscheinlich würden diese auch langsamer fließen."

„Ei freilich; darin kann ich dir nur Recht geben, Bruchland. Du hast dabei noch den Vortheil, immer die Wahrheit zu erfahren; denn, gestehe: habe ich dich jemals falsch berichtet?"

„Nie, wenn man nicht dich selbst hinter's Licht geführt hatte," sagte Max mit seinem eigenthümlichen Lächeln, worin sich weder Vergnügen noch Theilnahme aussprach, und welches bloß durch Gefälligkeit für seinen Gesellschafter hervorgerufen schien.

Dieser nahm aber Bruchland's letzte Bemerkung fast übel und wiederholte mißmuthig: „Hinter's Licht geführt? Ich wüßte nicht, Max, daß es je Einem gelungen wäre, mich hinter's Licht zu führen. Nun, wenn du denkst, ich hefte dir Märchen auf, oder was noch schlimmer wäre, ich lasse mir welche aufheften, so will ich mich lieber nicht bemühen, dir Geschichten zu erzählen, die du doch nicht glaubst."

„Du wirst doch nicht, nachdem du mich ein Mal neugierig gemacht hast, den Zurückhaltenden spielen wollen? Da! nun hat Friedrich sein Werk an dir vollbracht, — jetzt wirst du hingehen und dein hübsches Gesicht im Strahle der schönsten Augen in W... sonnen, während ich hier zurückbleibe, geplagt von Grillen und Langweile; es wäre doch barm-

herzig von dir, wenn du mir deine Neuigkeit zum Zeitvertreib zurückließest."

„Wie? Du willst nicht ausgehen?"

„Heute Abend nicht."

„Aber du bist ja im Abendanzug."

„Jawohl; ich wollte erst zur Gräfin Synthern gehen, aber ich habe meinen Sinn geändert."

„Possen! Du mußt mit."

„Ich muß? Weshalb?"

„Die Gräfin würde mich schön empfangen, wenn ich ohne dich käme."

Bruchland lächelte wieder in seiner Weise und fragte: „Bist du denn die Verpflichtung gegen sie eingegangen, mich immer und überall, wohin du gehst, mitzubringen?"

„Thu' nicht so unschuldig, Max; du weißt sehr wohl, daß Constanze dich auszeichnet, und sie weiß, daß ich etwas über dich vermag. Weil ich nun einer ihrer entferntern Anbeter bin, würde sie es gewiß nicht schön finden, wenn ich meine Macht über dich nicht zu ihren Gunsten anwendete."

„Oder du könntest gar," sagte Bruchland wirklich belustigt, „in den Verdacht kommen, deine Gewalt über mich eingebüßt zu haben. Damit man dir nicht so ungerechter Weise zu nahe trete, wird es besser sein, daß ich dich begleite. Friedrich, meinen Mantel! Den Wagen braucht's nicht, die Straßen sind trocken; du kannst aufbleiben, ich komme zeitig zurück."

Im Gehen sagte Almen: „Weil du so vernünftig bist, Bruchland, will ich dir auch die Neuigkeit erzählen."

„Laß hören," erwiderte sein Begleiter zerstreut.

„Die Gräfin Rechteren ist hier und geht wirklich in die »Welt«."

„Die Gräfin Rechteren? Ich kenne die Dame nicht."

„Natürlich; sie hat schon seit vier Jahren den Winter in Nizza zugebracht, weil sie leidend war."

„Vier Jahre! Das ist eine lange Zeit, um sie in Krankheit zu vertrauern. Arme junge Dame!"

„Junge Dame?" rief Almen erstaunt. „Aber was sprichst du denn, Max? Die Gräfin ist ja uralt."

„So wundert mich, daß du deiner Neuigkeit solche Wichtigkeit beilegst. Ich schrieb dein Interesse an der Gräfin ihrer Jugend zu."

„Nun, in ihrer Weise ist die alte Dame auch interessant; sie ist so bissig, wie Voltaire. Aber das würde mich wenig kümmern, wenn sie nicht ein junges Anhängsel hätte, dessen Schönheit noch größer als ihre Häßlichkeit ist."

„Aha! ist das des Pudels Kern!"

„Freilich; die Kleine ist excellent; solche Augen, solche Zähne, ein so schlanker, tadelloser Wuchs! Ich weiß nicht, warum man sie immer die Kleine nennt; sie ist eigentlich groß."

Diese Bemerkung erinnerte Max lebhaft an Helene, deren heiteres, kindliches Wesen ihr auch, trotz ihres schlanken Wuchses, den Beinamen „Kleine" verschafft hatte. Er unterdrückte einen Seufzer, während Almen harmlos weiter plauderte: „Wenn sie eleganter aufträte, würde sie selbst die Comtesse Constanze verdunkeln."

„Die Eleganz wird schon noch kommen," sagte Max, „wenn sie sich ein Mal etwas länger den Putz ihrer Rivalinnen angesehen hat."

„Ach nein; ich denke, es fehlt ihr an den Mitteln; sie ist nur das Gesellschaftsfräulein der Gräfin Rechteren."

„Ein Gesellschaftsfräulein? Und das beachtet ihr?" fragte Max erstaunt.

„Eine solche Schönheit rechtfertigt manches. Auch ist das Fräulein eigentlich von gutem, echtem Adel. Und überdies, man nähert sich ihr ja nicht mit bestimmten Absichten. Wenn man mit einer Erbin spricht, denkt gleich alle Welt an Heirath; das ist aber ganz anders bei einer jungen Dame ohne Ver-

mögen; da weiß Jeder, daß man bloß ein flüchtiges Vergnügen im Auge hat."

„Schöne Grundsätze!" bemerkte Bruchland bitter.

„Was ist denn da zu tadeln? Ja, wenn es eine Grisette wäre, mit der man sich einließe, da könnte Einer Uebeles davon denken, obgleich ich dabei auch nicht so viel Arges sehe. Was sollten die armen Mädchen anfangen, wenn kein Mensch sich um sie bekümmerte?"

„Sie blieben dann wenigstens vor Reue bewahrt."

„Pah, wie du sprichst, Max! Aber ich weiß, darüber ist mit dir nicht zu streiten. Um so mehr mußt du es dann auch billigen, daß unser Eins lieber in ein zartes Verhältniß zu der hübschen Gesellschafterin der alten Rechteren tritt. Das Mädchen hat so etwas Distinguirtes, so vollkommen das, was man digne nennt, daß gewiß Niemand ihr näher kommen wird, als sie selbst für gut findet; und weil sie, wie gesagt, von sehr guter Familie ist, so ist —"

„So ist sie gut genug, um auf feinere Weise verdorben zu werden?" unterbrach Bruchland ihn heftig. „Carl, Carl! Was für gedanken- und gewissenlose Menschen seid ihr! Es ist euch nichts so heilig, daß ihr es nicht verachten solltet, und ihr verbraucht Tugend und Menschenglück ohne Bedenken, bloß um die Zeit zu tödten."

„Ich weiß nicht, was für einen Ton du annimmst," sagte Almen empfindlich. „Wäre es vor Zeugen geschehen, Bruchland, so gern ich dich habe, ich wäre genöthigt, Genugthuung zu verlangen."

„Du hast Recht," sagte Max, sich zusammennehmend. „Niemand hat mich zum Richter über dich gesetzt, und wenn ich auch über einige Dinge verschieden von dir und den meisten unserer übrigen Bekannten denken mag, in einem Stücke bin ich dir vollkommen gleich" — er holte aus tiefer Brust Athem: „ich schlage die Zeit eben so zwecklos todt, wie ihr."

„Was, um's Himmels willen, möchtest du denn sonst beginnen, Max? — Arbeiten? Das überlaß Gelehrten und Beamten, Krämern und Handwerkern. Freue dich, daß du genießen kannst, ohne zu sorgen."

Bruchland und Almen traten in den Thorweg eines glänzenden Hôtels und erstiegen eine breite, erleuchtete Treppe, die, mit Teppichen belegt und mit Blumen geziert, eben so angenehm auf die Sinne wirkte wie die Temperatur des sanft erwärmten Vorsaales. In den Salons der Gräfin von Synthern war eine glänzende Gesellschaft versammelt, und Pracht und Geschmack reichten sich die Hand, in der Einrichtung der Zimmer sowohl wie in den ausgesuchten Toiletten der Anwesenden.

Nachdem die Eintretenden der Dame vom Hause die gebührende Achtung erwiesen hatten, mischten sie sich unter verschiedene, plaudernde Gruppen, bis endlich Beide sich in demselben Kreise wiederfanden, der sich um die Tochter des Hauses gebildet hatte. Sie wurden mit markirter Kälte von der Letztern empfangen; sie legte eine sehr sichtbare Zerstreutheit im Gespräch mit ihnen an den Tag, schien aber um so größeres Interesse für das leichte, artige Geplauder eines jungen Husaren-Officiers zu empfinden, der sich ihr zur Linken nachlässig über einen großen Polsterstuhl lehnte.

Max gab sich nicht lange Mühe, die Aufmerksamkeit des schönen, launenhaften Mädchens auf sich zu lenken; er schwieg bald, setzte sich in den Lehnstuhl, der dem Officier zur Stütze diente, und machte sich's darin möglichst bequem. Der junge Mann stutzte einen Augenblick, aber Bruchland sah so gutmüthig zu ihm auf und sagte so harmlos: „Die Comtesse will mir nicht erlauben, mit ihr zu sprechen, deshalb müssen Sie mir wenigstens das erlauben, daß ich ihrem Gespräche mit Ihnen zuhören darf," — daß der hübsche Husar seine Anmaßung lachend hinnahm.

„Weshalb kommen Sie denn so spät, Herr von Bruchland?" fragte eine Dame von zweifelhaftem Alter. „Haben Sie schon einen andern Besuch gemacht?"

„Keineswegs; aber mein Freund Almen hatte ein Unglück, und das hat unsere Ankunft verzögert."

„Ein Unglück? — Ist es möglich? — Mein Gott, was ist ihm denn begegnet?" fragten verschiedene Stimmen durch einander.

„Er war entsetzlich zugerichtet, als er bei mir ankam; mein Kammerdiener kann davon erzählen; der arme Bursche hat Mühe gehabt, ihn wieder präsentabel zu machen."

„Wovon ist denn die Rede?" fragte Almen, der, in ein anderes Gespräch verwickelt, nicht recht zugehört hatte, aber doch zu verstehen glaubte, daß von ihm gesprochen würde.

„Von dir," sagte Bruchland; „ich erzähle eben, daß du auf dem Wege zu mir einen räuberischen Anfall zu bestehen hattest."

„Einen räuberischen Anfall! — remarquable — schrecklich, terrible!" tönte es durch einander.

„Fragen Sie ihn selbst; er wird die Begebenheit am besten schildern können, denn er war natürlich selbst gegenwärtig."

Bruchland hätte seinem Freunde Almen keinen größern Gefallen erzeigen können, als daß er ihn zum Helden einer Geschichte stempelte, die er ihm noch dazu selbst zu erzählen überließ. Almen trug dann die Begebenheit so vor, daß es hübsch klang. Aus dem Apfel, über den er fiel, wurde ein baumstarker Kerl, der ihn unversehens niederwarf, aus der Obstfrau ein Haufen Trunkener und aus ihm selbst ein Held, der sie alle überwand durch die bloße Gewalt seines Wortes und die imponirende Ruhe, womit er ihnen gegenüberstand. Ausrufe des Staunens und der Bewunderung feierten seinen Sieg, und er würde alles, was er sagte, selbst geglaubt haben,

wenn ihn nicht Bruchland einige Mal mit seinem abscheulichen artigen Lächeln angesehen hätte.

„Es ist fabelhaft, solch ein Angriff auf offener Straße! Aber war denn kein Posten in der Nähe, den Sie hätten zu Hülfe rufen können?"

„Lieutenant von Ostitz denkt gleich an die bewaffnete Macht," sagte die Comtesse.

„Es bedurfte derselben nicht," versetzte Almen stolz; „sie zerstreuten sich ohnehin schnell genug, als ich ihnen streng zuredete."

„Es fehlt nicht viel, Herr v. Almen," bemerkte eine schöne junge Frau, die mit halbgeschlossenen Augen in einem Sessel lag und bisher ihre schönen Lippen noch nicht geöffnet hatte, „daß Sie die neue Berühmtheit von W... aus dem Felde schlagen."

„Welche neue Berühmtheit?" fragte Bruchland. „Ein Pianist? — eine Sängerin?"

„Mon Dieu! Nein! Herr v. Almen ist viel zu sehr pursang, um mit solchen zu concurriren."

Das Auge der Comtesse verrieth einige Unruhe, als sie mit scheinbarer Kälte sagte: „Sie denken wohl an die kleine Gesellschafterin der Gräfin Rechteren, liebe Charlotte?"

Die liebe Charlotte nickte bloß Ja mit einem eigenen, ganz eigenen Lächeln, während sie zum ersten Male die schönen, großen Augenlider weit öffnete, und die blauen Sterne dem sonst so indolenten Blick durch einen Ausdruck boshaften Vergnügens eine vorübergehende Lebhaftigkeit verliehen. Für diesen Abend hatte sie der Anstrengung und des Vergnügens genug gehabt; sie lehnte sich deshalb wieder zurück und beschränkte sich darauf, von Zeit zu Zeit ihre Blicke zu erheben, um die Comtesse anzusehen und zu lächeln, was dieser jedes Mal eine kleine Unruhe zu bereiten schien.

„Mir hat auch Almen schon von dieser jungen Dame erzählt," bemerkte jetzt Bruchland. „Ist sie denn wirklich so schön?"

„Ganz außerordentlich," erwiderte Constanze. „Und sie soll auch sehr liebenswürdig, sehr geistreich sein, versichert ihre Gebieterin."

„Welche Großmuth!" murmelte die schöne, schläfrige Dame. „Aber man weiß, daß Vorauslob schadet," fügte sie spitz hinzu.

„Fast glaube ich," meinte Lieutenant von Ostitz, „daß die hübsche Kleine Ihnen gefallen wird, Bruchland; es ist das Genre, welches Sie lieben."

„Wie so?" fragte Max, nicht sehr freundlich. „Kennen Sie denn meinen Geschmack so genau?"

„Genau — das will ich nicht behaupten; aber ein wenig doch. Versprechen Sie mir Spasses halber, wenn Sie das Fräulein sehen, mir zu gestehen, ob ich nicht richtig prophezeit habe, als ich sagte, Sie würden Gefallen an ihr finden."

„Und wenn ich richtig prophezeien kann," bemerkte Almen, „so würde die hübsche Kleine durchaus keinen Gefallen an unserm Gespräche über sie finden."

„Und Jemand anders kann ihm auch keinen Geschmack abgewinnen," sagte das Lächeln der trägen Schönheit im Sessel, und ihr Blick erhob sich fast bis zu dem schönen, stolzen Gesichte der Comtesse.

Diese versicherte, sie sei neugierig zu erfahren, ob die Voraussetzung des Herrn von Ostitz einträfe, und nahm ihn beim Wort, sie seiner Zeit von Herrn von Bruchland's Geständnissen zu benachrichtigen.

„Und mit solchen Erbärmlichkeiten bringen wir den Abend hin!" dachte Max; aber er wußte nichts Besseres zu thun, und so blieb er und nahm seinen flüchtigen Antheil an den oberflächlichen Gesprächen der Anwesenden.

Die alte Gräfin Synthern widmete sich mit pflichtschuldigem Interesse der Unterhaltung mit ihren Gästen; aber sie verlor dabei ihre Tochter so wenig aus den Augen, als sie jemals ihr Lieblingsproject, Constanze mit dem jungen Bruchland zu verheirathen, auf einen Moment nur aus den Gedanken verlor. Sie konnte bei diesem Entwurfe eigentlich auf nichts fußen, als auf ihren eigenen Wünschen; denn Max hatte nicht das Geringste gethan, was zu dem Glauben berechtigte, daß er wärmere Gefühle für die junge Gräfin hege. Wenn Constanze ihn bisweilen anzog und dann wieder abstieß, so war dies eben ihre Weise, wie es so häufig die Weise einer erklärten Schönheit ist, die nur selten ganz frei von Coquetterie bleibt. Dennoch hatte ihre Mutter bis zum heutigen Abende gewisse unbestimmte Hoffnungen aus dem Betragen des Freiherrn hergeleitet, welches auch wirklich so viel verrieth, daß er Constanzens Unterhaltung zu lieben und ihr vorzugsweise die Zeit, die er in Gesellschaft zubrachte, zu widmen schien. Heute aber legte er, und was das Schlimmste war, offenbar unwillkürlich, eine solche Gleichgültigkeit gegen die schöne Constanze an den Tag, und er saß so zerstreut, so wortkarg neben ihr, als hätte er nicht die geringste Ahnung von ihrer bezaubernden Nähe. Dies beunruhigte ihre planmachende Mutter nicht wenig, und sie beschloß, die Sache selbst in die Hand zu nehmen, um sie zu einem erwünschten Ende zu bringen. „Der junge Baron Bruchland hat einen eigensinnigen Geschmack," sagte sie zu sich selbst; „man ist gezwungen, ihn zu berücksichtigen. So glänzend Constanze in der Gesellschaft sein kann, so viel Welt sie hat, ihm würde sie besser gefallen, wenn er sie zu Hause, in ihrem natürlichen Wesen sähe. Ich muß ihm dazu Gelegenheit geben." Die kluge Dame hatte Recht, und das Mittel, welches sie wählte, um ihre Tochter in Bruchland's Augen liebenswerth erscheinen zu lassen, wäre ohne Zweifel das beste gewesen, wenn es in ihren Gemächern

nur ein „natürliches Wesen" und ein „Zuhause" in Bruchland's Sinne gegeben hätte.

Die Gräfin klagte sich noch an demselben Abende gegen verschiedene ihrer Gäste unwohl und fügte hinzu, wenn es sich nicht bald mit ihrer Gesundheit bessere, werde sie sich gezwungen sehen, auf alle größern Gesellschaften zu verzichten und sich auf den Empfang weniger vertrauter Freunde zu beschränken. Sie hoffe zwar, sie werde sich bald wieder erholen, denn sie wünsche nichts so sehr, als Constanze selbst chaperonniren zu können; wenn sie sich aber morgen nicht besser befinde als heute, werde sie ihre Schwägerin, Frau von Hammer, bitten müssen, Constanze auf den Ball beim englischen Gesandten zu führen.

Und so geschah es. Constanze erschien unter dem Schutze ihrer Tante auf dem Balle des Gesandten, und am darauf folgenden Abende saßen Mutter und Tochter im Boudoir der Erstern, einige „vertraute Freunde" erwartend. „Liebe Constanze," sagte die ältere Dame, „du könntest mir vorlesen; es macht einen guten Eindruck, wenn man sich zu Hause beschäftigt."

„Aber wen," fragte Constanze, nach deren Sinne diese sogenannte Zurückgezogenheit etwas höchst Unangenehmes war, „wen erwarten wir denn, Mama, um deswillen es sich der Mühe verlohnte, einen guten Eindruck zu machen?"

„Nun, du weißt's ja: deine Tante von Hammer, Fräulein von Berg, Baron Bruchland und Herrn von Almen."

Constanze warf ein wenig die schönen Lippen auf, als sei Niemand von den Genannten einer besondern Beachtung werth.

„Aber laß uns denn zu unserm eigenen Vergnügen etwas lesen, mein Kind; es verkürzt wenigstens die Zeit."

„So schlage etwas vor, Mama."

„Vorschlagen? — Nein, wähle nur selbst, Constanze."

„Da liegt »Der letzte Ritter« von Anastasius Grün und die »Rheinfahrt« von Wolfgang Müller."

„Ach nein, nur keine Gedichte, — du weißt, ich habe keinen Sinn dafür, und es kostet mich immer Ueberwindung, wenn ich dergleichen aus Gefälligkeit für Jemanden, der sich im Vorlesen gefällt, anhören muß.“

„Da ist »Ellen Middleton« von Lady Fullerton.“

„Ach nein — die schreibt so überspannt.“

„Oder Gutzkow's »Diakonissin«!“

„Um Gottes willen!“ rief die Gräfin, sogar mit der Hand abwehrend, „der Mensch schreibt so entsetzliche Sachen. Dein Bruder hat uns im vorigen Winter etwas aus den »Rittern vom Geist« vorgelesen; erinnerst du dich? Das Buch steckt voll abscheulicher, destructiver Ideen.“

„Aber, Mama, was möchtest du denn hören?“

„Hast du nichts von Sternberg? Der Mann führt seine Leser doch wenigstens in gute Gesellschaft.“

„Nicht immer, Mama,“ sagte Constanze mit einem kleinen spöttischen Lächeln. „Hier ist »Die gelbe Gräfin«. Soll ich damit anfangen?“

„Wie du willst; wir haben ja eben nichts Besseres.“

Constanze fing an vorzulesen; aber sie las schlecht, weil sie es ohne alles Interesse, bloß aus kühler Gefälligkeit gegen das Verlangen der Mutter that. So heikel diese sich in der Wahl der Lectüre gezeigt, mit so getheilter Aufmerksamkeit hörte sie jetzt zu; im Grunde langweilte auch sie die ganze Geschichte; und es würde noch schlimmer gewesen sein, hätte sie sich nicht damit unterhalten können, die Toilette Constanzens, die zwar nur für's Haus bestimmt aber doch mit ausgesuchtem Geschmack geordnet war, zu mustern. Vom Anzug und der Coiffüre ging sie zu dem Gesichte der Tochter über, und die stolzen, regelmäßigen Linien desselben, die Schönheit der Farben und vor allem der vornehme Ausdruck der jugendlichen Züge erfüllten ihr Herz mit mütterlichem Stolze. Doch war sie froh, als endlich Besuch angekündigt und die Damen von Hammer

und von Berg eingeführt wurden. Jetzt begannen Erkundigungen nach dem Befinden der Gräfin, Bedauern über ihren leidenden Zustand, Aeußerungen der Geduld und Ergebung und der Dankbarkeit für den freundlichen Zuspruch, bis die erwarteten Herren eintraten und dasselbe Stück in etwas veränderter Tonart nochmals aufgeführt wurde. Inzwischen hatte ein Diener den Theetisch arrangirt, und man richtete sich um denselben ein.

Frau von Hammer, die erprobte Vertraute ihrer Schwägerin, war auch dies Mal in die Absichten derselben eingeweiht worden, die man vor Constanzen selbst sorgfältig geheim zu halten suchte; denn hätte sie eine Ahnung davon bekommen, sie würde sie zum Theil aus Uebermuth, zum Theil aus ehrlichem, mädchenhaftem Stolze ohne weiteres vereitelt haben. Aber auch jetzt war sie in einer nicht besonders vergnügten Stimmung. Sie glaubte nicht recht an die Kränklichkeit ihrer Mutter und schrieb den Entschluß derselben, sich auf einen engern, geselligen Kreis zu beschränken, irgend einer unergründlichen Laune zu, die ihr um so unleidlicher vorkam, als sie selbst die Zerstreuungen des Weltlebens ihrer sogenannten Häuslichkeit bei weitem vorzog.

„Wie gemüthlich es hier ist,“ hob Frau von Hammer an. „Man findet doch in der ganzen Stadt kein so ansprechendes interieur, wie bei dir, Henriette. Du hast ein besonderes Talent, deine Zimmer so zu ordnen, daß man sie immer mit neuem Vergnügen betritt und sie nur ungern verläßt.“

Fräulein von Berg und der junge Almen stimmten bei; sie fanden das Cabinet charmant, das Etablissement vor dem kleinen Sopha gar zu hübsch und die ganze Einrichtung so wohnlich, so heimlich, daß nichts in der Welt damit zu vergleichen sei. Bruchland sagte nichts; seine Erinnerungen an die geliebte Heimath seiner Kindheit, die ihn seit einigen Tagen mehr als sonst beschäftigten, führten ihn unwillkürlich in das alte,

fast ärmliche Wohnzimmer zu Neukloster und zu Vergleichen desselben mit dem schönen, modernen Gemache, dessen Anmuth man nicht ohne Grund rühmte; und — so eigensinnig kann der vernünftigste Mensch in seiner Anschauungsweise sein — er gab dem altfränkischen Zimmer mit den wurmstichigen Bildern und den dürftigen Geräthschaften unbedingt den Vorzug.

„Die Damen lasen wohl, als wir eintraten?“ fragte Fräulein von Berg.

„Ja,“ erwiderte die Gräfin schnell. „Constanze las mir vor; sie hat dies kleine Amt übernommen, seit ihr Bruder auf Reisen ist. Meine Augen sind etwas angegriffen; aber ich bin so daran gewöhnt, mich täglich durch den Genuß einer ansprechenden Lectüre so zu sagen zu erfrischen, daß ich immer die Gefälligkeit meiner Kinder in Anspruch nehme, um mir vorlesen zu lassen.“

„Es ist auch sehr angenehm, zusammen zu lesen,“ meinte Fräulein von Berg.

„Das heißt, wenn man übereinstimmenden Geschmack besitzt,“ sagte Almen.

„Freilich,“ bemerkte Bruchland; „das läßt sich indessen bei Mutter und Tochter voraussetzen.“

Constanze hatte schweigend die Tassen geordnet, Thee in die Kanne geschüttet und hob jetzt den Silberkessel von der bläulichen Flamme, um die duftenden Blättchen mit dem ersten Aufguß zu befeuchten.

V.

Während so Helenens früherer Verlobter in der Welt gesucht und gefeiert wurde, während sein Nacken unbewußt die stolze Haltung, sein Schritt die achtlose Sicherheit Derer angenommen hatte, die sich durch wohlbegründetes Ansehen und

überwiegenden Reichthum jeder nicht freiwilligen Rücksichtnahme überhoben glauben, — wo war sie selbst, die sich in einem von dem seinigen ganz verschiedenen Stolze vorgesetzt hatte, ihren eigenen Weg zu gehen? — das Schwerste, was es für ein junges, verwaistes Mädchen gibt.

Arm, verlassen und unglücklich, wie sie war, hatte sie doch den Muth nicht verloren. Allen Bitten ihrer geliebten Pflegemutter hatte sie ihren festen Entschluß und die unabänderliche Ueberzeugung entgegengesetzt, es sei ihre Pflicht und das einzige Mittel für sie Alle, zu Ruhe und Frieden zu gelangen, daß sie Neukloster verlasse und fortan für Max verschollen bleibe. Sie drohte endlich sogar, wenn sie nicht die Einwilligung der Baronin zu diesem Schritte erlangen könne, denselben gegen deren Willen und ohne ihr Wissen zu thun. Frau von Bruchland, geübt im Nachgeben und durchaus nicht gewohnt, ihre Ansichten und ihren Willen einem stärkern gegenüber geltend zu machen, erkannte endlich die Richtigkeit und Nothwendigkeit von Helenens Vorhaben. Einmal dahin gebracht, war sie auch leicht zu bewegen, sich selbst um eine passende Stelle für ihr verwaistes Pflegekind zu bemühen. Durch diese Vermittelung kam Helene zu der Gräfin von Rechteren.

An Liebe gewohnt und von Natur sehr liebefähig, wurde es ihr äußerst schwer, sich in ihr Verhältniß zu der kalten, egoistischen Dame zu finden; so lange Frau von Bruchland lebte, hatte sie jedoch immer noch einen Halt. Ihre Pflegemutter schrieb ihr oft und stets mit ungeschmälerter Liebe und Anhänglichkeit, und somit bestand noch immer ein starkes Band, welches sie mit allem verknüpfte, woran ihre theuersten Erinnerungen hafteten. Als sie aber den Tod ihrer geliebten Wohlthäterin erfuhr, fühlte sie, daß ihr Leben jetzt völlig verödet, ihr Unglück vollendet sei. Frau von Bruchland hatte ihr kurze Zeit vor ihrem Ende eine kleine Summe gesandt, mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß sie ihr ausschließliches

Eigenthum sei, und mit der Bitte an Helene, ihr den Tod durch Annahme derselben zu erleichtern. Das Mädchen hatte den Wunsch der Sterbenden erfüllt, wie man eben einen letzten Wunsch erfüllt, mit der schmerzlichen Bereitwilligkeit, alles zu thun, was die geliebte Scheidende fordert, und mit der völligen Gleichgültigkeit gegen Geben und Empfangen, welche der Hinblick auf den Tod verleiht.

Schon länger als drei Jahre hatte Helene ihre Stelle als Gesellschafterin der Gräfin Rechteren inne; beinahe zwei Jahre war Frau von Bruchland todt, und es konnte Stunden geben, wo es dem Mädchen schien, als habe es nie Freude und Hoffnung gekannt, als sei das heitere, glückliche Leben, welches es einst in Neukloster geführt, nichts als ein Traumbild, das aller Wirklichkeit ermangele. Aber es gab auch Zeiten, wo Helene zu diesem Traumbilde floh wie zu einer Quelle des Lebens und sich daran zu stärken suchte zum Ertragen eines Daseins, das so farb- und freudlos war, wie ein hoffnungsloses Schicksal nur immer sein kann.

Die Gräfin Rechteren litt an einem Uebel, welches gleicherweise die arbeitslosen Reichen wie die angestrengtesten Denker und die fleißigen Geschäftsleute heimsucht. Die Hypochondrie hielt sie in ihren Krallen, und diese traurige Krankheit, die das von Natur mildeste Herz zu verbittern vermag, wie sie den geborenen Egoisten zum vollkommenen Tyrannen erzieht, hatte auch das ohnehin liebearme Gemüth der Dame vollends versäuert. Oft, wenn keine Mühe ausreichen wollte, um ihre Launen zu befriedigen, wenn nichts, was in menschlichen Kräften lag, ihren Forderungen genügte, dachte Helene, daß ihr Loos doch härter nicht mehr werden könne, und fand eine Art von Beruhigung in diesem Glauben; aber sie sollte erfahren, daß es ein irrthümlicher war. So lange die meist bloß eingebildeten Krankheiten der Dame sie abgehalten hatten, die Gesellschaften zu besuchen, war ihre Gemüthsstimmung noch

vergleichungsweise ruhig gewesen; jetzt regte die Unterhaltung sie auf, die nachfolgende Abspannung ermüdete sie; diese Gesellschaft mißfiel ihr, jene war zu spät, eine andere zu früh für ihre Gewohnheiten, und es gab überhaupt einen Zuwachs von Klagen, der nicht gering war. Jetzt sah Helene ein, daß man nie annehmen dürfe, das Maß eines Uebels sei voll gemessen; leider aber stand ihr kein anderes Mittel zu Gebote, sich ihr hartes Schicksal zu erleichtern, als daß sie sich mit größerm Gleichmuth zu waffnen suchte.

Es war ein rauhes Schlackwetter, welches die Straßen ungangbar machte und einem häuslichen Sinne die Behaglichkeit der eigenen vier Wände so recht zum Bewußtsein brachte. Ueber den unergründlichen Schmutz, der die Gassen der Stadt bedeckte, begann sich eine dünne Eiskruste zu bilden, die, unter jedem Tritte brechend, den Weg von Stunde zu Stunde holperiger machte. Ein sachter Nebelregen, der Tage lang die ganze Hauptstadt eingehüllt, hatte sich zu schweren, eiskalten Tropfen verdichtet, die, mit großen Schneeflocken vermischt, von einem scharfen Winde fast horizontal durch die Straßen getrieben wurden. Die Gaslampen blickten wie weißgelbe, entzündete Augen, ohne zu leuchten, durch das Gewimmel. Die beharrlichsten Pflastertreter verschwanden, die ausdauerndsten Eckensteher wurden unsichtbar, kein Stand hatte mehr einen Fiaker aufzuweisen; denn wer noch einige Groschen erübrigen konnte, fand es gerathen, heute der Berührung mit dem Schmutze und der Nässe auszuweichen. Alle Obstfrauen waren heimgewandert; — welchem Kinde sollte es an einem solchen Abende wohl einfallen, die warme, trockene Stube zu verlassen und sich durch einen Kampf mit dem Schlamme und dem Schneewasser für seine theuern Pfennige einige Aepfel zu erobern? Selbst das Geschlecht der Bettler und Vagabunden hatte sich in seine Höhlen verkrochen. Kein Hund zeigte sich in den Gassen; keine Katze streifte in den Dachrinnen. Kurz, jedes

Geschöpf, das mit einem eigenen Willen — man verzeihe uns den Ausdruck für Katze und Hund — und der Fähigkeit, ihm zu folgen, ausgerüstet war, suchte unter Dach und Fach zu kommen, um gegen die Unbilden des Wetters geschützt zu sein.

Es gab aber doch einen Menschen in der Stadt, der entweder eine andere Ansicht hegte oder keinen eigenen Willen hatte, oder demselben vielleicht nicht nachleben durfte. In der Josephstraße hielt vor einem großen Hause eine Kutsche; die daran gespannten Pferde waren in dicke, wollene Decken gehüllt, der Kutscher war vermummt bis zur Unkenntlichkeit, und doch schien es dem Manne und den Thieren schwer zu werden, dem rauhen Wetter Trotz zu bieten. Es schwebte fort und fort der Schall eines ungeduldigen Stampfens und Schüttelns und Schnaubens und der Ton halbunterdrückter Verwünschungen über der Gruppe. Bisweilen schien der Mann das unthätige Harren in Nässe und Kälte nicht mehr ertragen zu können, die Verzweiflung schien ihm Muth zum eigenmächtigen Handeln zu verleihen; er ließ die straffen Zügel nach, gab seinen Thieren einen leichten Schlag und ließ sie anziehen. Vielleicht ein Dutzend Fahrten mochte er an diesem Abende schon auf solche Weise begonnen haben, aber er kam nie weiter, als bis zur nächsten Hausthüre; dort zog er die Zügel mit aller Gewalt wieder an und nöthigte die Pferde, zurückzuschreiten, bis die Kutsche ihren Platz vor der Thüre ihrer Eigenthümerin wieder einnahm, wo nun das Harren und Stampfen und Schnauben und Fluchen von neuem begann.

Droben, in ihren reich ausgestatteten Gemächern, verweilte die Gebieterin und war noch nicht einmal entschlossen, ob sie sich diesen Abend ihres Wagens überhaupt bedienen sollte. Sie saß an ihrem Schreibtische und bedeckte gemächlich einige Bogen Briefpapier mit unleserlichen Zeilen. In einem zweiten Zimmer, welches durch eine offenstehende Doppelthüre mit dem ersten verbunden war, arbeitete ihre junge Gesellschafterin.

Nach einiger Zeit überlas die Gräfin eines der beschriebenen Blätter, schleuderte es ärgerlich von sich, hob es nach einigen Augenblicken wieder auf, durchflog es nochmals und zerriß es. Dann nahm sie ein neues Blatt und fing wieder an zu schreiben; aber es dauerte nicht lange, so langte sie nach einem andern, fertig geschriebenen Briefe, faltete ihn, legte ihn in ein Couvert und rief mit trockener, heiserer Stimme: „Fräulein v. Halden!“ Helene war augenblicklich an ihrer Seite. „Siegeln Sie, und machen Sie die Aufschrift — an meinen Bruder,“ sagte die Dame, ohne aufzublicken. Helene vollzog ihre Aufgabe und stand dann wartend da. „Wünschen Sie etwas?“ fragte die Dame in unzufriedenem Tone.

„Ich wünsche zu wissen, ob der Brief heut' Abend noch —“

„Natürlich; weshalb hätte ich mich sonst so geeilt? Lassen Sie ihn unverzüglich besorgen.“

Helene gehorchte, und als sie bei ihrer Rückkehr in's Zimmer ihre Dame immer noch schreibend fand, beschäftigte sie sich wieder still mit ihrer Arbeit.

Endlich legte die Gräfin ihre Feder hin, raffte ihre Papiere zusammen und schloß den Schreibtisch. Schwerfällig stand sie auf und ging mit der Miene des Ueberdrusses in das Zimmer, wo Helene saß. Als wisse sie nichts von der Anwesenheit des Mädchens, nahm sie, mit dem Rücken nach ihr hingewendet, vor dem offenen Holzfeuer Platz, und rückte und drehte ihren Sessel stöhnend hin und her.

„Fräulein v. Halden!“ sagte nach einer Weile die trockene Stimme wieder.

„Frau Gräfin?“ versetzte das Mädchen und legte die Arbeit hin.

„Ist vorgefahren?“

„Jawohl; vor mehr als einer Stunde schon.“

Wieder Schweigen. Die Gräfin drehte ihren Stuhl herum und faßte Helene ungefähr so in's Auge, als hätte sie dieselbe

heute noch nicht gesehen. „Sie haben sich zum Ausgehen angekleidet,“ bemerkte sie dann.

„Frau Gräfin haben es vorhin befohlen.“

„Was meinen Sie, soll ich noch ausgehen heut’ Abend?“

„Sie haben sich bei der Frau v. Hammer ansagen lassen, Frau Gräfin.“

„Ich könnte ja wieder absagen lassen.“

„So würde wohl keine Zeit mehr zu verlieren sein; es geht bereits auf —“

„Ich weiß, wie spät es ist, und es ist sehr überflüssig, daß Sie mich auf meine gesellschaftlichen Pflichten aufmerksam machen wollen.“

Helene schwieg.

„Ueberhaupt — Sie nehmen sich zu viel heraus, Fräulein. Es ist von durchaus keinem guten Einfluß auf Sie gewesen, daß ich Sie in Gesellschaft geführt habe. Man hat Ihnen einige unbedeutende Artigkeiten gesagt, und das macht Sie anmaßend.“

„Frau Gräfin irren sich,“ erwiderte Helene ruhig; „ich weiß genau, was ich von solchen nichtsbedeutenden Artigkeiten zu halten habe und lege ihnen nicht den geringsten Werth bei.“

„Sie täuschen sich, Fräulein; ich kann das besser beurtheilen. Was Sie auch sonst für Fehler haben mögen, — Sie waren früher wenigstens ziemlich bescheiden; das vermisse ich leider jetzt an Ihnen.“

„Das thut mir leid, Frau Gräfin,“ sagte Helene ohne alle Erregung, denn an solche und ähnliche Vorwürfe war sie so gewöhnt, daß sie viel härter ausgesprochen werden mußten, um einigen Eindruck auf sie zu machen. „Wenn Sie aber glauben,“ setzte Sie mit einem leichten Lächeln hinzu, „daß Gesellschaften einen so nachtheiligen Einfluß auf mich äußern, dann wäre es ja besser, daß ich davon ausgeschlossen würde.“

„Ach so, Demoiselle sind übeler Laune. Danach werden wir aber nicht fragen. Es könnte mir unwohl werden, und es wäre fatal, wenn ich dann nicht Jemanden in der Nähe hätte, der mein Uebel kennt. — Es ist also vorgefahren?"

„Ja wohl, Frau Gräfin."

„Wie ist das Wetter?"

„Regen und Wind und Schnee treiben wild durch einander."

„Es ist mir das zuträglicher als trockene Kälte. Wollen Sie die Güte haben, zu klingeln!"

Es geschah; als aber auf das Zeichen der Bediente erschien, hatte die Gräfin sich wieder nach dem Herdofen gewandt und war so in die Betrachtung des Feuers vertieft, daß sie ihn gar nicht gewahr wurde. Endlich wagte Helene zu sagen: „Frau Gräfin, Heinrich wartet auf Ihre Befehle." Nun erst wurde die Kammerjungfer citirt, um die Gräfin in Shawls und Mäntel zu hüllen, und Helene wurde entlassen, um sich selbst zum Ausfahren anzukleiden. Endlich gingen die Damen die Treppe hinunter, traten aus dem Hause und stiegen wirklich ein. Der halb erstarrte Mann auf dem Kutschbocke ließ wieder, vielleicht zum zwanzigsten Male, die Zügel nach, aber dies Mal hatte Heinrich die Decken abgenommen und die Pferde kamen wirklich über die Grenze an der nächsten Hausthüre hinaus.

Im Salon der Frau v. Hammer war es sehr lebhaft. Plaudernde Gruppen, Spieltische, von Wettenden umgeben, eine junge Dame am Clavier, von bewundernden Zuhörern gepriesen, Mütter und Tanten, Töchter und Nichten, alte Herren, die eine Bedeutung in der Welt, junge, die eine solche in der Gesellschaft hatten oder zu haben glaubten, waren durch das geräumige Zimmer und die daran stoßenden Cabinete vertheilt. Helene empfand es schmerzlich, daß sie hier eigentlich nichts gelte und zu Niemanden gehöre, und wäre gern zufrieden gewesen, wenn sie im Schatten ihrer schwerfälligen

Gebieterin wäre übersehen worden; aber schon hatten einige Elegants die „hübsche Kleine“ erspäht, und sie mußte die faden Plaudereien der jungen Stutzer anhören und erwidern.

Nicht weit von ihr, von einem andern Cirkel umgeben, saß die junge Gräfin Synthern, strahlend von Schönheit, Heiterkeit und Witz; sie hatte ihren herrlichsten Tag, ihre glücklichste Laune. Bruchland, der nicht lange nach der Gräfin Rechteren angekommen war, hatte sich nach Begrüßung der Frau vom Hause unter die heitere Gruppe gemischt, welche Constanze einschloß. Er fand sie heute bei weitem fesselnder und einnehmender als im Boudoir ihrer Mutter, und er legte seine Bewunderung für sie eben so unverhohlen an den Tag, wie der leichtherzige Almen und der wirklich von Constanzens Vorzügen bezauberte Ostitz.

Neben der jungen Gräfin lag Charlotte von Werder, dieselbe junge Dame, die wir schon ein Mal mit so indifferentem Air an Constanzens Seite sitzen sahen, in einem Polsterstuhle. Diese schöne Frau, welcher man die größte Gleichgültigkeit gegen die Wirkung ihrer Reize zuschrieb, besaß gleichwohl eine lebhafte Gefallsucht; sie wurde aber so sehr von einer angeborenen und anerzogenen Indolenz beherrscht, daß diese selbst ihre Eitelkeit besiegte. Allein obgleich sie es ihrer, ihr zur zweiten Natur gewordenen Trägheit gestattete, die Wirkung ihrer Schönheit zu neutralisiren, so haßte sie doch jede andere Bewerberin um den Apfel des Paris, und dieser Haß hatte sich allmälig auf Constanze, der man einstimmig den Preis zuerkannte, concentrirt. Sie hatte ihre Freude daran, „die Königin der Saison“, „die Perle der Gesellschaft“ zu verletzen und zu beunruhigen, und wo sich eine Gelegenheit dazu fand, ließ sie diese niemals unbenutzt entschlüpfen.

Heute war sie besonders aigrirt über das „knabenhafte“ Benehmen Bruchland's, der sich noch „kindischer“ geberdete, als dieser fade Almen selbst; und sie beschloß, seine Adoration

wo möglich auf einen andern Gegenstand abzulenken. „Mais, mon Dieu, Herr von Bruchland," hob sie an, „ich habe Sie in schwerem Verdacht!" Ihre rosigen Lippen lächelten ein wenig schelmisch, und sie erhob die Augenlider so weit, daß man sehen konnte, wie ihre Augen vom schönsten Blau waren.

„Welches Verbrechens halten Sie mich denn für schuldig, gnädige Frau? Sie sind ja zu gütig und sanft, als daß Sie eines harten Gedankens fähig sein könnten."

„Glauben Sie?" fragte sie gedehnt und sah ihn nun wirklich an; es war doch ein kleiner Funke von Energie in dem Blick, aber ehe Bruchland ihn aufgefaßt hatte, senkten sich wieder die Augenlider darüber, und sie fuhr in ihrem leisen, weichen Tone fort: „Entweder Sie sind so stumpf gegen eine der ersten Schönheiten unserer Zeit, daß Sie es nicht einmal der Mühe werth halten, ihrer zu erwähnen, oder Sie sind schon so bezaubert von ihr, daß Sie nicht mehr den Muth haben, sie zu nennen."

„Von wem sprechen Sie, Charlotte?" fragte Constanze.

„Von dem Gesellschaftsfräulein der Frau von Rechteren," war die Antwort. „Ich habe noch vorhin bei ihrem Eintritte die herrliche Form ihres Kopfes bewundert."

„Ist sie hier?" fragte Almen so lebhaft, daß Frau von Werder ihn mit einem anmuthigen Lächeln beehrte. Sie hatte zwar nicht das geringste Interesse für die arme Helene, aber sie wollte lieber die Schaar der jungen Männer getheilt, als sie sämmtlich ein ihr verhaßtes Idol bewundern sehen. „Sie ist hier mit der Gräfin," sagte sie, „und nach dem Aussehen der Letztern zu urtheilen, mag die arme kleine Halden heute keinen heitern Tag verlebt haben."

„Halden, sagten Sie?" rief Bruchland. „Ich bitte Sie, gnädige Frau, habe ich recht gehört?"

„Mein Gott, ja," sagte, höchst unangenehm von seiner ungestümen Art berührt, die schöne Frau in ihrem schleppend-

sten Tone. „Wußten Sie denn nicht, Baron, daß die Gesellschafterin der Gräfin ein Fräulein von Halden ist?"

„Von Halden? — Helene — heißt sie Helene von Halden?" fragte Max. Er war todtenblaß und kaum im Stande, zu sprechen.

„Ach, das weiß ich nicht; wer weiß auch den Vornamen eines Gesellschaftsfräuleins?" sagte Frau von Werder, sich von ihm abwendend. Seine Heftigkeit war ihr unausstehlich, denn Gemüthsbewegungen waren ihr noch verhaßter als Nebenbuhlerinnen.

Constanze hatte in seltsamer Spannung die Erschütterung Bruchland's wahrgenommen und selbst eine peinliche Empfindung dabei gehabt. Aber obgleich stolz und verzogen, war sie doch von Natur edelmüthig und wahr, und so sagte sie: „Ich weiß den Namen des schönen, jungen Mädchens; es heißt wirklich Helene."

„O, ich danke Ihnen," bemerkte Bruchland, sich gewaltsam fassend; „sie ist meine — meine nahe Verwandte, und es überrascht mich sehr, zu hören, daß sie in W . . . ist."

„Was für ein glücklicher Bursche du doch bist, Bruchland," rief Almen. „So unversehens in einem der schönsten Mädchen eine Verwandte zu entdecken."

„Ich muß sie aber sehen, meine — meine Cousine. Du kennst ja wohl die Gräfin Rechteren; willst du die Güte haben, mich ihr vorzustellen?"

„Mit Vergnügen," war die Antwort. Und Max ließ ihm kaum Zeit, sich flüchtig von Constanzen zu verabschieden; so sehr drängte es ihn nach dem Platze hin, wo die Gräfin Rechteren saß.

„Nun, Constanze, was sagen Sie dazu?" fragte Frau von Werder mit ganz offenen Augen und einem kleinen, malitiösen Lächeln.

„Fast möchte ich glauben," erwiderte Constanze, und sie lächelte auch ein wenig boshaft, denn sie empfand einen geheimen Schmerz, der sie zornig machte: „Herr von Bruchland habe in diesem Gesellschaftsfräulein etwas mehr als eine Verwandte wiedergefunden. Wenn nur nicht ein Duell zwischen ihm und seinem Busenfreunde, dem Herrn von Almen, daraus entsteht. Sie würden dabei in Verlegenheit kommen, Herr von Ostitz, welchem von Beiden Sie Ihren Beistand als Secundant sollten angedeihen lassen." Damit hatte sie den leichten Ton wieder angeschlagen, der für ihre Umgebung paßte, und man nahm ihn auf, froh, in der gewohnten, unbekümmerten Weise die Unterhaltung fortführen zu können.

Inzwischen hatte Almen seinen Freund zu dem Sitze der Gräfin v. Rechteren geführt; die alte Dame war aber in ein so angelegentliches Gespräch mit dem Geheimrath D., ihrem Leibarzte, vertieft, daß es ein höchst gefährliches Wagniß gewesen wäre, sie zu unterbrechen. Deshalb flüsterte Almen: „Ich will dich zuerst bei dem Fräulein einführen."

In demselben Augenblicke sah Max sich Helenen gegenüber.

Sie vernahmen Beide keine Silbe von der artigen Anrede Almen's, und Max, obgleich er darauf vorbereitet war, seine frühere Verlobte wiederzusehen, war fast eben so erschüttert, wie sie selbst. Als aber Almen schwieg, fühlte er die Nothwendigkeit, zu sprechen, und er sagte zitternd und kaum verständlich: „Helene — wie erfreut bin ich, dich nach so langer Trennung wiederzusehen!"

Helene hatte nicht umsonst so lange in sich selbst ihre einzige Stütze suchen müssen; ein solches Alleinstehen verleiht Selbstbeherrschung, und diese kam ihr jetzt mehr als je zu Gute. Sie reichte Max ungezwungen, wie einem alten Bekannten, die Hand, obgleich sie heftig zitterte, und sprach in freundlichem Tone, wenngleich mit blassen Lippen: „Lieber Max, ich wußte nichts von deiner Anwesenheit in W...;

du kannst also denken, wie sehr es mich überrascht, dich zu sehen."

„Du vermeidest zu sagen, daß es dich freut."

„O gewiß; wie sollte es nicht, guter Max?"

„Bruchland ist verwöhnt, mein gnädiges Fräulein," sprach Almen dazwischen. „Alle jungen Damen in W... zeigen sich so erfreut, wenn er sie mit seiner hohen Gegenwart beglückt, daß er glaubt, seine Cousine müsse wenigstens darüber in Entzücken gerathen."

„Sie wissen aber, Herr von Almen," sagte Helene, sich zu einem leichten Tone zwingend, „daß ich sehr viel Phlegma besitze; Sie haben es mir erst vor wenigen Tagen noch vorgeworfen."

Der zornige Blick, mit dem Bruchland den jungen Mann anblitzte, veranlaßte diesen, auszurufen: „Lieber Himmel, schlage nur nicht gleich in Flammen auf! Du siehst ja, deine schöne Cousine hat den Scherz nicht übel genommen, und so war er auch gewiß nicht gemeint."

„Nein, gewiß nicht," sagte Helene begütigend. „Wie sehr gleichst du doch deinem Vater, Max!"

Dieses einfache Wort, wie viele Erinnerungen rief es wach, und welch ein Sturm war damit in Bruchland's Seele erregt. „Helene!" rief er in einem Tone, dessen leidenschaftliche Wärme so wenig zu der glatten Kälte eines Salon-Gespräches paßte, daß die Gräfin Rechteren augenblicklich aufmerksam wurde und ihr strenges Gesicht mit der Miene vornehmer Mißbilligung ihrer Gesellschafterin zuwandte.

„Frau Gräfin," stammelte Helene, mühsam gefaßt, „erlauben Sie mir, Ihnen einen Verwandten von mir vorzustellen, mit dem ich hier zufällig zusammengetroffen bin — mein Vetter — der Baron Bruchland."

Beim ersten Theile von Helenens Anrede blieb das Gesicht der Gräfin in völliger Finsterniß; am Schlusse derselben hellte

es sich auf. Einen Mann von solcher Bedeutung, wie der junge Bruchland war, konnte man sich immer vorstellen lassen, und es mußte ohne Zweifel das Ansehen der Gräfin selbst erhöhen, eine junge Dame, die er als seine Cousine anerkannte, zum Gesellschaftsfräulein zu haben. Die Gräfin ließ sich in ein weitläufiges Gespräch mit ihm ein, erinnerte sich, seine Eltern und Herrn von Kleindank gekannt zu haben, sprach von dem Schlosse Raudten, wollte sogar in Neukloster gewesen sein und behauptete, Max als ganz kleines Kind auf ihren Armen getragen zu haben. Der junge Mann bewies sich sehr dankbar für eine so schmeichelhafte Erinnerung und ließ es sich so angelegen sein, der Gräfin freundlich entgegenzukommen, daß er sie wirklich dahin brachte, ihn, ehe sie den Saal verließ, einzuladen, sie und ihre junge Gesellschafterin, so oft seine Zeit es erlaube, zu besuchen.

VI.

So bereitwillig und schnell Bruchland von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, so oft wiederholte er seine Besuche und so eifrig bemühte er sich um die Gunst der Gräfin. Diese zu erwerben, gelang ihm bald, wohl hauptsächlich deshalb, weil es für die alte Dame ein ganz neues Gefühl war, einen so jungen und gefeierten Mann sich ausschließlich ihr widmen zu sehen. Daß bloß Zärtlichkeit für seine arme Cousine ihn zu dieser Artigkeit gegen sie bewegen könne, fiel der stolzen Frau nicht entfernt ein. Helene war in ihren Augen zwar hübsch genug, um eine Tändelei zu rechtfertigen; aber um einen so glänzenden jungen Mann wie Bruchland zu fesseln, dazu gehörten ganz andere Eigenschaften, als sie besaß: sie war arm und, obgleich von guter Herkunft, doch jetzt eine untergeordnete Person, ein bloßes Gesellschaftsfräulein. Nein, um

der petite pauvrette willen kam Bruchland nicht: die Mannchfaltigkeit in der Conversation der Gräfin, ihre vielfältigen Erfahrungen und die geistreiche Art, in welcher sie dieselben mitzutheilen verstand, das war es, was den angenehmen jungen Mann an ihr Haus fesselte. Daß er auch seine arme junge Cousine immer höchst achtungsvoll behandelte, sprach bloß für seine große Gutmüthigkeit; wahrscheinlich trug auch die Erinnerung an seine verstorbene Mutter dazu bei, die, wie man ja wußte, das Mädchen aus Barmherzigkeit erzogen hatte. Also war nichts Auffallendes bei der Sache, durchaus nichts; vielmehr war alles ganz in der Ordnung, und der junge Bruchland war sehr zu loben, daß er die gediegene Unterhaltung mit der Gräfin dem frivolen Tone vorzog, der in den Salons der Frau von Hammer oder der Gräfin Synthern an der Tagesordnung war.

Von einem ganz andern Gesichtspunkte aus betrachtete die Gräfin Synthern den Gang der Dinge. Nach allem, was sie sah und hörte, war sie davon überzeugt, daß der junge Bruchland wirklich in die kleine Halden charmirt, und daß sie der Magnet sei, der ihn in das Haus der alten Rechteren ziehe. Die Sache beunruhigte sie im höchsten Grade, und sie würde viel darum gegeben haben, hätte es in ihrer Macht gestanden, Helene aus W... zu entfernen. Aber wie sollte sie das angreifen? — Mit der Gräfin Rechteren aufrichtig sprechen? — Das ging nicht an; die alte Dame war so malitiös — ihr war gar nicht zu trauen; sie wäre im Stande gewesen, dem Baron Bruchland alles zu verrathen, was man ihr im tiefsten Vertrauen mitgetheilt hätte. Nein, man mußte der Sache von einer andern Seite beizukommen suchen: man mußte Helene angreifen, sie in den Augen ihres Bewunderers herabsetzen. Aber wie? — Die Angelegenheit regte die Gräfin so sehr auf und versetzte sie in solche Unruhe, daß sie sich sogar körperlich davon ergriffen fühlte und

zu fürchten anfing, ihre früher bloß erdichtete Krankheit könne in eine wirkliche ausarten.

Aber es war nicht so leicht, Helenen eine übele Nachrede anzuhängen. Sie besaß so viel angeborene Würde, einen so sichern Takt und war aller Gefallsucht so fern, daß sie sich in den Gesellschaften, wo sie zu erscheinen gezwungen war, bereits eine feste Stellung erworben hatte. Jeder sah, daß sie keinerlei Ansprüche auf eine Auszeichnung irgend welcher Art machte; daß sie es ganz zufrieden sei, völlig übersehen zu werden. Jeder fühlte aber auch, daß sie, sobald man sie beachten wollte, die volle Hochachtung und Anerkennung forderte, die jede gebildete und untadelige Frau mit Fug und Recht beanspruchen darf. Nun ist es indessen ganz gewiß, und es war auch hier der Fall, daß eine schöne, kluge Frau in der guten Gesellschaft so behandelt wird, wie sie selbst es fordert. Danach hatte Helene stets gehandelt, und zwar mit Erfolg. Ihr gegenwärtiges Leben bot also keine verwundbare Stelle; man mußte versuchen, ihre Vergangenheit anzutasten. Aber wer kannte diese? — Wo und was war sie, bevor sie zur Gräfin von Rechteren kam? — Das mußte erforscht werden, und es konnte so schwer nicht sein, irgend einen dunkeln Fleck zu entdecken, der zum vorgesetzten Ziele leiten sollte. Es fiel der Gräfin Synthern nicht ein, daß sie durch ihre unberufene und eigentlich perfide Einmischung in eine fremde Angelegenheit etwas sehr Gehässiges unternehme; sie war überzeugt, bloß ihre Mutterpflichten gegenüber ihrer eigenen Tochter zu erfüllen und noch obendrein dem jungen Bruchland eine Wohlthat zu erweisen, weil sie ihn abhalte, sich selbst zu ruiniren und seine glänzende Zukunft an ein armes Gesellschaftsfräulein wegzuwerfen.

Inzwischen liebelte Constanze ein wenig mit dem Lieutenant von Ostitz und coquettirte mit Herrn v. Almen. Ihre Mutter aber sagte zu Frau v. Hammer, daß man Constanzens

taktvolles Benehmen nicht genug bewundern könne; sie fühle sich ohne Zweifel sehr verletzt durch Herrn v. Bruchland's unverantwortliches Betragen, aber Niemand könne das auch nur im Geringsten bemerken, und sie selbst, die Mutter, würde es nicht glauben, wenn sie nicht wüßte, daß der Baron ihrer Tochter wirklich einiges Interesse eingeflößt hätte.

Die arme Helene! Wie wenig wußte sie von der Unruhe, die sie erregte, und wie so gar unbekannt war ihr die unangenehme Wichtigkeit, die sie in den Augen der Gräfin Synthern erlangt hatte, welche sie fortwährend durch ein hochmüthiges Ignoriren ihrer Anwesenheit zu kränken suchte. Ihre Stellung im Hause ihrer Gebieterin war, seit Bruchland Zutritt in demselben erlangt hatte, eine viel erträglichere geworden. Es fiel der alten Dame nicht ein, nach dem Grade der Verwandtschaft zwischen den beiden jungen Leuten, der eigentlich ein sehr entfernter war, zu forschen; daß der hochgestellte junge Mann Helene als seine Cousine anerkannte, war hinreichend, dem Mädchen eine humanere Behandlung von Seiten der alten Dame zu verschaffen. Diese Erleichterung nahm Helene mit dankbarem Herzen an. Durch Bruchland's Anwesenheit in W... und seine unzweifelhaft noch fortlebende Zärtlichkeit für sie fühlte sie sich aber im höchsten Grade beunruhigt. Wie sollte sie ihr, seinem Vater gegebenes Wort lösen, wenn er fortwährend ihre Nähe suchte und aus jedem ihrer Worte, aus jedem ihrer Blicke neue Nahrung für seine Liebe zu ziehen schien? Würde sie genugsame Kraft haben, ihn zurückzuweisen, wenn er sich ihr mit bittenden Worten, mit liebevollen Klagen, mit zärtlichen Vorwürfen nahte? Würde sie stark genug sein, ihm jede Hoffnung zu entreißen, da ihr Herz noch mit allen seinen Fasern an ihm hing, an ihm, der sich so treu erwies? Sie erhielt keine deutliche Antwort, wenn sie diese Fragen sich selbst stellte; und das Einzige, was sie thun konnte, war, daß sie es ihrem einstigen Verlobten unmöglich

machte, sie allein zu sprechen. Ihre abhängige Stellung kam diesem Bemühen zu Hülfe, und es waren schon mehr als zwei Monate seit dem Zusammentreffen im Salon der Frau von Hammer verflossen, ohne daß Bruchland durch etwas Anderes, als eine flüchtige Anspielung in Gegenwart fremder Zeugen, ihr Gedächtniß auf ihr früheres Verhältniß zu ihm hätte zurückführen können. Sie antwortete ihm nie in ähnlicher Weise, ja, sie schien diese Anspielungen nicht einmal zu verstehen, und er wollte oft verzweifeln, wenn sich ihm der Gedanke aufdrängte, sie habe aufgehört, ihn zu lieben, sie sei in der harten Schule des Unglücks wirklich so kalt geworden, wie sie schien. Aber dann fing er bisweilen, wenn sie sich unbeachtet glaubte, einen Blick auf, in dem die alte Liebe lebte; dann sah er, wie von fern her ihre sanften, klaren Augen mit sorgender Zärtlichkeit an ihm hafteten, und die alten Wünsche und die alten Hoffnungen lebten wieder auf. Wenn er sich aber ihr zu nähern suchte, fand er sich eben so zurückgewiesen, wie zuvor.

Der Fasching ging zu Ende; die Schneeglöckchen, welche mit ihren weißen Köpfchen das Nahen des Frühlings einläuteten, deuteten zugleich an, daß der künstliche Flor der Winterlustbarkeiten bald dem einfachern Vergnügen des Landlebens werde weichen müssen. Unter andern glänzenden Festlichkeiten, die den Schluß der Saison feierten, war auch ein Hoffest, bestimmt, die Blüthe der Gesellschaft um den Herrscher des Landes und seine liebenswürdige Gemahlin zu versammeln. Auch die Gräfin Rechteren, obgleich wenigstens gewiß keine frische Blüthe, war zu diesem Feste befohlen worden, und hatte, seit ihr die Einladung zugekommen war, Bruchland und Helene von nichts Anderm unterhalten, als von den verschiedenen Hoffesten, denen sie in ihrem Leben beigewohnt hatte. Und welche Mühe kostete es, den Anzug zu wählen, und als der große Tag erschien, welche ungeheuere Anstrengung, die

Toilette zur Zufriedenheit der Dame zu beenden! Endlich jedoch kam man damit zu Stande, und Helene, die nicht courfähig und also heute der Pflicht, ihre Dame zu begleiten, ledig war, horchte mit wahrer Freude dem Rollen der sich entfernenden Räder, das ihr einen — nach drei langen, zwangvollen Jahren — einen einzigen freien Abend verhieß.

Was das sagen will, vermag nur nachzuempfinden, wer selbst abhängig war und das Drückende eines steten Zwanges erprobt hat. Wie das Mädchen in sein Stübchen hinauf eilte! Wie es, oben angekommen, tief aufathmend umherblickte und, die Hände froh in einander drückend, sich selbst zu beglückwünschen schien! Das war wieder ein Schimmer von der alten, heitern Helene, dies Lächeln gehörte wieder ihr selbst, und diesen kleinen, allerliebsten Freudensprung, wie oft hatte das alte Wohnzimmer in Neukloster ihn gesehen!

Helenens kleines Stübchen, in seiner fast ärmlichen Einrichtung so verschieden von den glänzend ausgestatteten Gemächern ihrer Gebieterin, hatte gleichwohl das Heimische für sie, was das eigene Zimmer so leicht für gemüthvolle Menschen annimmt. Sie hatte sich auch bestrebt, es so wohnlich zu machen, als möglich. Die knappen Vorhänge vor der Glasthüre des Alkovens, der ihr Bett enthielt, und vor dem einzigen, schmalen Fenster waren so zierlich, als man sich denken mag, aufgebunden. Die blauen Zitzüberzüge der alten Möbeln waren sauber, die wenigen Bilder hübsch geordnet und selbst die Risse in den alten Tapeten mit großer Sorgfalt ausgebessert. Vor dem Fenster stand ein kleines Gitterwerk, mit Schlingpflanzen durchzogen, auf dem Tische ein krystallhelles Glas, in dem ein Strauß Primeln seine goldbraunen Kelche entfaltete.

Helene stellte ihre kleine Lampe daneben und setzte sich, die Hände auf dem Rande des Tisches über einanderlegend. „So glücklich war ich noch nie in W...,“ sagte sie zu sich selbst.

„Was soll ich nun thun heute Abend? Wenn ich Freunde hätte, die nach Nachricht von mir verlangten, ich würde heute herzliche, ausführliche Briefe schreiben — so aber —“ ein kleiner Seufzer hob doch die Brust des Mädchens. „Ich wüßte Niemanden, an den ich eine Zeile richten könnte; mit dem Schreiben ist es also nichts. — Ich will arbeiten, bis Heinrich mir den Thee bringt, und dann lese ich, bis die Gräfin nach Hause kommt. Ja, so ist der Abend gut eingetheilt, und die Zeit wird mir wohl zu schnell verfliegen.“

Sie führte ihren Vorsatz aus und setzte sich mit einer kleinen Stickerei zurecht. Anfangs war sie sehr emsig; aber eine Beschäftigung, die weder von der Nothwendigkeit auferlegt, noch zu einem bestimmten Zweck unternommen wird, sondern bloß in der Absicht, die Zeit auszufüllen, kann Niemanden recht ernstlich fesseln. Helene erfuhr dies auch bald; ihre Hände lagen lässig im Schooße, und ihre Gedanken waren über die Grenze ihres Stübchens hinausgeschweift, lange ehe sie selbst sich dessen bewußt wurde.

Allmälig verlor sich die Heiterkeit, mit welcher sie ihr kleines Zimmer betreten hatte. Die Linien des feinen Gesichtchens nahmen wieder den Ausdruck ruhiger Betrübniß an, der selten aus ihnen verschwand; die Augen starrten erst lange in's Leere hinaus und füllten sich endlich mit Thränen. Dies brachte sie wieder zu sich. Sie trocknete entschlossen ihre Augen und sagte versichernd zu sich selbst: „Nein, es ist unmöglich; Max kann nicht so unglücklich sein wie ich. Er hat einen Vater, der ihn liebt und mit Recht stolz auf ihn ist; er hat Reichthum und Ansehen, Freunde und Bekannte; es ist nicht anders möglich: er muß viel, viel glücklicher sein als ich. Aber es taugt nicht, so allein da zu sitzen und zu grübeln. Ich will anfangen zu lesen, das wird besser sein.

Sie stand auf, ein Buch zu nehmen, als die Thüre geöffnet wurde. „Bringen Sie den Thee, Heinrich? — Ist es schon so spät?“ fragte sie verwundert.

„Nein, Fräulein, hier ist Ihr Vetter, Herr von Bruchland, und wünscht, Sie einen Augenblick zu sprechen,“ war die Antwort. Der Angemeldete stand im Zimmer und der Diener hatte es verlassen, ehe Helene wußte, wie ihr geschah.

„Endlich, endlich, Helene, treffe ich dich allein!“ rief Max, kam auf sie zu und wollte sie umfassen.

Sie wich zurück und sagte, mit der Hand abwehrend: „Das ist nicht recht, das ist nicht gut, Max; du hättest nicht kommen sollen, da du weißt, daß die Gräfin nicht zu Hause ist.“

„Eben darum aber bin ich hier. Ich habe mich auf dem Hofballe gezeigt, und dann bin ich hergeeilt, weil ich wußte, daß dies wahrscheinlich auf lange hin die einzige Stunde ist, wo du meinen Versuch, dich allein zu sprechen, nicht würdest vereiteln können. Hätte ich nicht schon Wochen lang auf diesen Abend gehofft, ich hätte es nicht mehr ertragen, so unnatürlich fremd dir gegenüber zu stehen; ich hätte dich gezwungen, mich anzuhören, wäre es auch in der Gegenwart der Gräfin gewesen.“

Helene antwortete ihm nicht, obwohl er eine Antwort zu erwarten schien; als sie nicht erfolgte, sagte er traurig: „O, Helene, wie grausam bist du gegen mich!“

„Ach, Max, bist du es nicht vielmehr gegen mich?“ fragte sie.

„Wie, Helene?! Was that ich, um einen solchen Vorwurf zu rechtfertigen? Habe ich mich von dir abgewendet, wiewohl ich wußte, daß mit mir all' dein Glück dich verlassen würde? War ich lebendig todt für dich, obgleich ich fühlte, daß ich dich dadurch in Verzweiflung stürzte? Und als du mich wiederfandest, und ich dir so nahe stand, daß deine Hand mich erreichen konnte, daß du den Hauch meines Mundes

fühlen mußtest, habe ich mich da von dir gewandt, kalt, kalt wie der Haß oder die Gleichgültigkeit?"

„Nein, Max, lieber Max," sagte das Mädchen, beinahe weinend; „du hast das nicht gethan, gewiß nicht. Aber du willst sagen, daß ich es gethan habe. Und es sieht so aus."

„Und ist es nicht wirklich so?"

Sie schüttelte den Kopf und sagte treuherzig: „Nein, es ist nicht so, wie du dir einbildest. Werde nicht böse, Max, sonst muß ich immer an deinen Vater denken, und das kann ich nicht — ich will es redlich gestehen — ohne ein bitteres Gefühl."

„Ah — er hat dich gezwungen?"

„Das hat er nicht gethan, und Zwang würde ich mir auch nie haben gefallen lassen, wo es unser Glück galt, — dein und mein Glück, Max."

„Und doch hast du mir entsagt? Das kann ich nicht begreifen, Helene."

„Ich dachte nicht an mich, Max, als ich den bittern Entschluß faßte und ausführte. Um meinetwillen verließ ich nicht Neukloster, nicht deine Mutter, meine einzige Freundin auf der Welt."

„So thatest du es wohl um meinetwillen?" fragte Max nicht ohne Bitterkeit.

„Gewiß, um deinetwillen. Ich hätte dem Zorne deines Vaters wohl trotzen können, du durftest es nicht; ich konnte seinen Segen entbehren, seinen Fluch tragen — er war *mein* Vater nicht. . . . Mein Wohlthäter? Alles Gute, was er mir erwiesen, war durch die Erniedrigung, die er mir in den letzten Stunden zufügte, aufgehoben. Ich hatte also keine Rücksichten auf ihn zu nehmen."

„Und dennoch gingst du?"

„Und dennoch ging ich — für dich. Du, das wußte ich, fandest kein Glück ohne seinen Segen; dich verfolgte ein stetes

Elend in seinem Fluch. Ich wußte auch, daß du mich nicht verlassen konntest; dann hätte die Qual deines Gewissens eine andere Gestalt angenommen. Niemand konnte dich retten, als ich; ich that es dadurch, daß ich ging. Wir beide haben nun das Bewußtsein, Max, daß du, wenn auch nicht glücklich, doch auch nicht schuldig bist."

„O, Helene! Warum zwingst du mich, zu sagen, daß du recht gethan — als du dich und mich elend machtest?"

„Siehst du, Max? — Deine Mutter stimmte mir auch bei; und von ihrem Segen begleitet, habe ich Neukloster verlassen."

„Aber jetzt, Helene, jetzt, da ich dich wiedergefunden, da die Vorsehung selbst uns wieder zusammen geführt zu haben scheint, jetzt kannst du nicht fordern, daß ich mich auf's neue von dir trennen und dich in Verhältnissen lassen soll, die deinen Lebensmuth brechen und selbst deine Gesundheit zerstören müssen."

„Aber was könnte denn geschehen, Max, um mich in andere Verhältnisse zu versetzen?"

„Du fragst, Helene? Und dein Herz sagt dir nicht, daß ich zu meinem Vater gehen und ihn in Kenntniß setzen will, wie wir uns wiedergefunden haben, unverändert in unserer Treue und Liebe, und wie wir beide kein anderes Glück und keine andere Hoffnung kennen außer dieser Liebe?"

„Und das, glaubst du, wird ihn rühren? — Max, kennst du deinen Vater nicht?"

„Wenn es ihn nicht rührt, so kehre ich zu dir zurück, mit dem Bewußtsein, meine Pflicht als Sohn vollkommen erfüllt zu haben, und mit der Berechtigung, auch ohne des Vaters Einwilligung dich zu der Meinigen zu machen."

„Ich weiß, wie bald du diese Berechtigung in Zweifel ziehen, und wie unglücklich du dich dann fühlen würdest. Nein — versprich mir, Max, daß du ohne deines Vaters Einwil-

ligung nicht nach W... zurückkehren willst, so lange die Gräfin sich hier aufhält."

„Das hieße ja," fuhr Max auf, „dir das Versprechen geben, dich nicht wiedersehen zu wollen?"

„Siehst du? Du selbst kannst nicht an deines Vaters Einwilligung glauben, und du wirst sie auch nie erlangen. Was ist denn geändert in deinen und meinen Verhältnissen, seit wir uns am Morgen nach jenem verhängnißvollen Abende getrennt haben, der deinen Vater zum reichen Manne machte? Du bist gestiegen in den Augen der Welt, das gesuchte und bewunderte Kind des Glückes; ich bin die arme Gesellschafterin einer vereinzelten, alten Frau, froh des Schutzes, den ich genieße, und des Unterhalts, den ich mir verdiene. Kann es in den Augen deines Vaters etwas Ungleichartigeres geben? Und wie er, so denken Tausende. Seit ich die Welt kennen gelernt, habe ich auch eingesehen, daß er zu entschuldigen ist, wenn er von mir forderte, ich solle von dir lassen."

„Helene, welche Worte!"

„Glaubst du, ich spräche sie ohne Schmerz, und es kostete mich nicht die Anstrengung aller meiner Kräfte, mich mit einem Anschein von Ruhe in das Unvermeidliche zu fügen? Sieh', ich habe mich bemüht, die Ueberzeugung zu erlangen, daß alles, was wir leiden, doch endlich sich als eine liebevolle Fügung des Himmels erweist. Meine Jugend, unter den Augen deiner theuern Mutter, war zu glücklich; und du, Max — alle deine Wünsche waren befriedigt, bis auf den einen nach Reichthum. Vielleicht hat die Vorsehung ihn deshalb erfüllt, um dir zu zeigen, wie wenig irdischer Besitz wahrhaft zu beglücken vermag."

„Eine harte Lehre für das leichte Vergehen eines knabenhaften Wunsches!" sagte Bruchland bitter.

„Ja, sie ist hart, mein armer Max," erwiderte Helene, „und doch vertraue ich, daß wir einst ihren Nutzen einsehen

werden. Jetzt aber habe ich eine Bitte an dich. Gehe zu deinem Vater; sage ihm, daß du mich wiedergefunden hast, und was dein Herz dir sonst noch eingibt: den Erfolg sehe ich voraus..... wenn er so ist, wie ich mir ihn denke, so komme nicht wieder an den Ort zurück, wo die Gräfin Rechteren sich aufhält. Du kannst gehen, wohin du willst; die Welt steht dir offen. Wohin sollte ich mich aber wenden? — Ich habe keine Eltern, in deren Hause, ist es auch noch so arm, die Tochter immer einen angemessenen Zufluchtsort findet; ich habe keine Freunde, die mich aufnehmen würden. Nein, Max, wenn du mich zwängest, dieses Haus zu verlassen — ich wüßte nicht, wohin ich meinen Fuß setzen sollte!"

Trotz aller Anstrengung Helenens, ruhig zu sprechen, zitterte ihre Stimme, und die Augen, die sie bittend auf den Verlobten heftete, standen voll bitterer Thränen.

„Dahin ist es mit uns gekommen!" rief Max. „Dahin hat meines Vaters Härte uns gebracht! . . . Aber warum unterwirfst du dich ihm? — Warum, Helene, warum hast du nicht den Muth, ihm zum Trotz glücklich zu sein?"

„Einem Vater zum Trotz kann man nicht glücklich sein. O, ich bitte dich, Max, versprich mir —"

„Nein, ich will dir nichts versprechen. Ich will nach Raudten und meinem Vater zu Herzen reden. Die Mutter ist todt; sie hat dieser unselige Reichthum vor der Zeit in's Grab gebracht. Sollen auch wir durch ihn zu Grunde gehen? — Ohne Kampf wenigstens nicht!"

Helene seufzte tief. Sie konnte sich über das Resultat des Versuches, den Max noch ein Mal zu machen im Begriffe stand, nicht täuschen. Sie kannte den Freiherrn besser als er, für den die Mutter das väterliche Bild immer mit einem Nimbus umgeben hatte, der selbst die Schwächen und Fehler des verehrten Mannes als hervorragende Eigenschaften erscheinen ließ. Auch wußte sie besser als Max selbst, wie

sehr er von seinem Vater beherrscht wurde, und wie nothwendig ihm in allen Dingen die väterliche Billigung zu seinem Glücke war. Sie wollte aber ihre trübe Voraussage nicht wiederholen, sondern sagte nur: „So gehe denn mit Gott, Max. Wann willst du abreisen?"

„Morgen werde ich die nöthigen Vorbereitungen zur Reise machen; am Abende sehe ich dich noch ein Mal, und sollte es auch in Gegenwart deiner Gräfin sein; übermorgen in aller Frühe reise ich ab. Und wenn ich zurückkehre mit des Vaters Einwilligung — Helene?"

„O, Max," sagte Helene und ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor: „was du auch bringst — es kommt von deinem Vater und von Gott — nur um das Eine bitte ich dich, erschwere mir nicht, meine Pflicht zu thun!"

Er umfaßte sie schweigend und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne.

Im nächsten Augenblick war sie allein. Sie setzte sich und lauschte dem festen, elastischen Schritte, wie er den Corridor entlang und die Treppen hinunter eilte. Endlich verhallte der Ton. In der lautlosen Stille, die sie nun umgab, fühlte Helene sich verlassener als je. Sie lehnte die Arme auf den Tisch und beugte das Gesicht in die Hände; und ein sorgen- und kummervolles Nachdenken beschloß die einsamen Stunden, von deren friedlicher Stille sich das arme Mädchen einen so seltenen Genuß versprochen hatte.

Wie wenig ließ sie sich's träumen, daß dieser Abend noch einen andern Einfluß auf ihre nächste Zukunft üben werde, und daß unter den glänzenden Scenen des Hoffestes Worte gesprochen, Bemerkungen hingeworfen würden, die sie selbst nahe und peinlich berührten! Wie selten ahnt der redliche, arglose Mensch, der selbst jede unberufene Einmischung in fremde Angelegenheiten vermeidet und eine ungerechte gar für unmöglich hält, daß Andere mit gewissenloser Anmaßung in

sein Schicksal eingreifen und in kühler Berücksichtigung ihres eigenen Vortheiles das Glück und selbst die Existenz ihres Nächsten antasten!

Die alte Gräfin Synthern hatte in Bezug auf Helene so viele Erkundigungen eingezogen, wie nur eben möglich; was sie aber erfuhr, war nicht recht nach ihrem Sinne. Die Vergangenheit des armen Mädchens konnte durchaus nicht dazu dienen, ihr in Bruchland's Augen zu schaden, machte sie aber zur gefährlichsten Nebenbuhlerin für die schöne Constanze. Die Gräfin, welche schon vor längerer Zeit wieder genesen war, glaubte, weil ihre häusliche Zurückgezogenheit ohne Wirkung blieb, — denn Bruchland sah sich nur selten veranlaßt, sie zu theilen, — sich entschließen zu sollen, Helenens Stellung im Hause der Gräfin Rechteren bei der ersten besten Gelegenheit zu lockern. Der Hofball gab ihr eine solche an die Hand, wie sie nicht günstiger gedacht werden konnte, und die gewandte Frau benutzte sie ohne Säumen.

Die Schönheit und anmuthige Haltung Constanzens hatte schon mehrmals die Aufmerksamkeit der Königin auf sie gelenkt. Am heutigen Abende zeichnete die hohe Frau sie ganz besonders aus und unterhielt sich auch längere Zeit mit ihrer Mutter. Dies blieb natürlich nicht unbemerkt. Kaum hatten die Majestäten sich zurückgezogen, als eine Fluth von Glückwünschen die Gräfin Synthern überströmte. Sie nahm diese sämmtlich mit vielem Takt entgegen; mit ganz besonderer Wärme aber empfing sie die Gratulation der Gräfin Rechteren und ließ sich in ein lebhaftes Gespräch mit ihr ein. Die alte Dame fühlte sich geschmeichelt, von einer Frau, die kaum noch von der Majestät so ausgezeichnet worden war, ihrerseits mit so besonderer Aufmerksamkeit behandelt zu werden, und beeilte sich nicht, eine Unterhaltung abzubrechen, welche ihr aus Eitelkeit so viel Vergnügen machte.

„Ich habe es sehr bedauert, liebe Gräfin," sagte Frau von Synthern, scheinbar ganz absichtslos, „daß ich heute Abend Ihre liebenswürdige Gesellschafterin vermißte, weil doch Ihre zarte Gesundheit Ihnen kaum erlaubt, sich auf einige Stunden von Ihrer jungen Pflegerin zu trennen. Noch neulich, als Sie bei Frau von Werder von dem Nervenkopfschmerz befallen wurden, wie gut war es, daß das liebe Mädchen bei Ihnen war!"

„Gewiß, gewiß; ich sollte eigentlich nie ohne sie ausgehen; aber heute Abend war es doch nicht so einzurichten."

„Hatte Fräulein von Halden keine Einladung erhalten?"

„Ach nein; die Kleine ist ja nicht courfähig."

„Die Arme! Ihre untergeordnete Stellung muß ihr um so schmerzlicher sein, als sie einen Augenblick auf dem Punkte stand, eine der glänzendsten Partieen im Lande zu machen."

„Was Sie sagen, liebe Gräfin!" rief die Gräfin Rechteren erstaunt.

„Mein Gott, wußten Sie das nicht und haben das junge Mädchen im Hause, und der Baron geht auch immer bei Ihnen aus und ein? Gütiger Himmel, hätte ich das nur ahnen können, so würde ich es für meine Pflicht gehalten haben, Sie aufzuklären. Aber wie konnte ich auch denken, Sie wären nicht auf das genaueste unterrichtet über eine Sache, die Jedermann weiß?!" Sie blickte die alte Dame mit dem demüthigenden Mitleid an, welches gewisse Leute für Betrogene zu äußern pflegen.

„Meine liebe, beste Gräfin," bat Helenens Gebieterin ängstlich, „ich bitte, setzen Sie mich doch in dieser Sache au fait. Mein Gott, ich weiß von nichts. Bedenken Sie, meine Reisen, meine Kränklichkeit — seit vollen drei Jahren habe ich ja so gut als gar nicht in der Welt gelebt."

„Und so lange spielt die fatale Geschichte ungefähr."

„Ah, Mon Dieu! wenn Sie mir doch nur sagen wollten, was es ist!“

„Aber,“ bemerkte die Gräfin Synthern jetzt zögernd und mit einem Ausdruck ängstlichen Zweifels, „. . . es ist so mißlich, sich mit fremden Angelegenheiten zu befassen, und in meinem ganzen Leben habe ich nichts so sehr gescheut, als eine unberufene Einmischung in Dinge, die mich nicht persönlich berühren. Ach, sehen Sie, da ist Constanze; sie plaudert mit meiner Schwägerin und dem jungen Herrn von Almen. Ich möchte den jungen Mann wohl zum Schwiegersohn, aber Constanze zieht den hübschen Herrn von Ostitz vor.“

„Wie ist mir denn?“ fragte die Gräfin Rechteren zerstreut und eilig; „habe ich nicht gehört, daß Baron von Bruchland — aber verzeihen Sie! Sie wollten sagen . . .?“

„Bruchland!“ versetzte die Gräfin Synthern mit großer Entrüstung. „Mein Gott, er ist es ja, der die Geschichte mit Ihrer Gesellschafterin hatte, die seine arme Mutter in's Grab gebracht hat.“

„Seine Mutter? — Ah! doch, Sie müssen sich irren, liebe Gräfin. Seine Mutter ist es ja, die das Mädchen mir vorgeschlagen und so äußerst warm empfohlen hat.“

„Nun, natürlich; man wollte das Mädchen, welches blutarm und ohne die geringste, ansehnliche Verwandtschaft ist, dem Baron Max, der sich zu tief mit ihr eingelassen hatte, aus den Augen bringen; man wußte, Sie waren eben im Begriff, nach Nizza zu gehen, und eine bessere Art, die Kleine zu beseitigen, gab es in der Welt nicht.“

„So bin ich eigentlich mißbraucht worden,“ nahm die alte Dame sehr erzürnt das Wort. „Ah, mon Dieu! hätte ich das ahnen können!“

Frau von Synthern bemerkte zu ihrem Schrecken, daß der Unwille der Gräfin sich gegen Maxens Eltern wenden wollte. Das lag ganz außer ihrer Berechnung; sie beeilte sich daher,

den erwünschten Zorn der alten Frau in ein anderes Fahrwasser zu leiten. „Freilich haben die jungen Leute Ihre Güte und Ihr Vertrauen mißbraucht, und es thut einem gefühlvollen Herzen weh, sich so getäuscht zu sehen. Wenn ich mich in Ihre Stelle versetze, liebe Gräfin, so kann ich ganz fühlen, wie Sie empfinden müssen bei dem Gedanken, was der Baron von Bruchland und was überhaupt die ganze Welt von Ihnen halten muß, die ja nicht, wie ich, von Ihrer völligen Unschuld in der Sache überzeugt ist. Und — einer aufrichtigen, besorgten Freundin müssen Sie schon verzeihen, wenn sie die volle Wahrheit spricht — einem Uneingeweihten mußte Ihr Benehmen unbegreiflich vorkommen."

„Aber was ist nun zu thun?" fragte die Gräfin Rechteren bekümmert. Sie war zum ersten Male in ihrem Leben rathlos; denn sie fühlte, daß sie gegen die Gesetze des bon ton, des Idols, welches sie am höchsten verehrte, verstoßen hatte, und sah ein, daß es gewiß keiner geringen Anstrengung bedürfen würde, um den Götzen zu versöhnen.

„Ich werde von jetzt an alles thun, was in meinen Kräften steht, um alle meine Freunde über die wahre Lage der Sache aufzuklären," versicherte die Gräfin Synthern tröstend. „Aber — leider — die Angelegenheit ist so delicat, daß man kaum wenig genug darüber sprechen kann."

„Freilich, freilich," stimmte Helenens Gebieterin bei. „Finden Sie nicht, daß es besser wäre, wenn ich die Halden sofort entließe und selbst kein Wort über die Sache verlöre? Sie würden vielleicht wohl die Güte haben, hier und da vorsichtig anzudeuten, ich hätte des Mädchens frühere Verhältnisse bis zur Stunde nicht gekannt, und sobald ich nur ein Wort davon erfahren, hätte ich mich so schnell wie möglich von ihr losgemacht."

„Das wäre allerdings das Beste, ja, ich muß gestehen, das Einzige, was Sie thun können, liebe Gräfin. Aber — wird es auch möglich, wird es ausführbar sein?"

„Wie so, liebe Gräfin? Ich werde keine Rücksichten nehmen; die Halden, welche mich so sehr hintergangen hat, verdient keine.“

„Aber Sie selbst, Beste .... Ihre zarte Gesundheit .... Werden Sie das Mädchen entbehren können, bevor Sie eine passende Stellvertreterin gefunden haben?“

Ein Seufzer, der fast ein Stöhnen war, entrang sich der Brust der hypochondrischen alten Frau. Wie hart sie auch gegen Helene war, das Mädchen hatte ihrem erstorbenen Gemüthe doch einen Funken Zuneigung zu entlocken gewußt; — Gedanken an Helenens treue Pflichterfüllung, an ihre schweigende Geduld und uneigennützige Sorgfalt gingen am geistigen Auge der Gräfin vorüber und erschwerten ihr den Entschluß des Scheidens von dem einzigen Wesen, das noch einen Schimmer wärmern Gefühls in ihr verödetes Dasein geworfen hatte.

Die Gräfin Synthern kannte aber den Stoff, welchen zu bearbeiten sie sich vorgenommen hatte, zu gut, als daß sie dies gefährliche Nachsinnen nicht zur rechten Zeit hätte unterbrechen sollen. „Freilich,“ sagte sie, wie vor sich hin; „wenn ich bedenke, in welche schädliche Aufregung der stete Anblick dieses Mädchens Sie versetzen wird, nachdem Sie erfahren haben, wie Sie von ihr hintergangen worden sind, — so möchte ich fast glauben, es würde selbst für Ihre Gesundheit besser sein, sich so bald als möglich von ihr zu trennen.“

Diese Bemerkung that ihre Wirkung. Als die beiden Damen sich trennten, geschah es von Seiten der Gräfin Rechteren mit dem festen Entschlusse, sich ihrer „unwürdigen“ Gesellschafterin in kürzester Zeit zu entledigen, und von Seiten der Gräfin Synthern mit dem stolzen Gefühle eines Feldherrn, dem eine wichtige Kriegslist gelungen ist.

VII.

Die Stille einer schönen Frühlingsnacht lag über der träumenden Erde, und ihre letzten, morgennahen Stunden hatten selbst der geräuschvollen Hauptstadt etwas von der feierlichen Ruhe mitgetheilt, die so tief auf empfängliche Gemüther einzuwirken vermag. Das Hoffest war zu Ende; nur von Zeit zu Zeit rollte noch ein verspäteter Wagen vorüber, aber in immer längern Zwischenräumen, und nach einer jeden flüchtigen Unterbrechung schien die Stille tiefer zu werden als vorher. Constanze war bereits entkleidet; ihre prächtigen dunkeln Flechten, für die Nacht geordnet, ließen das reine Oval des schönen Gesichtes frei, dessen heitere und sanfte Züge in dieser einsamen Stunde weit anmuthiger waren, als in dem Augenblicke, wo sie, fürstlich geschmückt und vom stolzesten Selbstgefühl getragen, vor der herablassenden Landesfürstin gestanden hatte.

So spät es war, die Thüre wurde noch ein Mal geöffnet, und die Mutter trat, von einem warmen Peignoir umhüllt, in das Schlafzimmer ihrer Tochter. „Bist du fertig, mon enfant?" fragte sie; „oder brauchst du dein Mädchen noch?"

„Nein, Caroline kann gehen, ich bedarf ihrer nicht mehr," antwortete Constanze. Das Mädchen wünschte gute Nacht und entfernte sich.

Die Mutter warf sich in einen Sessel und fragte: „Bist du sehr müde, mein Kind, oder kannst du noch ein halb Stündchen mit mir plaudern?"

„Gewiß, Mama; aber ich bin erstaunt, daß du nicht selbst wünschest, zu Bette zu gehen. Ist es denn etwas so Wichtiges, was du mir mitzutheilen hast?"

„Ja wohl, mein Kind; es betrifft dich selbst, und ich muß durchaus im größten Vertrauen und ganz ungestört mit dir

sprechen; deshalb habe ich eine Stunde gewählt, wo keine Unterbrechung zu erwarten ist."

„Nun gut, Mama, ich bin zu hören bereit," versetzte Constanze, während sie sich, leicht gähnend, in die Ecke einer Causeuse drückte.

„Du weißt, liebes Kind," hob die Mutter an, „daß dein Glück mein innigster Wunsch ist, und daß —"

„Gewiß, Mutter, das weiß ich ja," unterbrach Constanze sie etwas unehrerbietig. „Sage mir lieber gleich, was du mir mittheilen willst; es ist schon sehr spät, und wenn es nicht wirklich etwas Wichtiges ist, schlafe ich darüber ein."

„Mais, mon enfant, quelle impatience!" versetzte die Gräfin, etwas aus dem Text gebracht. „Ach, ein Kind weiß doch nie die Liebe und Sorge einer Mutter zu würdigen!"

„Doch, Mama; ich weiß recht wohl, daß du mich gern glücklich sähest. Aber eben deshalb könntest du auch ohne Umschweife mit mir sprechen. Wir sind Mutter und Tochter. Wozu bedürfte es da der Vorreden und Einleitungen, zumal so spät in der Nacht?"

„Gut, Constanze, so will ich denn auch ohne allen Vorbehalt mit dir sprechen; dann darfst du dich aber auch nicht beleidigt fühlen. — Du bist schön, ich brauche dir das nicht erst zu sagen; jeder Spiegel, das Auge eines jeden Mannes sagt es dir. Aber dies ist bereits der dritte Winter, daß man deine Schönheit bewundert hat, und das ist für ein Mädchen sehr lange. Trittst du in der nächsten Saison als junge Frau auf, so wird es sein, als wäre es dein erstes Debut, und man wird von neuem anfangen, dich zu bewundern, eben so lebhaft, als hätte man dich noch nie gesehen."

„Ja wohl, Mama; du denkst, es sei Zeit, mich zu verheirathen. Ich bin damit einverstanden, und somit könnten wir uns jetzt zur Ruhe begeben."

„Aber, chère enfant, ich sehe gar nicht, daß du schläfrig bist, und ich habe dir noch vieles zu sagen. Du weißt so gut wie ich, daß die Partieen selten sind, und daß man vorsichtig zu Werke gehen muß, um sich die besten nicht entschlüpfen zu lassen. Eine hast du bereits verscherzt."

„Ich? — Welche denn, Mama?" fragte Constanze wirklich erstaunt.

„Wie du fragst! — Den Grafen Z."

„Aber, liebste Mutter, er war ja doppelt so alt wie ich."

„Nun, ich will auch nichts darüber sagen; allein jetzt, mein Töchterchen, jetzt gilt es, vorsichtig zu sein, um nicht abermals der besten Partie im Lande verlustig zu gehen."

„Aber, Mama," entgegnete Constanze, die schönen Lippen trotzig aufwerfend; „ich brauche gar keine Partie, — ich bin ja reich."

„Sprich nicht so thöricht," erwiderte die Mutter, ernstlich ungehalten. „Eben deshalb; eine junge Dame von deinem Range und deinen Aussichten darf sich nicht an Jeden wegwerfen; und was ein armes Mädchen mit Dank annehmen würde, dahin dürfen sich deine Gedanken nicht ein Mal verirren."

„Ich betrachte die Sache von einem ganz andern Gesichtspunkte aus, Mama. Ein mittelloses Mädchen ist freilich gezwungen, eine Versorgung anzunehmen; ich dagegen kann frei wählen, und wer meinem Herzen gefällt, dem reiche ich meine Hand."

„Um Gottes willen, Constanze, welche Grundsätze! So denkt ja in der heutigen Zeit kein Mensch, und ich kann auch nicht glauben, daß es meiner Tochter Ernst damit ist."

„Glaube es immerhin, Mama. Und du sagst, es dächte kein Mensch so wie ich? — Da ist dein vielgepriesener Baron Bruchland; ich bin überzeugt, daß er dieselben Ansichten hat, und daß er obendrein die ausschweifende Absicht hegt, seine

ungeheuern Reichthümer der armen, kleinen Halden zu Füßen zu legen."

„Der Baron Bruchland; da sind wir gerade auf den richtigen Punkt gekommen. Das ist eben die Partie, die ich für dich wünsche."

„Arme Mama; er wünscht aber mich nicht."

„Weil er verblendet ist, weil ihn dieses listige Geschöpf noch immer in seinen Netzen gefangen hält. Aber nun höre, was ich gethan habe, um diese Schlingen zu zerreißen."

„Du, Mama?" fragte Constanze sehr erschrocken. „O, ich hoffe, es ist nicht so; ich hoffe, du sprichst nur so, damit ich glauben soll, Bruchland sei frei."

„Constanze!" rief die Mutter erzürnt, „denkst du, ich hätte mich spät in der Nacht hierher gesetzt, um dir eine Fabel zu erzählen? Du solltest mich besser kennen! Hast du mich mit der Gräfin Rechteren sprechen gesehen? Ich will dich von dem Inhalte unseres Gespräches und von allem, was mich zu demselben veranlaßt hat, unterrichten." Die Gräfin theilte ihrer Tochter nun ihre Forschungen nach Helenens Vergangenheit, das Resultat derselben und die Art und Weise, wie sie es benutzt hatte, mit.

Schweigend hörte Constanze der Erzählung zu. Die Gräfin hatte noch nicht lange gesprochen, als ihre Tochter den Kopf senkte und das Gesicht in den Händen verbarg. Je länger die Mutter sprach, um so tiefer beugte die Tochter den stolzen Nacken, um so mehr senkte sie die edele Stirne, um so banger strebte sie, die glühende Scham auf ihrer jungfräulichen Wange selbst vor dem Auge der Nacht zu verhüllen. Als die Gräfin endlich schwieg, blieb Constanze unbeweglich in ihrer zusammengekauerten Stellung, bis die Mutter ängstlich ausrief: „Constanze! ist dir unwohl geworden, mein Kind?"

„Ja freilich, Mutter, unwohl," erwiderte Constanze, sich hoch aufrichtend. „Meinst du nicht, daß ich krank bin, Mama,

weil ich einen Ekel an mir selber habe, der gar nicht zu beschreiben ist!" Und plötzlich knickte sie wieder zusammen und fing an zu weinen und zu schluchzen wie ein kleines Kind, — so heftig und mit einem so gleichmäßigen Antheil von Seele und Körper an dem leidenschaftlichen, überströmenden Schmerze.

„Was ist dir denn, mein armes Kind?" fragte die Mutter wieder unruhig. „Soll ich Caroline rufen?"

Constanze wehrte es heftig ab und fuhr fort zu weinen, bis körperliche Erschöpfung sie in eine Art von Ruhe wiegte. Dann sagte sie: „Bitte, Mama, geh' schlafen; es ist besser, daß wir heute nicht mehr von der Sache sprechen: ich könnte sonst vergessen, was deine Tochter dir schuldig ist."

„Mon enfant," sprach die Gräfin aufgeregt, „schon diese Bemerkung geziemt dir deiner Mutter gegenüber nicht. Du bist also nicht krank; du fühlst dich bloß unangenehm berührt. Weshalb hast du denn geweint, Constanze?"

„Frage mich diese Nacht lieber nicht, Mama; denn obgleich ich weiß, daß du es gut mit mir meinst — meine Antwort könnte leicht so sein, daß sie dir mißfiele."

„Das sind Ausflüchte; ich bestehe jetzt darauf, zu wissen, weshalb du geweint hast."

„O, Mama, ich fühle mich erniedrigt durch deine Handlungsweise, so tief erniedrigt, daß ich eine Welt darum geben möchte, könnte ich mit der armen, verlassenen Helene tauschen."

„Erniedrigt fühlst du dich durch etwas, das deine Mutter gethan hat? — Wie unvernünftig, Constanze! Kannst du denn einen Augenblick glauben, es wäre mir eine einzige Silbe entschlüpft, die dich bloßstellen könnte?"

„Nein, Mama! Ich weiß, daß du so taktvoll bist wie die Frau Oberhofmeisterin der Königin selbst; und es würde mir auch ganz gleichgültig sein, was diese alte Rechteren von mir denken oder sagen mag."

„Nun also — worüber grämst du dich?"

„Aber daß du um meines vermeintlichen Glückes willen — um eine Partie für mich zu retten, die doch nie zum Guten ausschlagen würde, dich in fremde, so überaus zarte Angelegenheiten gemischt hast — daß du, um deiner reichen Tochter zu einer reichen Heirath zu verhelfen, das Glück eines armen, verwaisten Mädchens und wahrscheinlich auch die theuersten Hoffnungen eines edeln Mannes zerstört hast — o Mutter, das hat mich so sehr mit Schrecken und Scham erfüllt, daß ich keinem Menschen mehr frei in's Auge werde sehen können."

„Es steht dir wohl an, mir Vorwürfe zu machen: für wen anders habe ich so gehandelt, als für dich?"

„Für mich — ja, für mich; daß es für mich geschehen ist, darin liegt ja eben das Bittere. Wenn Bruchland je erführe, daß meine Mutter seine unglückliche Braut aus ihrem Zufluchtsorte vertrieben hätte, damit ihre Tochter ihn desto leichter einfangen könne —"

„Constanze!" rief die Gräfin erzürnt, „welcher trivialen Ausdrücke bedienst du dich!"

„Es ist eine durchaus gemeine Sache, von der wir sprechen," gab die Tochter mit funkelnden Blicken zurück; „und in dieser bittern Stunde muß ich aufrichtig sein. Du selbst, Mutter, hast mich gezwungen, die Dinge beim rechten Namen zu nennen."

„Du fürchtest gewiß, ma chère, ich sei nicht vorsichtig zu Werke gegangen; aber ich versichere dir, die Gräfin könnte nicht einmal indiscret sein, selbst wenn sie wollte. Ich habe in Bezug auf dich ihren Gedanken sogar eine ganz andere Richtung gegeben."

„O, das glaube ich wohl, Mama; in Worten sind wir alle höchst rein und gewissenhaft. Aber was ich nicht begreife, das ist, daß du mir selbst alles dieses mitgetheilt hast."

„Und du siehst nicht ein, weshalb? — Damit du dein Benehmen gegen Herrn von Bruchland danach einrichten könnest! Die neue Trennung von seiner Geliebten — seine Braut ist sie nicht: sie selbst hat ihn aufgegeben, weil sie so vernünftig war, einzusehen, daß er nie seines Vaters Einwilligung zur Heirath mit ihr erlangen würde —, die Trennung von dem Mädchen also wird ihn weich und traurig stimmen, und das ist gerade der Zustand, in welchem Männer wie Bruchland am empfänglichsten für eine neue Neigung sind, und wo man sie durch Sanftmuth und Theilnahme an ihrem Schmerz sehr leicht gewinnt."

„Und dazu, Mutter, dazu, glaubtest du, wäre dein Kind fähig? Eine solche Falschheit könnte Constanze begehen? Unter der Hülle erheuchelter Theilnahme sollte ich mich in sein Herz schleichen und die Liebe für die arme Verlassene tödten, indem ich sie mit ihm zu betrauern schiene? Habe ich denn so viel von einer Schlange? — Sieht," rief sie, vor den Spiegel tretend, „sieht dies Gesicht so listig, so heimtückisch aus? — Lieber wollte ich es zeichnen, daß Jeder davor erschrecken müßte, als daß ein so falsches Gesicht je ein aufrichtiges Herz hintergehen sollte!" Sie schlug sich mit den krampfhaft geballten, kleinen Händen unbarmherzig auf Wangen und Stirne.

„Um Gottes willen, Kind," rief die Mutter, sie erschreckt umfassend, „was beginnst du? Warum wüthest du so gegen dich selbst? Du sollst ja nichts thun, was dich unglücklich macht; sei doch nur ruhig; fasse dich doch. Ich habe es ja nicht böse gemeint, und was ich that —" Sie brach ängstlich ab; sie wußte nicht, wie sie weiter reden sollte, denn sie fühlte, eine Verständigung war in diesem Punkte zwischen ihr und ihrer Tochter nicht möglich.

Constanzens Heftigkeit war vorüber; sie hatte sich in das Sopha geworfen und weinte still und leise vor sich hin. Als

sie aufschaute und auf die traurigen, besorgten Blicke ihrer Mutter traf, sagte sie in ruhigem Tone, durch den weder Zorn noch Vorwurf klang: „Der Vater ist uns zu früh gestorben, arme Mama! Lebte er noch, so bewegten wir uns nicht so viel in der Welt; dann würdest du, um das Glück deiner Tochter zu begründen, dich nach etwas ganz Anderm für sie umsehen, als nach einer großen Partie, und Constanze wäre auch eine ganz Andere geworden, als sie jetzt ist. Dann würde vielleicht ein Mann wie Bruchland für mich passen, jetzt — tauge ich nicht einmal für ihn." Sie wollte wieder anfangen zu weinen, bezwang sich aber und fuhr fort: „Ich bin zu verwöhnt, zu egoistisch, Mama, um einen solchen, vielfordernden Mann beglücken zu können und durch ihn glücklich zu werden. Wenn ich frei athmen soll, so muß es an der Seite einer leichten, sorglosen Seele sein, in der Nähe einer unbekümmerten, weichen Natur, die sich unter dem Drucke meiner Heftigkeit biegt und wieder aufschnellt, ohne Schmerz zu geben und zu empfinden. Ich muß keinen Mann haben, welcher neben meiner Schönheit und meinem Bißchen Witz auch noch geistige Vorzüge bewundern und ein tiefes Gemüth an mir lieben will; die Bewunderung würde nicht lange dauern. Denn über der steten Uebung des Witzes habe ich das Denken verlernt, und mein Herz — ach, Mama, man hat es mit so viel Eitelkeiten gefüttert, daß es einen ganz seichten Grund davon bekommen hat. Freilich — wenn er mich hätte lieben können, ich würde mich selbst ganz wiedergefunden haben; aber das ist vorbei, und da es nun ein Mal so ist, so ist es gut — für den armen, lieben Ostitz."

„Was sprichst du da, Constanze?"

„Ich bin dir die Geschichte meines heutigen Abends noch schuldig, Mama; willst du sie hören?"

„Was ist geschehen? Erzähle mir alles, chère enfant."

„Du weißt, wie Bruchland mich anzog, und daß ich ihn zu fesseln wünschte; ich glaube, du hast es früher gewußt als ich, denn es war nichts Absichtliches in meinem Benehmen gegen ihn. Ein mir fremdes Gefühl, dem ich unwillkürlich folgte, schrieb mir mein Betragen gegen ihn vor.“

„Ja — ich habe es bald gesehen, daß du ihn gern hattest, Constanze.“

„Aber er nicht mich, Mama; das merkte ich bald. Da faßte ich eine Art von Zorn auf ihn, und ich wollte ihn gewinnen, nicht aus Liebe, sondern aus Stolz, ihm zum Trotz.“

„Ganz natürlich,“ sagte die Mutter ruhig.

Constanze warf einen traurigen Blick auf sie und fuhr fort: „Ich griff zu einem durchaus nicht zu rechtfertigenden Mittel; ich coquettirte mit Ostitz, um ihn eifersüchtig zu machen.“

„So etwas geschieht oft,“ bemerkte die Gräfin; „und die Folge —“

„Die Folge entsprach durchaus meinen Berechnungen nicht,“ fiel Constanze schnell ein. „Bruchland wurde immer gleichgültiger, aber der arme Ostitz verliebte sich zum Sterben in mich.“

„Das ist ein Ausdruck, den du dir abgewöhnen mußt, Constanze: »zum Sterben« — es klingt so übertrieben!“

„Ich werde auch nicht viel von Liebe mehr sprechen; bald werde ich mich verheirathen, und du weißt, dann spricht man nicht mehr darüber, Mama.“

„Mais, mon enfant —“

„Ich wurde immer erzürnter auf Bruchland, Mama, und immer gnädiger gegen meinen guten Ostitz, der mit rührender Freude jeden Beweis von Auszeichnung meinerseits empfing und es geduldig und bekümmert ertrug, wenn ich ihn wieder vernachlässigte. Dies rührte mich endlich auch, und es gab schon Augenblicke, wo ich mir sagte, es wäre besser, ein so

warmes, bescheidenes Herz zu beglücken, als vergebens nach einem kalten, stolzen zu ringen."

„Aber, mein Kind, du weißt, daß der junge Ostitz nur ein sehr geringes Vermögen besitzt."

„Wenn auch, Mama; ich habe ja genug für uns Beide."

„O, aber bedenke doch, chère enfant, wie man staunen würde, wenn es hieße: die reiche, glänzende Gräfin Synthern heirathet den armen Lieutenant Ostitz!"

„Ich bin fest entschlossen," sagte Constanze mit glühenden Wangen, „die Welt in dieses Erstaunen zu versetzen ... »Sie heirathet den armen Ostitz!« ... Ja wohl, Mama, und dafür wird er sie glühend lieben, ihre Mutter auf den Händen tragen und der treueste Freund ihres Bruders sein."

„Liebe Constanze, sei doch vernünftig; laß uns die Sache erst reiflich überlegen, ehe du einen übereilten Entschluß fassest."

„Zum Ueberlegen ist es zu spät, Mama. Ostitz hat bereits meine Erlaubniß, morgen bei dir um meine Hand anzuhalten."

„Mon Dieu!" sagte die Gräfin, halb erstarrt vor Schrecken.

„Und du wirst uns dein Jawort nicht verweigern; ich weiß, wie lieb du mich hast, Mama."

„Constanze, Constanze, du hast sehr übereilt gehandelt; und ich fürchte, du wirst es bereuen, wenn die Leidenschaft verflogen ist, und du das, was dir geworden, mit dem vergleichst, was dir gebührt hätte! Wie ganz anders werden deine Gedanken dann sein, als jetzt, im Taumel der Liebe!"

„Leidenschaft? — Taumel der Liebe?" wiederholte Constanze bitter. „Ich bin nur zu frei von beiden. Eine kühle Reflexion hat meine Wahl geleitet, ein schmerzliches Erkennen dessen, was ich bin, und dessen, was mir fehlt. Nicht, weil ich Ostitz liebe, sondern weil er mich mit tiefer Innigkeit liebt, bin ich bereit, ihm meine Hand zu reichen."

Die Mutter schüttelte mit unzufriedenem Blicke den Kopf. Die Tochter fuhr fort: „Sieh', Mama, Bruchland hätte ich wirklich lieben, für das Glück, ihn mein zu nennen, hätte ich alles opfern können; er ist für mich verloren, er wäre es gewesen, auch wenn er das liebliche Fräulein von Halden nie gesehen hätte. Als ich noch keine Saison mitgemacht hatte, als noch die Eitelkeit und ihre herztödtenden Tändeleien das Natürliche meines Wesens nicht abgestreift hatten, damals hatte ich vielleicht einen Mann wie ihn fesseln können; jetzt — o, glaube mir, Mama, es ist ein großes Glück für mich, daß ich noch in Ostitz ein treues Herz gefunden habe, das mich liebt. Dankbarkeit wird mich an ihn fesseln; er wird Nachsicht für alle meine Fehler haben, ja nicht einmal Fehler an mir sehen; und wenn du Zeugin meines Glückes bist, wirst du sagen: Constanze hat klug gewählt."

„Kind, Kind, was wird dein Bruder sagen!"

Statt der Antwort stand Constanze auf, zog die Vorhänge zurück und öffnete das Fenster. „Sieh', Mutter! Die Sterne werden blaß, der Morgen ist nahe; wie still, wie friedlich ist diese Stunde! Du hast mir oft erzählt, daß fern von hier, in unserm alten Schlosse, in der Stunde meiner Geburt die Sterne so in dein Fenster geschienen hätten. Damals, Mama, damals hättest du gewiß alles für mich gethan, was eine Mutter für ihr Kind thun kann. Hast du Constanze jetzt nicht mehr so lieb?"

„Gewiß, gewiß; schließe nur das Fenster, du wirst dich zu Tode erkälten, unvorsichtiges Kind!"

„Und wenn Ostitz morgen zu dir kommt, Mütterchen?"

„Dein Bruder —"

„Mein guter Fritz wird sein Jawort nicht verweigern; und du Mama?"

„Du hast nur zu sehr deinen eigenen Willen, Constanze," sagte die Gräfin seufzend, „und du wirst ihn auch

jetzt haben. Ich bedauere aber sehr, daß du nicht vernünftiger bist.“

„Ich fürchte, ich bin es nur zu sehr,“ entgegnete Constanze traurig. „Gute Nacht, Mama; laß uns jetzt zu Bette eilen. Es wird bereits hell, und die aufgehende Sonne verschönert kein überwachtes Gesicht.“

VIII.

Der Zorn gegen Helene, den die Gräfin Rechteren von dem Hofballe mitbrachte, war heftiger als alles, was die alte Dame je empfunden hatte. Sie fühlte auch selbst, daß ihr Verdruß zu gewaltig sei, um eine entsprechende Aeußerung zu gestatten, und deshalb gab sie ihn, im Widerspruch zu der Gewohnheit ihres ganzen Lebens, durch Schweigen kund. Als Helene sie oben an der Treppe empfing, ging sie langsam und stattlich an ihr vorüber, und ihr ganzes, selbstbewußtes Wesen und ihr umherschweifendes, jeden Gegenstand, nur nicht Helene, erfassendes Auge sagten so deutlich wie ein selbstbewußtes Wesen und ein umherschweifendes Auge etwas zu sagen vermögen: „Ich sehe Sie nicht!“

Sie wandelte in ihr Zimmer und ließ sich in ihrem Lehnstuhle nieder, sehr würdevoll, außerordentlich würdevoll. Weil sie nicht sprach, glaubte Helene, sie wolle angeredet sein, und sagte deshalb in ihrer freundlichen Weise: „Der Ball war wohl sehr schön, Frau Gräfin? Jetzt aber werden Sie ermüdet sein; es ist ziemlich spät geworden.“

Die Gräfin wandte ihren Kopf der Kammerjungfer zu, die an einem Tische einen Shawl zusammenlegte; da Helene fast zwischen ihr und dem Mädchen stand, so hätte die Gräfin sie durchaus sehen müssen, wenn ihre Gesellschafterin überhaupt noch für sie vorhanden gewesen wäre; aber nicht bloß Hal-

tung und Blick sagten: „Ich sehe Sie nicht!“ sondern die Art, wie sie ihrer Kammerjungfer zurief: „Babette!“ sagte eben so deutlich: „Und ich höre Sie auch nicht!“

„Was befehlen Frau Gräfin?“ fragte Babette.

„Sage dem Fräulein von Halden, ich bedürfe ihrer diesen Abend nicht mehr; und wenn ich sie morgen zu sprechen wünsche, würde ich sie rufen lassen.“

„Sie brauchen den Auftrag nicht auszurichten, Babette, ich habe ihn schon aus dem Munde der Frau Gräfin selbst vernommen,“ bemerkte Helene, verbeugte sich und zog sich zurück.

Sie war sehr erstaunt über das auffallende Benehmen ihrer Gebieterin, aber weit entfernt, zu glauben, daß es in besonderer Beziehung zu ihr stände, obgleich die Gräfin in ihrer übeln Laune unverkennbar sie zur Zielscheibe gewählt hatte. Dergleichen war schon häufig vorgekommen, wenn auch Helene eine so bittere Beleidigung wie jetzt noch nie erfahren hatte. Das arme Mädchen war aber noch so schmerzlich aufgeregt durch das Gespräch mit Bruchland, und so sehr von einem Kummer in Anspruch genommen, der ihr viel wichtiger schien, als alle übeln Launen ihrer Dame, daß sie mit der Annahme, die Gräfin habe wahrscheinlich auf dem Balle etwas Unangenehmes erfahren, und sie, Helene, habe jetzt eben dafür büßen müssen, jeden Gedanken an die kränkende Behandlung, die ihr widerfahren war, beseitigte. Sie wandte sich mit ganzer Seele den Sorgen und Erinnerungen zu, die, wie sie wähnte, sie selbst viel näher berührten, als die Mißstimmung ihrer Herrin, und erst die anbrechende Tagesfrühe brachte ihren müden Augen den ersehnten Schlaf.

Sie frühstückte allein und brachte den Morgen in ihrem Zimmer zu. Die ungewohnte Freiheit gewährte ihr aber nicht das Vergnügen, welches sie am verflossenen Abende im Genusse derselben gefunden hatte; sie wurde ihr vielmehr

unheimlich, und ihre Einsamkeit kam ihr nachgerade wie eine Art Gefangenschaft vor. Das Diner wurde ihr zur gewöhnlichen Stunde gebracht, wollte ihr aber auch nicht munden. Nach demselben wurde sie endlich zur Gräfin beschieden.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Fräulein," fing die Dame an, langsam an ihrem Filet arbeitend und nach einem einzigen mißfälligen Blick auf Helene beharrlich an ihr vorbei oder über sie hinwegsehend. „Ich habe Ihnen etwas zu sagen, Fräulein, das Ihnen wahrscheinlich sehr unangenehm sein wird. Ich ersuche Sie aber im voraus, keinerlei Protestationen zu erheben; denn sie würden erfolglos sein und mir nur nutzlosen Aerger bereiten."

Auf eine so überraschende und dabei nichts Gutes verkündende Anrede wußte Helene nichts zu erwidern; sie verbeugte sich bloß.

Die Gräfin fuhr fort: „Ich bin von Ihnen hintergangen worden, schmählich hintergangen, ich, die ich Ihnen so arglos vertraute, ich, die ich Sie mit solcher Großmuth behandelte. Ach, warum mußte ich doch erfahren, daß es so viel Falschheit und Undank in der Welt gibt!"

„Frau Gräfin," sagte Helene, entrüstet aufstehend; „es ist genug, Sie brauchen nicht weiter zu sprechen. Man hat mich bei Ihnen verleumdet, und Sie haben diesen Verleumdungen ein offenes Ohr geliehen; ich will mich nicht vertheidigen und frage nicht ein Mal, worin das mir aufgebürdete Unrecht bestehen soll. Sie haben vorhin selbst bemerkt, daß jede Gegenrede meinerseits nutzlos sein würde, und wie ich Sie kenne, ist es wirklich so. Wahrscheinlich wollten Sie mir ankündigen, daß Sie wünschen, ich möge Ihr Haus bald verlassen; es soll geschehen, sobald ich ein anderes Unterkommen gefunden habe."

„Darauf kann ich nicht warten, Fräulein; damit könnten Sie mich noch Monate lang hinhalten, und weder die Sorge für

meine Gesundheit, die durch den Verdruß, Sie noch in meinem Hause zu wissen, zu sehr leiden würde, noch die für meine Ehre gestatten mir —" Es war nur ein Blick aus Helenens hellen Augen, auf den die Gräfin, unbehutsam nach ihr hinsehend, traf; aber vor diesem Blicke verstummte sie.

Helene machte eine verächtliche Bewegung mit der Hand, wandte sich zum Gehen und sagte: „Ich gehe morgen."

„Wohin soll man Ihre Sachen schicken? fragte die Gräfin eilig.

„Ich weiß es nicht," versetzte Helene, sich halb nach der Fragenden umwendend; „ich werde es Ihnen später sagen lassen." Mit einem flüchtigen Gruße, den die Gräfin unwillkürlich erwiderte, verließ sie das Zimmer.

Der gerechte Zorn über eine so unverdiente Kränkung und der Stolz eines schuldlosen Herzens hatten ihr die feste Haltung gegeben, so lange sie sich ihrer Beleidigerin gegenüber sah; sobald sie aber allein war, erwiesen sich diese Stützen als unzulänglich. Sie sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich; denn sie fühlte sich vollkommen rathlos und auf's äußerste verlassen. Sie hatte bloß einige entfernte Verwandte, von denen sie nichts wußte, als daß sie in weiter Entfernung von W... wohnten und selbst mittellos waren. Und Freunde? — Sie hatte nur einen einzigen Freund, — und an ihn konnte sie sich am allerwenigsten wenden.

„Was soll ich thun? Was soll ich thun?" flüsterte sie; aber keine Antwort gab das arbeitende Gehirn, und das geängstigte Herz klopfte immer lauter. Sie blickte um sich, wie nach Hülfe, obgleich sie wußte, daß Niemand in der Nähe war, der ihr Beistand gewähren konnte; dabei blieb ihr Auge an einem Gegenstande haften, der nicht zur gewöhnlichen Ordnung ihres Stübchens gehörte, und der anfangs ihre Aufmerksamkeit in jener unbewußten Weise in Anspruch nahm, womit wir eine Sache zu betrachten pflegen, während unsere

Gedanken eigentlich mit einer ganz andern beschäftigt sind. Ein Carton stand auf dem Tische, und als Helene ihn öffnete, fand sie Stickmuster und angefangene Tapisserie-Arbeiten darin, die man ihr zur Ansicht geschickt hatte. In demselben Moment tauchte das Bild der Madame Herold, der freundlichen Ladenbesitzerin, der die Muster gehörten, in ihr auf. Diese Frau, eine schon ältliche Wittwe, die sich und ihre kränklichen Töchter durch eigenen, unverdrossenen Fleiß ernährte, war ihr immer höchst achtungswerth erschienen, und bei ihr, die ohne Zweifel Schmerz und Unglück aus eigener Erfahrung kannte, ließ sich auch Theilnahme an fremdem Leid voraussetzen. Helene entschloß sich, ihre Zuflucht zu ihr zu nehmen, und machte sich unverzüglich auf den Weg.

Die erfrischende Luft, die goldene Sonne eines heitern Märztages beruhigten Helenens aufgeregte Nerven, und auf dem ziemlich weiten Wege minderte sich die Unruhe, die ihr Herz beklemmte. Als sie aber in den Laden trat und nach Madame Herold fragte, sank ihr Muth wieder, und sie kam sich selbst höchst unbescheiden, ja zudringlich vor. Es war ordentlich eine Erleichterung für sie, zu hören, daß Madame Herold ausgegangen sei, und als man sie in ein Zimmer führte, wo man sie die Rückkehr der Hausfrau zu erwarten bat, ertappte sie sich selbst auf dem Wunsche, daß Madame Herold doch lange ausbleiben möge. Sie setzte sich wartend an ein Fenster und blickte die Straße hinunter. Zuerst sah sie gedankenlos zu; der Anblick der geschäftig hin und her eilenden Menge erweckte aber in der müßig Zuschauenden allmälig auch ein Gefühl von Eile und den Wunsch, Madame Herold möge doch bald zurückkommen. Sie lächelte selbst darüber, als ihren Gedanken plötzlich eine andere Richtung gegeben ward. Vor dem bescheidenen Hause, in welchem sie sich befand, fuhr ein glänzender Wagen an; eine Dame stieg aus, sprach einige Worte in den Wagen hinein zu einer darin

zurückbleibenden ältern Frau, die Equipage fuhr weiter, und die eben Ausgestiegene trat in den Laden. Helene hörte sie mit glockenheller Stimme nach Madame Herold fragen, hörte wie die Fremde denselben Bescheid empfing, den sie selbst erhalten hatte, und wie man die Dame bat, einen Augenblick zu warten. „Das muß ich wohl," sagte die Stimme der Fremden, „wenigstens bis Mama zurückkommt, die mich in einer Viertelstunde abzuholen versprochen hat; öffnen Sie mir ein Zimmer." Man führte sie in das kleine Gemach, wo Helene sich bereits befand, — und diese sah sich der jungen Gräfin Synthern gegenüber. Die Comtesse erwiderte obenhin Helenens Gruß und wandte sich von ihr ab zum Fenster.

Beiden war dies Zusammentreffen unangenehm. Constanze konnte sich keinen Grund dafür angeben; Helene sagte sich, es wäre so, weil sie Madame Herold allein sprechen müsse. „Ich muß eben geduldig warten, bis die Gräfin ihr Geschäft beendet hat," dachte sie, als Constanze sich umwandte und ziemlich unfreundlich fragte: „Worauf warten Sie?"

„Auf Madame Herold," erwiderte Helene.

Constanze wandte sich dem Fenster zu, bis sie plötzlich wieder fragte: „Haben Sie Eile?"

„Ich werde gern warten, bis Sie selbst mit Madame Herold gesprochen haben," antwortete Helene ruhig. Darauf ließ sich nichts erwidern; man konnte sie doch nicht zum Gehen auffordern. Aber die verwöhnte, eigensinnige Constanze fühlte sich so unbehaglich in Gegenwart ihrer stillen Gesellschafterin, daß sie noch einen Versuch machte, sie zu entfernen. „Madame Herold bleibt lange," sagte sie; „die Frau Gräfin von Rechteren wird unzufrieden sein, wenn sie Ihrer so lange entbehren muß."

„Die Gräfin erwartet mich nicht," versetzte Helene äußerlich ruhig, innerlich aber doch gereizt durch das rücksichtslose Benehmen der übermüthigen, jungen Dame.

„Wie — was sagten Sie?“ fragte Constanze rasch.

Diese Frage, deren hastiger Ton Helene mehr verletzte, als alles Vorhergegangene, war von einem bessern Gefühl als bloßer Neugierde eingegeben; aber Helene fühlte sich so beleidigt, daß sie nicht anders als durch einen unwilligen, erstaunten Blick antwortete.

Constanze sah ein, daß sie zu weit gegangen war, und weil sie sich beschämt fühlte, hätte sie gern auf Helene zornig werden mögen. Aber ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl, das ihr unter allen Umständen eigen war, ließ nicht zu, daß sie den Fehler, den sie selbst begangen, einer Andern zuschrieb; sie bekämpfte deshalb ihren Verdruß und sagte im Tone ruhiger Höflichkeit: „Es ist nicht Neugierde, was mir diese Frage in den Mund legt, Fräulein von Halden. Vielleicht habe ich mich geirrt — aber ich glaubte vorhin zu verstehen, daß Sie nicht mehr Gesellschaftsdame bei der Gräfin von Rechteren seien.“

„Sie haben ganz richtig gehört; mein Verhältniß zu der Gräfin ist aufgelöst.“

„Also wirklich!“ flüsterte Constanze, erschrocken über die schnelle Wirkung, welche die Handlungsweise ihrer Mutter hervorgebracht hatte. „Und Sie haben das Haus der Gräfin schon verlassen?“ fragte sie mit unverkennbarem Antheil.

„Nein; es wird aber morgen geschehen,“ versetzte Helene.

Constanze trat zu ihr und faßte ihre Hand. „Wollen Sie mir ein offenes, vertrautes Wort erlauben?“ fragte sie mit solcher Herzlichkeit, daß Helene sich wirklich davon erwärmt fühlte.

„Gern, von Herzen gern,“ erwiderte sie, und blickte die junge Gräfin erwartend an.

„Ich weiß, daß Sie keine Eltern haben,“ fing diese wieder an; „und ich fürchte, Sie haben hier in W . . . auch keine Freunde.“

„Nein, ich habe keine; sie fehlen mir nicht bloß hier: ich habe keinen einzigen Freund auf der Welt.“

„Mein Gott, wohin wollen Sie denn gehen?“ fragte Constanze erschrocken.

„Noch weiß ich es selbst nicht,“ war die leise Antwort; „ich hoffe aber, daß sich wohl wieder eine Stelle für mich finden wird.“

„Und Sie sitzen so ruhig hier?“ fragte Constanze mit einiger Heftigkeit. „Gewiß haben Sie einen Plan, den Sie mir nicht anvertrauen mögen.“

Helene lächelte halb, als sie erwiderte: „Ach nein, ich habe keinen Plan und nicht die entfernteste Aussicht. Ich kam hierher, um Madame Herold zu bitten, daß sie mir erlaube, bei ihr zu wohnen, bis ich wieder eine passende Stelle gefunden habe. Ich bin nicht ganz mittellos,“ fügte sie hoch erröthend hinzu; „und ich würde mich der guten Frau sehr dankbar beweisen, wenn sie mir nur ein kleines, bescheidenes Zimmer einräumen könnte.“

„Das geht nicht an,“ versetzte Constanze mit einem überlegenden, altklugen Wesen, welches einen anziehenden Contrast zu der sorglosen, hochfahrenden Art ihres gewöhnlichen Benehmens bildete. „Ihre Jugend, Ihre Schönheit und Ihre Abkunft würden das Haus einer Ladenbesitzerin zu einem sehr unpassenden Aufenthaltsorte für Sie machen, obgleich ich zugebe, daß die Herolds ganz achtungswerthe Leute sind. Hier können Sie nicht bleiben — wenigstens nicht länger als ein paar Tage. Aber dann? — Haben Sie denn Niemanden? — Niemanden, zu dem Sie gehen könnten?“

Helene schüttelte schweigend den Kopf. Diese Fragen, so wohlgemeint sie waren, schienen ihre gänzliche Verlassenheit ihr selbst erst recht deutlich zu machen, und sie getraute sich nicht, zu sprechen, weil sie fürchtete, daß Thränen ihre Stimme überwältigen würden.

„Aber Sie sind doch von Kindheit an mit dem Baron von Bruchland bekannt,“ fuhr Constanze, das betrübte Mädchen fest in's Auge fassend, fort. „Er ist jedenfalls nicht ohne einflußreiche Freunde und Verwandte. Weshalb wenden Sie sich nicht an ihn? Es müßte ihm bei seinen weit verbreiteten Verbindungen ein Leichtes sein, Ihnen ohne Verzug einen passenden Zufluchtsort zu ermitteln.“

„An ihn mich wenden kann ich nicht,“ sprach Helene, auf's neue erröthend. „Er — er würde alles für mich thun, was ein Bruder für seine Schwester thun könnte — aber — ich darf seine Güte nicht in Anspruch nehmen.“

„Liebes Fräulein,“ sagte Constanze, „Ihre Lage ist so schwierig, und ich möchte Ihnen so herzlich gern behülflich sein, daß ich, auf die Gefahr hin, Ihren Unwillen zu erregen, vollkommen aufrichtig gegen Sie sprechen muß. Ich habe vernommen, der Baron sei früher Ihr Verlobter gewesen!“

„So ist's,“ erwiderte Helene traurig; „aber dieses Verhältniß ist völlig und für immer abgebrochen. Der Umstand indessen, daß dasselbe einst zwischen uns bestand, macht es mir unmöglich, Bruchland's Beistand in Anspruch zu nehmen.“

„So hat er sich nicht ehrenhaft gegen Sie benommen?“

„Nicht ehrenhaft? — Bruchland nicht ehrenhaft!... Ihn trifft keine Schuld; keinerlei Vorwurf kann ihm gemacht werden. Ich selbst habe das Band, welches zwischen uns bestand, auf den Wunsch seines Vaters und mit der Zustimmung seiner Mutter gelöst, und es ist weder mir noch ihm ein Unrecht zugefügt worden.“

„Ich glaube Ihnen gern, denn ich habe Sie in Bruchland's Gesellschaft gesehen und nie eine Spur von Bitterkeit in Ihrem gegenseitigen Benehmen gefunden. Wenn das aber so ist, wenn Sie seiner Ehrenhaftigkeit vertrauen und keinen Grund zum Grolle gegen ihn haben, warum können Sie denn

nicht seine oder seines Vaters Hülfe in Anspruch nehmen, da Sie doch, wie ich gehört habe, mit ihnen verwandt sind!"

„Erlassen Sie mir die Antwort auf diese Frage," antwortete Helene, äußerlich eine Fassung behauptend, der das klopfende Herz und die tiefe Verzagtheit in ihrem Innern widersprachen. „Ich könnte mich Ihnen nicht erklären, ohne tief in eine Vergangenheit zurückzugreifen, die mit ihrem Glück und ihrem Schmerz für mich auf immer abgeschlossen sein muß. Vereinzelt und verlassen, wie ich bin, darf ich mich nicht durch eine Erinnerung an Hoffnungen erweichen, die für immer dahin sind, noch mich ermatten durch den Gedanken an vergangene Kämpfe, die mir keinen andern Gewinn gebracht haben, als das Bewußtsein erfüllter Pflicht und die Aussicht in eine freudenlose Zukunft."

Während sie so sprach, war sie wirklich ruhig geworden, und die muthige Resignation des verlassenen Mädchens, das, jung, zart und schön wie sie selbst, auf der weiten Welt keine Stütze und in der Zukunft nicht einmal eine Hoffnung hatte, machte einen tiefen Eindruck auf Constanze. Wohlwollend und edelherzig von Natur, wie sie war, würde sie in jedem Falle alles gethan haben, was in ihren Kräften stand, um Helenen zu Hülfe zu kommen; das Bewußtsein aber, daß ihre Mutter es war, die um ihretwillen Helenens Unglück herbeigeführt hatte, steigerte den Wunsch, ihr beizustehen, in dem Herzen der verwöhnten Tochter des Glückes zur Leidenschaft. Am liebsten hätte sie Helene mit sich genommen, um die eigene Heimath mit ihr zu theilen; aber mit dem schnellen Erkennen aller einem Plane entgegenstehenden Hindernisse, welches man sich durch das Leben in der Welt aneignet, sah sie sofort ein, daß ihre Mutter nie darein willigen würde, Helene bei sich aufzunehmen. Wer aber wirklich helfen will, der findet in den meisten Fällen auch die Mittel dazu. Constanze blieb nicht lange unentschieden über das, was sie thun sollte; und

die Art, wie sie es that, verlieh ihrer Handlungsweise einen höhern Werth. Sie streifte alle erkünstelte Kälte, alle angelernte Gleichgültigkeit von sich ab, und die Arme schwesterlich um Helene schlingend und ihre schönen, warmen Lippen an ihre Wange legend, sagte sie leise: „Wenn ich schon ein eigenes Haus hätte, Helene, so würde ich Sie, wie um die größte Gunst bitten, zu mir zu kommen; aber Sie wissen, ich wohne noch bei meiner Mama. Indeß... ich bin verlobt," — wie schön war die Farbe ihrer Wangen, als sie so sprach! — „und mein künftiger Gemahl — Sie kennen ihn, Helene — ist sehr gut, sehr liebenswürdig und mir herzlich ergeben. Mein guter Ostitz wird es dankbar anerkennen, wenn Sie zu uns kommen und mir die langweiligen Stunden wollen tödten helfen, die ihn um des Dienstes willen aus dem Hause entfernen werden. Aber erst nächsten Herbst will Mama ihm erlauben, mich zum Altare zu führen; das sind noch mehr als sechs Monate, und so lange können Sie nicht hier bleiben. Wenn Sie aber das einförmige Leben in einem Landstädtchen nicht scheuen, so könnte ich Ihnen wohl eine Familie vorschlagen, bei welcher Sie bis dahin gut aufgehoben wären."

Helene blickte ihr heiter und vertrauend in das schöne, beredte Gesicht. Alles, was sie erwiderte, waren die Worte: „Wenn man mich nur aufnehmen will!"

„O, man thut es gern mir zu Liebe; und sind Sie ein Mal dort, so wird man Sie gar nicht mehr fortlassen wollen. Als Kind hatte ich eine Gespielin, die Tochter unseres Oberförsters; wir hatten uns sehr lieb, und die gute Louise hatte unsägliche Geduld mit mir. Jetzt ist sie verheirathet an einen Arzt. Ich habe sie manches Jahr nicht mehr gesehen; aber wir haben nie aufgehört, Briefe zu wechseln, und jeder, den ich von ihr erhalte, sagt mir, daß ihr warmes, treues Herz unverändert gegen mich geblieben ist. Ihr will ich schreiben, daß sie ein Zimmer für Sie in Stand setze; gefällt es Ihnen bei

den guten Leuten, so bleiben Sie so lange dort, bis ich Ihnen mein eigenes Haus anbieten kann; jedenfalls darf ich Sie bitten, den Versuch zu machen."

Helene antwortete bloß durch einen dankbaren Blick und die Worte: „Sie erzeigen mir eine große Wohlthat."

„Heute noch schreibe ich," sagte Constanze. „Ach — da ist Mama's Wagen, und Madame Herold ist noch nicht wieder zurück. Also heute noch schreibe ich, und in drei bis vier Tagen wird Louisens Antwort eintreffen. Bis dahin bleiben Sie hier. Adieu, Helene — liebe Helene — ach, nun weinen Sie, und ehe uns dieser gute Einfall kam, waren Sie ganz muthig. — Ja, Mama, ich komme! Morgen, Helene, bin ich wieder hier."

Die schöne, stolze Gestalt verschwand aus dem kleinen Gemache; Helene sah sie in den Wagen steigen, und sie selbst war wieder allein. Aber sie war nicht mehr verlassen, nicht mehr freundlos, und es war in ihrem Herzen ein Gefühl der Freude, wie sie es seit Jahren nicht gekannt.

IX.

So mancher goldene Frühlingsabend ist von begeisterten Sängern gepriesen, so viel tausend andere sind von frohen, gerührten Herzen genossen worden! Und doch, wenn abermals eine holde Stunde auf die Erde sinkt, so erscheint sie in so frischem Reize, als hätte es nie eine von gleicher Schönheit gegeben. Die reinen, unschuldigen Freuden der Natur, stets erreichbar für Jeden, bleiben ewig neu für Den, der nur ein offenes Auge und einen gesunden Sinn zu ihrem Genusse sich bewahrt. Jedes Glücklichen Glück erhöhen sie, sie bringen Trost in das trostlose Herz; dem Armen sind sie zugänglich wie dem Reichen, der unter allen seinen Schätzen doch nichts hat, was den Reichthum und die Schönheit der Natur übertrifft.

In einer schönern Stunde als jetzt hätte Max sich dem Wohnorte seines Vaters, dem alten, prächtigen Schlosse Raudten, nicht nähern können. Schon stand die Sonne tief genug, um nicht allein hoch oben die Wipfel der Bäume, sondern auch die Halme und Kräuter am Boden zu vergolden; doch war die ganze, glühende Scheibe noch sichtbar, und ein Licht floß über die Erde, so reich und warm wie in den Stunden des Mittags. Noch waren alle Bäume blätterlos, aber röthlich strebten die saftreichen Zweige zum Himmel auf, und man wagte fast nicht zu wünschen, daß sie belaubt seien; denn die Luft war so rein und mit so zarten, duftigen Farben geschmückt, daß man entzückt sie durch die braunen Aeste schimmern sah. Die Saatfelder grünten, es keimte der Rasen; und die Lerche, die unsichtbar in den Lüften schwamm, schien sie nicht die Freudenstimme des erwachenden Frühlings selbst zu sein? Als Max das alte Schloß durch die Bäume schimmern sah, standen viele Fenster weit offen; golden erglänzten die Scheiben, und mit ihren wallenden Vorhängen spielte der Wind, der mit lauem Athem durch den Park wehte. Thürme und Erker waren röthlich angestrahlt, und auf dem kleinen Fluß, der mit silbernem Arm die alten, trauten Mauern liebend umschlang, tummelte sich eine Schaar lustiger Wasservögel.

„Kann mein Vater hart sein zu solcher Stunde und in solcher Umgebung?“ fragte sich Max, als er durch das hallende Thor in den Hof fuhr.

„Willkommen, Max!“ rief der Baron, welcher ihm freudestrahlend schon am Fuße der Treppe entgegentrat. „Ei, Junge, das ist schön, daß du kommst. Ich sehe, du hast den Papa nicht vergessen in dem glänzenden W . . . Du kannst kaum den Schluß des Faschings abgewartet haben, um mich zu begrüßen.“

„So ist es, lieber Vater; am Tage vor meiner Abreise fand der letzte Hofball statt.“

„War er hübsch, mein Junge, he? Hast du dich gut amusirt? Du mußt mir durchaus erzählen, mit welcher von den schönen Damen der Hauptstadt du den Cotillon getanzt."

„Mit keiner, Papa; ich habe keine Freude am Tanzen."

„Wie? Das klingt ja, als wärest du blasirt. Ich will doch nicht hoffen, daß du schon »weltmüde« bist, mein Sohn?"

„Es könnte sein, Papa. Die Welt wenigstens, in welcher ich mich seit einigen Jahren zwecklos umhergetrieben habe, bin ich herzlich satt."

Der Baron sah seinen Sohn forschend an, und es that ihm sehr leid, sich sagen zu müssen, daß er im Ernste gesprochen habe; er sagte aber bloß: „Du bist fatiguirt, Max, und hast der Freuden zu viele genossen; das wird sich in der Ruhe des Landlebens bald wieder geben. Gehe jetzt in dein Zimmer und kleide dich um; ich werde dich im rothen Saale erwarten, damit wir vor dem Souper noch ein Stündchen plaudern können."

Ein Geschäft nahm den Baron auf einige Zeit in Anspruch. Als er in den rothen Saal trat, fand er seinen Sohn schon dort, wie er am offenen Fenster lehnte. „Es ist sehr schön in Raudten; und ich möchte wohl für immer hier bleiben."

„Und was hindert dich daran?" fragte der Baron lächelnd.

„Bisher that es dein Wunsch, Papa."

„Bisher — das ist wahr; aber fast sollte ich glauben, du habest dich jetzt genug in der Welt umgesehen, um dir die nöthigen Erfahrungen und die Menschenkenntniß anzueignen, ohne welche man auf dem Lande so leicht einseitig wird. Wenn du mir eine schöne Schwiegertochter zuführst, so will ich dir erlauben, in Raudten, in Hildenbach, oder wo du sonst willst, auf dem Lande zu leben."

„Vater," sagte Max mit leiser Stimme, aber seinem Vater voll in's Gesicht blickend; „ich habe — Helene wiedergesehen."

Der Baron erschrack sichtlich bei diesen Worten; aber er zwang sich, in gleichgültigem Tone zu fragen: „Sie ist wohl noch bei der Gräfin Rechteren?“

„Ja, Vater, und ich bin überzeugt, daß sie dort ein sehr unglückliches Leben führt.“

„Das thut mir leid,“ erwiderte der Baron gezwungen. „Warum sieht sie sich denn nicht nach einer andern Stelle um?“

„Denkst du, Papa, das wäre so leicht für ein Mädchen von Helenens Abkunft und Erziehung?“

„Es ist wahr, deine Mutter hat sie verwöhnt,“ gab der Baron kalt zur Antwort.

„Vater,“ sagte Max, mit einer heftig aufwallenden Bewegung kämpfend, „thue meiner Mutter und ihrem unglücklichen Lieblinge nicht Unrecht! Du weißt, wie theuer Beide mir von Kindheit an waren; schon um dieser Erinnerung willen schone mich in ihnen!“

„Es ist eine verfluchte Geschichte um diese ewige Empfindelei!“ brach der Baron los. „Nie habe ich gesehen, daß ein Mensch, dessen Gedanken immer an der Vergangenheit haften, es in der Welt zu etwas gebracht hätte; und leider zwingst du mich, Max, dich zu diesen Schwächlingen zu zählen.“

„Wenn ich mir eine Schwäche habe zu Schulden kommen lassen, Vater,“ sagte Max mit ruhigem Ernst, „so ist es eine zu große Nachgiebigkeit gegen deine Wünsche, — in einem Punkte, wo mein eigenes Herz mich aufforderte, nach Recht und Pflicht zu handeln, entgegen deinem Willen, der — mit Schmerz spreche ich es aus — aller Ehre und Billigkeit in Bezug auf Helene Hohn sprach.“

„Was ist das!“ rief der Baron zitternd vor Zorn, mit entstelltem Gesicht. „So sprichst du zu mir? Sind das die guten Sitten, die du dir in der Gesellschaft erworben hast? Du bist mein Sohn, und solche Worte hast du für deinen Vater!“

„Gott weiß, wie ich dich liebe und verehre, Vater," versetzte Max mit dem vorigen Ernste. „Aber ich will und kann nicht blind dagegen sein, daß du unrecht an mir und Helene gehandelt hast, und daß ich ein noch größeres Unrecht begangen habe, indem ich mich deinem Willen nicht thätlich widersetzte. Als du uns trenntest, hatte ich bereits das männliche Alter erreicht; es stand dir nicht mehr zu, das Wort, das ich gegeben, zu lösen. Ich hätte mich nicht so fügen, ich hätte vielmehr alles daran setzen sollen, die verbannte Helene wiederzufinden."

„Das ist dir ja jetzt gelungen," erwiderte der Baron mit höhnischem Lachen und beinahe unverständlich vor Zorn.

„Durch bloßen Zufall," versetzte Max bekümmert, als fühle er sich beschämt, einem Ungefähr das zu verdanken, was eigentlich der Erfolg seiner eigenen Anstrengung hätte sein sollen. „Aber leider wird dieses Wiederfinden wenig zu meinem Glücke beitragen, wenn nicht —." Er brach ab, ungewiß, welche Worte er wählen sollte, um einen günstigen Eindruck auf seinen leidenschaftlich erregten Vater hervorzubringen.

Der Baron bemerkte es sogleich und errieth nahezu den Grund seines Stockens. „— — wenn nicht?" wiederholte er frageweise in spöttischem Tone. „Du bist ja auf ein Mal sehr zurückhaltend!"

„— — wenn nicht du selbst, Vater, in mein Glück willigst!" vollendete Max mit großer Entschiedenheit.

„Du bist toll, Junge!" rief der Baron. „Meinst du, ich soll daher kommen wie ein Komödienvater und machen eine rührende Scene, und thun dich zusammen mit deiner seufzenden Schönen, wie ein rechter Narr? Glaubst du, daß ich nicht weiß, was ich will? Laß dir dergleichen im Traume nicht einfallen. Wenn du wie ein vernünftiger Mensch nach meinem Rathe thust, dann will ich auch väterlich an dir handeln; bestehst du aber darauf, dir in deiner Tollheit meinen Fluch

zuzuziehen, so magst du ihn haben, und du kannst ihn dann theilen als dein einziges Erbe mit Der, die dich verleitet hat, ihn herauszufordern.“

„Vater,“ sagte Max, „ich erlebe in dieser Stunde nichts Unerwartetes; Helene hat mir dieses alles vorausgesagt.“

„Die Person ist vernünftiger als du!“

Max fuhr, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort: „Sie kennt dich besser und beurtheilt dich richtiger, als dein eigener Sohn; sie hat die Ueberzeugung, daß dein Stolz und deine Abneigung, falls wir uns wirklich verbänden, uns nie zum Genusse des bescheidensten Glückes würden kommen lassen. Sie — mit einem Worte — sie macht deine Zustimmung zur unerläßlichen Bedingung ihrer Einwilligung in meine Wünsche.“

„Aeußerst klug, sehr gescheidt!“ höhnte der Freiherr.

„Du siehst, Vater, daß ich nie zur Ruhe kommen, daß ich nie glücklich werden kann, ohne deinen Segen zu meiner Verbindung mit Helene. Deine Weigerung, sie als Tochter anzuerkennen, wird mich von ihr trennen; und was steht mir dann bevor? Ich sehe ein ödes, verfehltes Dasein vor mir, und auch du, Vater, wirst keine Freude erleben an einem Sohne, der dich nur der nackten Pflicht willen ehren, in seinem Herzen aber deinen Stolz die Quelle all' seines Unglücks nennen müßte.“

„Um meinetwillen brauchst du dir keine Sorgen zu machen, junger Mensch,“ versetzte der Freiherr sehr erbittert. „Ich kann zum Glück bestehen ohne deine zärtliche Kindesliebe, von der ich ohnehin seit dem Tode deiner Mutter blutwenig Beweise empfangen habe. Ich würde keine Freude an dir erleben? Das ist nichts Neues; seit Jahren hast du mir nichts als Kummer und Verdruß verursacht, und nur durch den Aerger, den du mir bereitest, werde ich noch daran erinnert, daß ich einen Sohn habe.“

„O, daß meine Mutter noch lebte!“ rief Max in leidenschaftlichem Schmerz. „Sie würde dir sagen, Vater, wie wenig ich solche Vorwürfe verdiene. Nach dem aber, was heute zwischen uns vorgefallen, ist es nicht gut, wenn wir zusammen bleiben. Gott wolle dich behüten, Vater! Ich will mich bemühen, die Liebe zu dir zu bewahren, die von Kindheit an einen Theil meines Wesens bildete, wenngleich du alles thuest, um sie mit den Wurzeln mir aus der Seele zu reißen.“

Er ging. Sein Vater machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten, sondern schritt unter heftigen Bewegungen und kurz abgebrochenen, zornigen Ausrufen in dem weiten Saale auf und ab. Sein dunkelglühendes Gesicht, sein schneller, heißer Athem ließen glauben, daß keine andere Regung, als Zorn in ihm arbeite. Doch stand er bisweilen horchend still, als hoffe er, den zurückkehrenden Schritt seines Sohnes zu vernehmen, und als der Wagen vorfuhr, zuckte er zusammen. An's Fenster aber trat er nicht; und obgleich er gern noch einen Blick auf den Davoneilenden geworfen hätte, als der Wagen unter dem Thore dahinrollte, so würde er doch diese Schwäche, wie er es in seinem Herzen nannte, sich selbst nicht verziehen haben.

„Der undankbare Junge, der Taugenichts!“ grollte er. „Seine Mutter hat ihn verzogen. Es ist noch ein Glück, daß das Mädchen an seinem mir gegebenen Worte hält; wenn sie einwilligte, er würde sie morgen heirathen, und wenn er sehen müßte, daß ich vor Aerger den Schlagfluß darüber bekäme. — Da jagt er hin — toll, wie das wilde Heer; — wenn er den Hals nur nicht bricht! — Welche Mühe habe ich mir gegeben, einen vernünftigen Menschen aus ihm zu machen; welche Hoffnungen habe ich in ihn gesetzt! — Meine Frau ist glücklich, daß sie im Grabe liegt, während ich allein alle die Sorgen und den Verdruß tragen muß, welche die Früchte ihrer verkehrten Erziehung sind.“

Und der Sohn? Bitterkeit im Herzen verließ er das väterliche Haus. Er fühlte sich heimathlos in schlimmerm Sinne als Helene, und es wurde ihm schwer, ein Gefühl von Haß gegen den Vater zu bekämpfen, das in ihm aufwallen wollte. Er war jetzt zu dem festen Entschlusse gekommen, Helene zu bewegen, ihm ihre Hand zu reichen, seines Vaters ungerechtem Stolze zum Trotz; und er hoffte, daß seine eigene feste Entschlossenheit im Verein mit seiner glühenden Liebe ihren Widerstand entwaffnen würde.

So fuhr er auf demselben Wege, den er vor kaum anderthalb Stunden zurückgelegt hatte, in die schöne Frühlingsnacht hinein. Die Scene war verändert; statt des rosigen Abendlichtes schlief der weiße Strahl des Mondes auf dem Rasen und stahl sich durch die kahlen Zweige in seiner ganzen, friedlichen Schönheit. Die lautlose Stille, die ruhige Einsamkeit der ganzen Umgebung paßten gut zu dem sanften Lichte, und die Sterne droben im tiefen Blau schienen freudig zu erwachen zum Genusse einer so schönen Nacht. Max warf aber kaum einen Blick auf das liebliche Schauspiel vor seinen Augen, und er, der vor kurzem sich gefragt: „Kann mein Vater unempfindlich sein gegen die Einwirkung einer so schönen Stunde?“ war jetzt selbst blind und gefühllos gegen alles, was nicht in Verbindung stand mit seinen halb zärtlichen, halb zornigen Entschlüssen.

X.

Der Salon der Gräfin Synthern war am heutigen Morgen von Besuchenden überfüllt gewesen; denn die ganze „Welt“ hatte sich beeilt, die herkömmlichen Glückwünsche zu der jetzt förmlich declarirten Verlobung ihrer Tochter mit dem jungen Ostitz darzubringen. Endlich hatte mit der languissanten Frau

von Werder der letzte Besuch das Zimmer verlassen, und die Gräfin warf sich verstimmt in einen Sessel. Sie war wirklich etwas angegriffen; denn es hatte sie Mühe gekostet, mit dem Anschein der höchsten Befriedigung die Gratulationen in Bezug auf eine Verbindung zu empfangen, die eigentlich durchaus nicht nach ihrem Sinne war. Auch hatte sie nicht ohne Anstrengung das verbindliche Lächeln festhalten können, mit dem sie heute manchen Lobspruch entgegengenommen, der im Grunde für ihr Gefühl aus ätzendem Gift bestand. So oft ihr gesagt wurde, daß man ihre Mutterliebe bewundere, welche dem Glücke der Tochter alle andern Rücksichten unterordne, so oft sie hören mußte, daß man sie wegen der Zärtlichkeit pries, womit sie der Neigung Constanzens jeden Zwang erspart habe, empfand sie einen heftigen Zorn über die unpassende Wahl ihrer Tochter und einen aufkeimenden Haß gegen ihren künftigen Schwiegersohn. Aber sie erkannte die Nothwendigkeit, jetzt, wo die Sache einmal feststand, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Sie lächelte und freute sich und war zärtlich gegen Constanze, mütterlich gegen Ostitz, so lange noch ein fremdes Auge auf sie gerichtet war. Sobald sie sich aber mit den beiden Verlobten allein sah, legte sie die unbequeme Maske ab und war so »maussade« als möglich.

„Sie sind fatiguirt, Frau Gräfin," sagte Ostitz, ihr einen Shawl bringend; „es ist aber auch nichts so anstrengend, wie dieser fortgesetzte Wechsel von Kommenden und Gehenden."

„Mama ist sehr daran gewöhnt," bemerkte Constanze, die den eigentlichen Grund der Mißstimmung ihrer Mutter besser als Ostitz durchschaute. „Ich habe sonst nie wahrgenommen, daß es sie angriff."

„Weil du seit einiger Zeit überhaupt nicht viel égards für deine Mutter hattest," versetzte die Gräfin bitter.

Constanze warf die schönen Lippen auf; Ostitz aber nahm mit seiner gewinnenden Freundlichkeit das Wort: „Nicht doch,

Frau Gräfin; es ist ja nicht möglich, daß Constanze je kalt gegen eine solche Mutter sein sollte. Wahrscheinlich ist aber von Ihrer neulichen Krankheit noch eine kleine Schwäche zurückgeblieben. Wir wollen hoffen, daß es dem Einflusse der milden Jahreszeit und unsern vereinten Bemühungen gelingen wird, Sie bald völlig wieder herzustellen."

Die Gräfin spürte große Lust, ihm zu antworten, daß er für jetzt noch eben so wenig Sohnes-Rechte wie Pflichten gegen sie habe; doch fühlte sie selbst, daß es besser sei, eine solche Aeußerung zu unterdrücken. Sie freute sich, einen eben eintretenden, unschuldigen Bedienten ihren Unwillen entgelten lassen zu können. „Hast du eine Meldung?" fragte sie in brüskem Tone.

„Ja wohl, Frau Gräfin —"

„Dummer Mensch! — Wie oft soll ich dir sagen, daß ich nach drei Uhr für Niemanden zu Hause bin? Ich will Niemanden sehen, verstehst du? Niemanden! Noch eine solche bêtise kostet dich deine Stelle."

„Frau Gräfin entschuldigen," sagte der arme Mensch bestürzt, „mein Auftrag betrifft die Comtesse Constanze. Der Herr Baron von Bruchland sind im kleinen Salon und bitten um die Erlaubniß, unsere junge gnädige Gräfin einen Augenblick allein sprechen zu dürfen."

„Höchst unpassend," sagte die Gräfin, „so etwas durch einen Bedienten hereinsagen zu lassen! Ich hoffe nicht, Constanze, daß du darauf eingehen wirst."

„Doch, Mama," erwiderte Constanze mit dem eigensinnigsten Ausdruck, den sie ihren schönen Zügen zu geben vermochte. „Ich kann mir denken, über welche Angelegenheit der Baron mit mir zu sprechen wünscht. — Lieber Rudolph, du bleibst doch, bis ich zurückkomme?"

Ostitz küßte zustimmend ihre Hand, und sie ging in den kleinen Salon. Bei ihrem Eintritte eilte Bruchland ihr ent-

gegen und begrüßte sie mit einem warmen Glückwunsche zu ihrer Verlobung.

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen herzlich, Baron Bruchland,“ antwortete Constanze; „ich bin überzeugt, daß ich keinen aufrichtigern Glückwunsch empfangen habe, als den Ihrigen. Aber ich glaubte, Sie wären in Raudten; was bringt Sie denn so schnell nach W . . . zurück?“

„Mein Unglück!“ entgegnete Max. „Und zu Ihnen, gnädige Gräfin, führt mich die Hoffnung, daß Sie mir Trost und Beistand nicht versagen werden.“

„Wovon sprechen Sie? Was könnte ich für Sie thun?“ fragte Constanze.

„O, vieles — alles wahrscheinlich, was für mich geschehen kann. Aber ich weiß nicht, ob Sie meine Geschichte und namentlich mein Verhältniß zu Fräulein von Halden kennen; dies würde erforderlich sein, wenn Sie mich verstehen sollen.“

„Helene hat mich in wenig Worten von allem in Kenntniß gesetzt,“ sagte Constanze einfach.

„Helene!“ wiederholte Max. Sie hatte den Namen so sanft ausgesprochen, wie er ihn seit dem Tode seiner Mutter nicht mehr nennen gehört. Einen Augenblick überwältigten ihn seine Erinnerungen; aber er bemeisterte sich und sagte möglichst ruhig: „So wissen Sie, Gräfin Constanze, daß es für mich kein Glück gibt, außer ihrer Liebe, daß kein Seelenfriede, keine Ruhe für mich denkbar ist, so lange ich von ihr getrennt bin, und daß mir alles daran liegen muß, ihren jetzigen Aufenthaltsort zu erfahren.“

„Aber Ihr Vater, Herr v. Bruchland!“

„Mein Vater! — Ach — ich fürchte, daß eine Verständigung zwischen ihm und mir nicht möglich sein wird. Ich habe alles ertragen, was ein Sohn an Heftigkeit und ungerechten Vorwürfen nur immer ertragen kann; ich habe alles gethan, was in meinen Kräften stand, um meinem Vater sein

Unrecht klar zu machen und ihn zur Erfüllung seiner Pflicht gegen Helene und mich zu bewegen. Denn er ist im Unrecht, und es ist seine Pflicht, in die Erfüllung des Versprechens zu willigen, welches ich Helenen einst mit seiner freudigen Zustimmung gab. Ich habe alle Mittel erschöpft, um ihn dahin zu bringen, daß er mir erlaube, nicht nur glücklich zu sein, sondern auch gerecht zu handeln. Alles war vergebens, und ich bin jetzt nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet, Helenens und mein Glück zu sichern, seiner verweigerten Zustimmung zum Trotz."

„So denkt Helene nicht."

„Nein; ein gerechter Stolz und eine übergroße Sorge wegen .... wegen dessen, was ich in Zukunft etwa in Bezug auf meinen Vater empfinden könnte, haben sie bisher bewogen, sich seinem Willen widerstandlos zu fügen. Auch ich habe mich geduldiger unterworfen, als meine Pflicht gegen meine Verlobte mir eigentlich gestattete. Aber einestheils kannte ich Helenens Zufluchtsort nicht; anderntheils gab meine verstorbene Mutter mir die Versicherung, daß sie gut aufgehoben sei und in Verhältnissen lebe, die ganz ihrem Stande und ihrer Erziehung angemessen wären. Meine arme Mutter! Sie hat sich in diesem Punkte ohne Zweifel selbst geirrt, sonst würde sie mich nicht so bitter getäuscht haben; denn sie liebte Helene eben so sehr wie mich." Er versank wieder in Nachdenken.

Constanze störte ihn nicht. Sie wußte, was er von ihr verlangen würde, und sie wußte auch, daß sie es nicht bewilligen könne; dennoch schmerzte es sie, ihm etwas abschlagen zu müssen.

Er raffte sich aber bald aus seinem Sinnen auf und fuhr fort: „Seither habe ich erkannt, was es für ein wohlerzogenes, zartfühlendes Mädchen zu bedeuten hat, freund- und heimathlos zu sein. Helene muß bei dieser Gräfin Rechteren Folterqualen ausgestanden haben; sie begegnete keinem tröstenden Blicke,

der sie aufrichtete, fand keine Freundeshand, die sie stützte! O, diese langen, schmerzlichen Jahre hindurch war ich auch unglücklich, auch gequält von marternden Erinnerungen, von hoffnungsloser Sehnsucht; aber was war das alles gegen ihr Elend! Wenn ich meine Ungeduld unter lärmenden Zerstreuungen zu ertödten, wenn ich meinen Schmerz durch den Wechsel großer Reisen, unter dem aufregenden Eindrucke gefahrvoller Unternehmungen zu vergessen suchte — was hatte sie, um den nagenden Wurm zum Schweigen zu bringen? Ach, ich habe viel zu vergüten, und meine Schuld hat sich so gehäuft, daß ich sie nie ganz werde abtragen können."

„Aber Helene weiß von keiner Schuld auf Ihrer Seite," warf Constanze ein; „sie selbst hat ja das Band gelöst."

„Nein, nein!" unterbrach er sie mit schmerzlicher Heftigkeit. „Das kann, das darf ich nie zugeben. Wie kann, wie darf ich es ertragen, daß meine Braut — und als solche betrachte ich Helene, so lange sie mir ihre Liebe nicht entzieht — dem Kummer, dem Mangel und der Verlassenheit preisgegeben ist, während ich im Ueberfluß schwelge. Ich bin vor Gott für ihr Glück verantwortlich; denn als ich mich ihr verlobte, habe ich feierlich geschworen, dafür zu ringen und zu streben bis zu meinem letzten Athemzuge. Urtheilen Sie nun, was ich empfunden habe, als ich von Raudten mit dem unerschütterlich festen Entschlusse zurückkehrte, Helene um jeden Preis zu meiner Gattin zu machen, — — und sie nicht allein nicht mehr im Hause der Gräfin Rechteren fand, sondern als ich hören mußte, wie die böse, alte Frau in wegwerfendem Tone von meiner Verlobten sprach und gestand, daß sie dieselbe plötzlich aus ihrem Hause entfernt habe, sogar ohne sich zu erkundigen, wohin Helene sich gewendet. Die Zurechtweisung, welche die alte Dame von mir empfing, war nicht die sanfteste, hatte aber leider kein weiteres Resultat, als einige erheuchelte Nervenkrämpfe. Ich würde das Haus in Verzweiflung verlassen

haben, wenn nicht das Mädchen der Gräfin mir gesagt hätte, daß wahrscheinlich Sie, Comtesse Constanze, mit Helenens Aufenthaltsort bekannt seien."

Er schwieg und blickte mit ängstlicher Spannung in Constanzens beredte Züge. Seine leidenschaftliche Sprache hatte sie sehr bewegt, und sie hatte mit dem Gedanken kämpfen müssen, daß er weit stärkere Empfindungen verrathe, als Ostitz jemals zu hegen fähig sei. Aber sie hatte sich entschlossen, ihm gegenüber nichts anderes zu sein, als Helenens Freundin, und so antwortete sie in ruhigem Tone: „Das Mädchen hat Recht mit seiner Vermuthung; ich weiß nicht nur, wohin Helene sich gewendet hat, sondern sie hat auf meinen Rath ihren jetzigen Aufenthaltsort gewählt."

„Gott sei Dank! Und darf ich hoffen, daß sie seit ihrer Entfernung aus dem Hause der Gräfin Rechteren nicht neuen Leiden anheimgefallen ist?"

„Helene ist bei schlichten, einfachen Menschen; die Frau des Hauses war die liebste Gespielin meiner Kindheit. Sie hat ein treues, liebevolles Herz und wird schon aus alter Anhänglichkeit an mich alles thun, was in ihren Kräften steht, um Helenen das Leben angenehm zu machen."

„Wie dankbar bin ich Ihnen, theuere Gräfin! Wie glücklich machen Sie mich durch diese Versicherung! Und jetzt — wollen Sie die Güte haben, mir Helenens Adresse zu geben?"

„Sie wollen ihr schreiben? Wenn Sie die Güte haben, mir den Brief anzuvertrauen, soll er in kürzester Zeit in Helenens Hände gelangen."

„Ihr schreiben? Nein. Was würde das nutzen? Sie würde auf einen Brief hin, und wäre es der beredteste, der flehendste, ihre bisherigen Entschlüsse nicht ändern. Ich muß sie sehen, sie sprechen; mein Schmerz, meine Liebe, meine feste Entschlossenheit müssen sie überwältigen."

„Das kann nicht sein, Herr von Bruchland."

„Wie? Und aus welchem Grunde nicht?“

„Ich habe Helenen das feste Versprechen gegeben, Sie zwar über ihre Lage zu beruhigen, Ihnen aber unter keiner Bedingung ihren Zufluchtsort zu verrathen.“

„Ach, warum haben Sie das gethan, Comtesse Constanze?“ fragte Bruchland traurig.

„Helene verlangte es,“ erwiderte Constanze lächelnd. „Und Sie müssen doch wissen, daß es schwer ist, ihr etwas abzuschlagen. Außerdem glaubte ich, daß sie selbst am besten zu beurtheilen wisse, was gut für Sie beide sei.“

„Sie machen mich sehr unglücklich durch diese Erklärung. Aber Ihre Frau Mutter —“

„Meine Mutter ist mit Ihrem Vater einverstanden, daß Sie eine Frau aus großer Familie, eine Erbin oder ein ähnliches ausgezeichnetes Wesen mit Ihrer Hand beglücken müssen; sie wird Ihrer Neigung zu Helenen gewiß keinen Vorschub leisten.“

„Herr von Ostitz wird mir zu Hülfe kommen. Er muß so glücklich sein in der Hoffnung auf Ihren Besitz, theuere Gräfin, daß er unmöglich ohne Mitgefühl für meinen Kummer sein kann.“

Diese Worte, die Bruchland mit großer Herzlichkeit sprach, bewegten Constanze sehr, und sie fühlte ihre Augen feucht werden, als sie lächelnd entgegnete: „Helene hat Ostitz nur ein Mal gesehen; aber sie muß wohl vorausgesetzt haben, daß Sie an ihm einen Verbündeten finden würden, denn sie hat sich sein Wort geben lassen, ihr Geheimniß gegen Niemanden zu verrathen.“

Bruchland antwortete nichts; er ließ den Kopf in die Hände sinken und saß einige Minuten schweigend da. Constanze betrachtete ihn mitleidig; aber sie wußte nicht, was sie ihm zum Troste sagen sollte.

„So bleibt mir nichts übrig, als ihr zu schreiben,“ sagte Bruchland resignirt; „vielleicht hat sie Erbarmen mit mir,

wenn ich ihr vorstelle, wie unsäglich unglücklich ich bin. Wollen Sie ihr den Brief zustellen, beste Gräfin?"

„Das darf ich, und ich will es mit Freuden thun."

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen aus tiefstem Herzen für alles, was Sie uns Gutes und Freundliches erzeigen! — Empfehlen Sie mich Ihrer verehrten Mutter! Grüßen Sie Ostitz! Ich werde alles thun, um mir seine Freundschaft zu verdienen. Sie haben sich so ganz als Helenens wahre Freundin erwiesen, daß ich keinen wärmern Wunsch kenne, als der Freund Ihres künftigen Gemahls zu sein."

Er war fort, und Constanze saß noch lange auf der Stelle, wo er sie verlassen hatte.

Endlich kam Ostitz. „Was machst du, Constanze? — Es ist servirt, und Mama, die gehört hat, daß der Baron schon lange gegangen, ist sehr unzufrieden, daß ihr Töchterchen auf sich warten läßt. Aber was ist das?" fragte er bekümmert. „Du hast geweint?"

„Ja wohl; sie sind sehr unglücklich, die arme Helene und dieser leidenschaftliche, heftige Bruchland. Wir wollen dankbar sein, lieber Freund, für unsere ruhigern Herzen und unser stilles Glück."

Ihre glühenden Wangen und ihre bebenden Lippen gaben ein seltsames Zeugniß für die Stille ihres Herzens; sie hatte aber den festen Entschluß gefaßt, die Ruhe, von der sie sprach, auch wirklich zu erringen, und ein fester Entschluß sichert in den meisten Fällen den Erfolg.

XI.

Die Glocke auf dem Thurme der kleinen, abgelegenen Stadt Derscheid schlug halb eins; in den meisten Häusern war das Mittagessen vorüber, und die todtenstillen Straßen

begannen sich etwas zu beleben. Hier trat ein Hausherr unter die Thüre, um, ehe er wieder an die Arbeit ging, einige Worte mit seinem Nachbar gegenüber zu wechseln; dort eilte ein Mädchen mit den Eimern zum Brunnen; etwas weiter, an einem halb offenen Einfahrtsthore stand eine Hausfrau und lockte ihre Hühner von der Straße herein, um sie durch einen Napf voll Gemüsereste zu erfreuen. Plaudernde Kindergruppen verließen die elterlichen Wohnungen, um sich auf dem offenen Platz vor der Kirche zu jenen lärmenden Spielen zu versammeln, deren größter Reiz in der Kürze der Zeit besteht, die zwischen der Beendigung des Mittagessens und dem Anfange der Schulstunden liegt. Hier hörte man, wie ein Webstuhl sich wieder in Bewegung setzte; dort knarrte ein schwer beladener Düngerwagen dem Thore zu. Eine Schaar rüstiger Mädchen, welche Grabscheite gleich Gewehren auf den Schultern trugen, schritt lachend und schwatzend die Straße hinab. Der Postwagen, und zwar der einzige, den das Städtchen täglich, immer um diese Stunde, sah, holte sie ein, und sie flohen schreiend aus einander, während der Wagen schon nach wenigen Schritten Halt machte. Der Conducteur, der in einsamer Herrlichkeit darin thronte, verließ ihn lässigen Schrittes, um seine Packete und Briefbeutel abzugeben und sein nicht eben sorgfältig bereitetes Mittagsmahl zu sich zu nehmen.

Vor der Kirche, die fast ganz an einem Ende des Städtchens lag, dehnte sich, wie gesagt, ein offener Platz aus, den an einer Seite das Rathhaus, an der andern das Schulgebäude begrenzte. Im Hintergrunde der Kirche sah man durch eine Doppelreihe alter Roßkastanien eine graue, verwitterte Mauer, die durch ein eisernes Gitterthor den Blick in einen selbst in dieser frühen Jahreszeit wohl gepflegten Garten gewährte. Der Garten seinerseits umgab ein altes einstöckiges Haus, das zwar sorgfältig in Stand gehalten war, jedoch nur solche Ausbesserungen zeigte, welche zur Erhaltung des Ge-

bäudes erforderlich waren, während jede kostspielige, bloß auf Verschönerung berechnete Ausgabe ängstlich vermieden zu sein schien. Dennoch machte das alte Haus einen angenehmen Eindruck. Im Dache war ein Taubenschlag, und auf den Firsten wanderten nickend die weißen und buntgefiederten Insassen desselben auf und ab. Die alten Mauern waren mit Rebstöcken umzogen; hinter den etwas zu niedrigen, breiten Fenstern sah man einfache weiße Vorhänge. An einem derselben stand ein Käfig mit einem Buchfinken; an einem andern blühte ein üppiger Rosenstock. Die rothen Fliesen vor dem Eingange waren sorgfältig gescheuert, und die Schneeglöckchen an der südlichen Wand waren kaum weißer als die Reifen der Milchgefäße, die auf einer langen Holzbank neben dem Hause zum Trocknen lagen.

Das Innere der kleinen Wohnung entsprach dem Aeußern derselben. Nirgends eine Spur von Luxus, nirgends eine Ahnung von Ueberfluß; überall aber jene Wohnlichkeit und Behaglichkeit, welche bei großer Ordnung und Sauberkeit auch eine ärmliche Umgebung anziehend machen können. Das verblichene Zitzsopha des kleinen Wohnzimmers leuchtete vor Reinlichkeit; der Tisch von Nußbaumholz und die bescheidenen Binsenstühle waren glänzend gebohnt. Hätte die grüne Schirmlampe vor dem Spiegel nicht durch öftern Gebrauch etwas von ihrem Lack eingebüßt, man hätte sie für neu halten können; und der kleine, einfache Tisch mit dem Schubfache am Fenster, der sich durch einen darauf stehenden Nähstein und eine zusammengelegte Handarbeit als der Arbeitstisch der Frau vom Hause erwies, sah ordentlich hübsch aus mit seinem blendend weißen Ueberwurf von der feinsten Häkelarbeit.

Im Sopha saß ein junger Mann in einem etwas nachlässigen, häuslichen Anzuge, aus einer sehr großen Pfeife mit Meerschaumkopf rauchend; er las mit vergnügter Aufmerksamkeit in einem Buche. Sein Gesicht hatte den Ausdruck gut=

müthiger Offenheit und bedeutender Intelligenz; die Züge waren nicht besonders regelmäßig, aber ansprechend und Vertrauen erweckend, und so durchdringend der Blick des großen, dunkelgrauen Auges auch war, er flößte keine Scheu ein.

Die Stille im Zimmer, die nur zuweilen durch die sanften Töne des Buchfinken am Fenster unterbrochen wurde, hätte dem jungen Manne wohl erlaubt, sich in seine Lectüre zu vertiefen; letztere schien ihn aber nicht ganz zu fesseln, obgleich sie ihn offenbar unterhielt. Von Zeit zu Zeit sah er von seinem Buche auf, und immer blickte er dann nach einer Thüre hin, die in ein inneres Zimmer zu führen schien.

Diese Thüre öffnete sich endlich und eine junge Frau, zum Ausgehen angekleidet, trat herein. Ihr Anzug war wie ihre Wohnung sauber und nett, aber so ganz nach den Forderungen einer strengen Sparsamkeit geregelt, als der Anstand es nur immer erlaubte. Ihre Gestalt war klein, doch hübsch gebildet; ihr Gesicht war durchaus nicht schön, aber ihr freundlicher Mund und ihre klugen, unbeschreiblich sanften Augen ließen eine regelmäßige Form der Züge kaum vermissen. Sie schloß die Thüre sachte hinter sich und sagte mit leiser, angenehmer Stimme: „Carlchen schläft fest; ich habe Hannchen genau instruirt, was sie ihm zu essen geben soll, wenn er aufwacht. In einer halben Stunde wird sie dir den Kaffee bringen, und ich werde früh genug zurückkehren, um für das Abendessen zu sorgen und das Kind zu Bette zu legen."

„Man hätte dich Martha taufen sollen, meine gute Louise," sagte der junge Hausherr lächelnd; „denn du bist wirklich allzu sorgfältig. Mache dir doch keinen Kummer wegen des einen Nachmittags, den du einmal außer dem Hause zubringst. Um dich aber vollständig zu beruhigen, will ich dir noch die Versicherung geben, daß ich selbst überall nach dem Rechten sehen will."

„Du lieber Mann!“ erwiderte die junge Frau mit einem heitern Lächeln, worin sich ein kleiner Spott anmuthig mit einem dankbaren Ausdrucke mischte. „Lange ausbleiben kann ich aber dennoch nicht; ich bin so gewöhnt, immer in der Nähe des Kindes zu sein, daß mich eine Art Heimweh beschleicht, wenn ich längere Zeit von ihm entfernt gewesen bin.“

„Das ist doch eigentlich kindisch, Louise. Soll ich dir auch entgegenkommen?“

„Nein, es wäre mir lieber, wenn du zu Hause bliebest. Braunhof ist ja kaum eine halbe Stunde von hier entfernt, und wahrscheinlich wird Marianne mir ein Stück Weges das Geleit geben; sie thut das jedes Mal, so oft ich sie besuche.“

„Nun gut; aber jetzt mußt du deine Reise antreten, sonst wird dir die Zeit zu kurz. Ich gehe mit bis an's Gartenthor; du wirst dem Hüter des Hauses doch wohl die wenigen Schritte über die Schwelle erlauben?“

Heiter plaudernd verließen sie das Haus und gingen durch den Garten; sie freuten sich, daß der Flieder zu knospen begann, und meinten, daß auch die Kresse bald hervorkommen müsse. Die junge Frau sprach von einer Sorte ausgezeichneter Pflanzbohnen, die sie von einer Bekannten bekommen hatte, wie von einem wahren Schatz, und ihr Mann behauptete, die Obstbäume hätten noch nie so viele Tragknospen gezeigt, wie in diesem Frühling. Am Gartenthore schieden sie so innig von einander, als gelte es eine Trennung für manchen langen Tag, und er blieb stehen und sah ihr nach, bis ihre zarte Gestalt jenseits der Kirche verschwand.

Das Rollen des wieder abfahrenden Postwagens traf sein Ohr, und mit einem halben Seufzer sagte er: „Du bringst mir auch nichts mehr; die Zeiten sind zu schlecht, um neue Bücher kommen zu lassen.“

Einen Augenblick lang lag ein leichter Schatten auf seiner Stirne; aber ehe er das Haus erreichte, war sie wieder klar,

und als das Kind später erwachte, spielte sein Vater so lustig mit ihm, als hätte er noch nie eine Ahnung von Sorgen gehabt.

Endlich war er des Spielens müde und übergab den Kleinen dem Mädchen. Sie tummelte sich mit ihm im Garten umher, als, eine seltene Erscheinung, der Postbote durch das Thor kam und sich dem Hause näherte. Der Hausherr, der ihn kommen sah, öffnete das Fenster und rief ihm entgegen: „Was bringst du, alter Berning? Die Berliner Zeitschrift? Dazu ist es doch eigentlich noch zu früh."

„Es ist auch keine Zeitung," sagte der alte Mann; „es ist ein Brief aus W . . ., frei mit Bestellgeld."

„Ah — von der Gräfin. An meine Frau?"

„Jawohl, Herr Doctor," sagte der Postbote, den Brief überreichend, und nach gewechseltem Gruß und Dank entfernte er sich.

„Wie hübsch die Gräfin schreibt," sagte der junge Arzt, das Schreiben betrachtend. Er las halblaut die Adresse: „An Frau Doctor Brand, geborene Rabener, in Derscheid bei N.... — Aber was steht denn hier? — »In Abwesenheit der Adressatin von dem Dr. Brand zu erbrechen.« — O alma mater! was hat das zu bedeuten?" — Und im nächsten Augenblicke saß er in der Sopha-Ecke und war ganz in das Lesen des Briefes vertieft.

Es war das Schreiben, in welchem Constanze für Helene um Aufnahme in das Haus und den Familienkreis ihrer Freundin Louise bat. Sie hatte gehört, daß Letztere im Frühling eine kleine Reise, einen Besuch bei ihrer Mutter, beabsichtige, und deshalb die Vorsicht gebraucht, den Dr. Brand zu ermächtigen, ihren Brief in Abwesenheit seiner Frau zu erbrechen. Louisens kleiner Ausflug war schon beendet; aber wir haben gesehen, wie dennoch ein Zufall den Brief der Gräfin zuerst in des Doctors Hände brachte. Wurde ihm nun

die Zeit gewöhnlich schon lang, wenn seine Frau nicht zu Hause war, so war dies um so mehr heute der Fall, wo ihrer bei der Rückkehr eine so wichtige Mittheilung harrte. Lange schon, bevor er sie zurückerwarten konnte, trat er von Zeit zu Zeit an das Gartenthor, und endlich dehnte er seine Wanderungen sogar bis an die Ecke der Kirche aus. Die pünktliche Louise erschien aber nicht vor der bestimmten Zeit, und dann nahmen häusliche Geschäfte und die Pflege des Kindes sie so sehr in Anspruch, daß für's erste an eine ruhige Besprechung mit ihr nicht zu denken war. Kaum saß aber die junge Frau am Tische, den Kleinen auf dem Schooße und beschäftigt, ihm sein Abendbrod zu geben, als ihr Mann anfing: „Es ist ein Brief von der Gräfin Constanze gekommen, Louise."

„Das freut mich," sagte seine Frau lebhaft. „Hebe ihn auf bis nach Tische, dann wollen wir ihn lesen."

„Du hast wenig Verlangen nach den Mittheilungen der Gräfin."

„Da thust du mir Unrecht, Franz; aber ich habe jetzt keine Ruhe zum Lesen, sogar nicht einmal zum Hören. Sieh', wie Carlchen sich freut, daß ich wieder da bin. Liebes Herzchen, wie bist du so freundlich, so brav!"

„Nun, wie du willst, liebes Kind. Ich habe das Schreiben ohnehin schon gelesen."

„Du?" fragte Louise und sah ihren Mann ein wenig verwundert, jedoch durchaus nicht unfreundlich an. Sie hätte nichts dagegen gehabt, wenn er jedes an sie gerichtete Schreiben in ihrer Abwesenheit erbrochen hätte; aber er pflegte es sonst nie zu thun.

„Der Brief enthält auf der Adresse die Weisung, daß in deiner etwaigen Abwesenheit ich ihn erbrechen solle; die Gräfin wünscht nämlich eine schnelle Antwort zu erhalten. Aha, wirst du jetzt neugierig?"

„Es ist doch kein Unglück vorgefallen?“ fragte Louise ängstlich. „Ist vielleicht die alte Gräfin krank?“

„Keineswegs; der Brief enthält nur Erfreuliches. Erstens ist Gräfin Constanze verlobt mit einem hübschen, jungen Officier, einem Herrn von Ostitz, der sie sehr gern zu haben scheint.“

„Oh — das freut mich! — Die gute Constanze! — Wie unbeschreiblich glücklich wird sie — wie stolz wird die alte Gräfin sein.“

Wie irrte die arme Louise sich in ihrer Voraussetzung! Es war eben ein Urtheil, dem eine mangelhafte Kenntniß der Umstände zu Grunde lag. Ihr ganzes Gesicht strahlte jedoch vor Vergnügen, als sie ihre theilnehmende Vermuthung aussprach. Ihr Mann wollte in seinen Mittheilungen fortfahren, aber sie stand auf und sagte: „Die Hauptsache weiß ich jetzt, und Carl wird schläfrig; ich will ihn zu Bette bringen und dann den Tisch decken. Während ich den Salat mische, kannst du mir weiter erzählen, und später lese ich den Brief dann selbst.“

Doctor Brand hatte oft im Stillen die geräuschlose Schnelligkeit bewundert, mit welcher Louise ihre häuslichen Obliegenheiten zu beschicken pflegte; heute kam es ihm aber vor, als vertrödele sie mit ungewöhnlicher Langsamkeit die Zeit. Alles erreicht jedoch sein Ende, und endlich schlief Carl, endlich war der Tisch gedeckt und Louise zerschlug ein Ei, um die Salatsauce damit einzurühren, während sie trotz ihrer hausfraulichen Beschäftigung erwartungsvolle Blicke auf ihren Mann heftete. Der Doctor aber that jetzt nicht mehr, als habe er eine besondere Neuigkeit auf dem Herzen; er zerschnitt gravitätisch den Buchweizenmehlkuchen und ging dabei so feierlich zu Werke, als habe er mindestens einen Truthahn zu zerlegen.

„Nun? Franz?“ fragte Louise.

„Wenn der Salat angemacht ist: der Braten ist tranchirt," sagte ihr Mann, ihr höflich die Kuchenschüssel hinbietend, als habe er ihre Frage gar nicht verstanden.

„Ach, Franz, du neckst mich; du weißt wohl, wonach ich fragte. Was hat die Gräfin denn sonst noch geschrieben?"

„Ach so; nach dem Inhalte des Briefes fragst du endlich! — Ja, der wäre freilich wichtig genug, daß man um seinetwillen diese grünen Blätter, die ja ohnehin nicht kalt werden, eine Stunde später verschluckte. Die Gräfin wünscht etwas von dir; sie spricht eine dringende Bitte gegen dich aus und ersucht dich, mit der morgenden Post ihr zu sagen, ob du dich zur Erfüllung derselben verstehen könntest, oder nicht."

„Wenn es in meiner Macht steht, ihren Wunsch zu erfüllen," sagte Louise warm, „so werde ich es gern, herzlich gern thun."

„Nun, das freut mich, daß du so sprichst; ich fürchtete halb, du würdest Einwendungen machen."

„Hältst du mich denn für ungefällig, Franz?" fragte die kleine Frau mit einem leichten Erröthen.

„Gewiß nicht, meine gute Louise," sagte er, ihr herzlich die Hand reichend. „Du malst dir nur leicht allerlei Schwierigkeiten aus, wenn etwas Ungewöhnliches geschehen soll, an die kein anderer Mensch denkt."

„Du etwa nicht, Franz?" meinte seine Frau lächelnd. „Aber auf was bezieht sich denn eigentlich Constanzens Bitte?"

„Sie hat eine Freundin, die sie sehr zu lieben scheint, ein Fräulein Helene v. Halden — ist dir der Name bekannt?"

„Nein — aber was weiter?"

„Diese junge Dame ist elternlos und, wie die Gräfin sagt, seit dem Tode ihrer Pflegemutter, einer Frau v. Bruchland, auch ohne Heimath. Sobald die Gräfin sich verheirathet, was im kommenden Herbste geschieht, wird Fräulein v. Halden bei ihr wohnen; bis zu diesem Zeitpunkt aber wünscht

die Gräfin, daß wir die junge Dame bei uns aufnehmen und sie als ein Glied unserer Familie betrachten möchten."

Louise war ganz blaß geworden. „Wie gern, wie seelengern ich Constanzens Wunsch erfüllen möchte," sagte sie leise, „so fürchte ich doch, es wird unmöglich sein."

„Dachte ich es nicht!" rief ihr Mann und zog einige leichte Runzeln auf die Stirne; vor seinem durchdringenden, stahlscharfen Blicke senkte sich einen Moment das sanfte, dunkele Auge seiner Frau. „Du kannst nie etwas thun, was dich dem gewöhnlichen Geleise enthebt. Kein dürrer, Tabak schnupfender und Düten klebender Philister ist ein so starrer Verehrer der Alltäglichkeit wie du. Ich glaube, Louise, wenn du der Sonntage nicht von Kindheit an gewohnt wärest, du würdest, trotz deiner Frömmigkeit, Unterschriften zu einer Petition behufs Abschaffung derselben sammeln, damit Jahr aus Jahr ein hübsch alles seinen gewohnten werktäglichen Gang ginge."

Louise hatte wieder ihr Auge auf sein Gesicht geheftet; sie lächelte und schüttelte leise den Kopf; aber ein leichtes Beben ihrer Lippen verrieth dennoch, daß seine raschen Worte sie verletzten. Als er schwieg, sagte sie mit Ruhe: „Etwas Wahres wird deinen Vorwürfen ohne Zweifel zu Grunde liegen; aber im vorliegenden Falle bin ich dennoch zu entschuldigen. Sage selbst, lieber Franz, sind wir nicht zu arm, um sechs Monate lang einen solchen Gast zu bewirthen?"

„Weißt du nicht, liebes Kind, daß die Schrift sagt: »Seid gastfrei ohne Murren«?"

„Gewiß, und wie gern wollte ich dieser Forderung genügen! Dennoch sehe ich nicht, wie ich es möglich machen soll, den Aufenthalt in unserer Häuslichkeit auch nur im entferntesten einer so vornehmen Fremden angenehm zu machen."

„Nun, da bist du wieder einmal zu umständlich; wer als ein Glied unserer Familie betrachtet zu werden wünscht, muß

sich auch den Gewohnheiten unseres häuslichen Lebens anzupassen suchen."

„Ich fürchte, das wird der guten Dame nicht leicht werden."

„Du hast keinen Grund zu dieser Besorgniß. Sie soll sehr anspruchslos sein und überdies schon manche schwere Prüfung erduldet haben."

„Ich will das alles gern glauben; ja, ich bin überzeugt, es ist so, sonst würde Constanze es nicht geschrieben haben. Aber das, was man in diesen glänzenden Cirkeln Anspruchslosigkeit nennt, ist etwas ganz Anderes, als was wir dafür halten. Zudem kennt auch Constanze unsere Verhältnisse nicht. Im Hause meiner Eltern herrschte eine größere Wohlhabenheit als bei uns — freilich nahm sie mit dem Tode meines guten Vaters auch ein Ende; und —"

„Aber die Gräfin ist ja selbst mehrmals bei uns gewesen," unterbrach Brand seine Frau; „also kennt sie unsere Einrichtung."

„Das ist's eben, was ich sagen wollte," versetzte Louise. „Sie ist bei uns gewesen und hat sich einen ganz falschen Begriff von unserm Leben gebildet. Ein geehrter Gast, der für die Dauer einiger flüchtigen Stunden mit dem Besten, was das Haus vermag, bewirthet wird, täuscht sich nur zu leicht über die wahre Lage der Bewohner desselben."

Der Doctor war äußerst verdrießlich, daß er seiner Frau im Grunde Recht geben mußte. Er legte den Brief der Gräfin mißmuthig vor sie hin und sagte: „So lies denn selbst und siehe zu, wie du antwortest."

Die kleine Frau las; mit warmer Theilnahme überblickte sie die Zeilen, durch welche Constanze ihr in frohen, herzlichen Worten ihre Verlobung anzeigte. Als sie aber zu der Stelle kam, die von Helenen sprach, umwölkte sich ihr sanftes Gesicht; sie beugte sich immer tiefer über den Brief hinab, und endlich fielen sogar Thränen auf das Papier.

„Nun, ich sehe doch wenigstens," sagte ihr Mann, „daß es dir leid thun würde, der Gräfin eine abschlägige Antwort zu schreiben."

„Wollte Gott, ich könnte es vermeiden!" flüsterte sie mit bebenden Lippen und senkte die Augen wieder auf das Schreiben. Plötzlich blickte sie lebhaft und dunkel erröthend auf. „Aber was steht hier? — Warum hast du mir denn kein Wort von der Nachschrift gesagt?"

„Von der Nachschrift? Ich habe keine gesehen. Aber freilich, ich hätte danach suchen sollen; es ist ja ein Frauenzimmerbrief. — Steht etwa darin, welchen Stoff die Gräfin zu ihrem Brautkleide wählen wird?"

Louise las laut: „Meine Freundin Helene ist nicht mittellos, und es würde ihr höchst angenehm sein, sich durch einen kleinen Beitrag an den Ausgaben deines Haushaltes zu betheiligen. Sie bittet dich dringend, ihr dieses zu erlauben, weil sie im entgegengesetzten Falle nicht ohne ein höchst drückendes Gefühl deine Gastfreundschaft würde in Anspruch nehmen können, indem sie dir persönlich noch ganz fremd ist. Wenn sie dich kännte, wie ich, meine gute Louise —" die arme kleine Frau las leiser und mit sichtlicher Befangenheit — „würde sie sich mit solchen Scrupeln gewiß nicht quälen."

„Wenn sie dich kännte, wie ich —" sagte der Doctor parodirend und spitzte den Mund, als wolle er pfeifen; aber ein Blick auf Louisens brennendes Gesicht entwaffnete seinen Spott, und er schwieg, über sich selbst beschämt.

„Du kennst mich gewiß, Franz," erwiderte Louise, ihm freundlich die Hand reichend, obgleich Thränen an ihren dunkeln Wimpern hingen; „und du weißt, daß aller Eigennutz mir fremd ist. Ich würde gern geben, wenn ich nur hätte; aber wir haben nur wenig, und du bist so großmüthig und sorglos, mein bestes Herz, daß mir ist, als müsse ich um Carlchens willen desto ängstlicher sorgen."

Der Doctor drückte einen innigen Kuß auf den frischen Mund seiner Frau, und das vollkommenste Verständniß war zwischen ihnen hergestellt.

Hätte Helene nur die leiseste Ahnung von den Verhandlungen gehabt, die ihrer Aufnahme im Hause des jungen Arztes vorhergingen, sie würde sich schwerlich entschlossen haben, den Fuß über seine Schwelle zu setzen. Wäre Constanze Zeugin des Gespräches zwischen dem Doctor und seiner Frau gewesen, sie hätte wahrscheinlich der armen Louise einen Theil ihrer Achtung entzogen; und doch hatte die gute kleine Frau ein so warmes, edeles Herz, wie es je in einer weiblichen Brust schlug; und als sie einmal die Möglichkeit erkannte, ihren Gast zu empfangen, that sie alles, was in ihren Kräften stand, um ihr bescheidenes Haus zu seiner Aufnahme in würdigen Stand zu setzen. Am Morgen des Tages, an welchem Helenens Ankunft in Derscheid erfolgen sollte, revidirte Louise nochmals ihr kleines Reich, um zu sehen, ob nirgends etwas fehle. Der Doctor war mit seinen Büchern, Skeletten und Spiritusgläsern in das Giebelzimmer verwiesen worden, weil sein bisheriges Studirzimmer Helenens Wohngemach werden sollte; ein daran stoßendes Cabinet war zum Schlafzimmer für sie bestimmt. Hier verweilte Louise am längsten. Die Einrichtung dieser bescheidenen Räume hatte ihr viele Mühe und viele Freude gemacht, und sie fand dieselben jetzt so schön, daß sie glaubte, es müsse dem erwarteten Gaste hier behaglich werden. Auch hätte ein stumpferer Sinn als der Helenens die Sorgfalt bemerken müssen, welche auf die Ausstattung dieser kleinen Zimmer verwendet war. Die Kupferstiche waren höchst geschmackvoll vertheilt; die dunkelblaue Hyacinthe vor dem Spiegel schien im Stolz auf ihre ausgezeichnete Stelle ihre Glöckchen zu verdoppeln; die bunten Mundtassen auf der altväterischen Commode sprachen von kleinen, häuslichen Festen, und das große, geschliffene Deckelglas des Doctors, ein An=

denken an dessen Universitäts-Jahre, stand unter ihnen, wie der Geist schwärmerischer, hier kaum geahnter Freuden. Bücher und Schreibmaterialien lagen auf dem Tischchen am Fenster; eine Musterzeitung, die Louise von einer Freundin geborgt, zierte den Sophatisch. Alles, bis auf den kleinen, fadenscheinigen Teppich, der an der Stelle lag, welche, wie Louise glaubte, wegen der hübschen Aussicht auf den Thurm, Helenens Lieblingsplätzchen werden würde, verrieth die freudige Mühewaltung der Hausfrau zu Gunsten ihres Gastes.

Und nun eilte Louise in die Küche. Wie kräftig duftete schon der Bouillon! Das war doch das Beste, was man nach einer ermüdenden Postwagenreise genießen konnte. Die junge Frau schüttelte die Kasserolle um, in welcher die Schwarzwurzeln schmorten; ein feineres Gemüse gibt es in so früher Jahreszeit nicht, und wie appetitlich sehen sie aus! Sie schnitt feine, selbstgemachte Rauchwurst dazu und schickte Hanne mit Carlchen in den Garten, um Petersilienkraut zum Ausgarniren der Schüssel zu holen. Dann sah sie nach den bratenden Tauben; die gefüllten Kröpfe sind trefflich hoch aufgegangen, weil die Eier ganz frisch waren. O, das Fräulein wird den Tisch heute gut bestellt finden, und das ist immer eine Sache, welche Vertrauen zur Frau des Hauses fassen läßt. Aber die Tafel muß noch gedeckt werden. Louise steht lange vor ihrem Leinenschrank, um das Tischzeug zu wählen; sie möchte das Beste nehmen, aber das muß doch eigentlich aufgespart werden für den Besuch, welchen Gräfin Constanze bald einmal zu machen gedenkt. Sie nimmt endlich ein Gedeck, zwar nicht das feinste, aber doch ein sehr hübsches Muster und von blendender Weiße. Die bessern Teller, die feinern Gläser werden hervorgeholt; auf Helenens Serviette soll noch ein Strauß von Primeln und Schneeglöckchen kommen, und dann kann sie wohl viel prächtigere Tafeln gesehen haben, — eine einladendere aber gewiß nicht.

Der Doctor war sehr früh ausgegangen, um einige Krankenbesuche auf dem Lande zu machen, weil er selbst die künftige Hausgenossin von der Post abholen wollte. Zwar hatte Louise ihm beim Abschiede gesagt: „Uebereile dich nur nicht; wenn du nicht früh genug zurück bist, gehe ich selbst zur Post.“ Aber er hielt es für seine Obliegenheit, die junge Fremde in Empfang zu nehmen, und setzte, um mit ihm selbst zu reden, „Hals und Kragen“ daran, dieser Pflicht gerecht zu werden. Wie das wohl so geht, war er noch an keinem Tage während seiner ganzen fünfjährigen Praxis so von seinen Patienten vexirt worden, als just heute. Die hysterische alte Jungfer auf dem Kreuzfelde fand ihrer Klagen kein Ende. Der dicke Brenner am grünen Specht hatte sich einen Rückfall zugezogen, welcher einen Aderlaß unerläßlich nothwendig machte, und sein Meisterknecht, „der verfluchte Hund“, hatte sich, weil die Aufsicht des Herrn fehlte, ganz „viehisch besoffen“. Das wäre dem Doctor nun allerdings gleichgültig gewesen, wenn der Kerl nicht in der Trunkenheit ganz überflüssiger Weise auf einen Heubalken gestiegen und von demselben herunter, mit dem Arm in eine Heugabel gefallen wäre. Weiter hatte er sich zwar nicht beschädigt, aber er blute, sagte die dicke Stallmagd, wie ein gestochenes Schwein. Dem Doctor blieb also nichts anderes übrig, als das Bluten zu stillen, und das nahm wieder eine Viertelstunde in Anspruch. Wie oft er heute in seiner Ungeduld die Dummheit und Unbeholfenheit der Menschen um ihn her verwünschte, wäre schwer zu sagen. Endlich jedoch befand er sich auf dem Rückwege, und er berechnete schon vergnügt, daß er sich noch gemächlich würde umkleiden und seine Zeitung lesen können, ehe er zur Post gehen müsse, als ihm aus einem Seitenpfade ein kleines Mädchen entgegentrat. Sie bat ihn, ihr in ein benachbartes Haus zu folgen: der Großvater sei krank geworden und habe nach ihm geschickt;

er sei nicht zu Hause gewesen, aber die Frau Doctorin habe gesagt, daß er vor Mittag noch hier vorbeikommen müsse.

Zu jeder andern Zeit hätte es den jungen Arzt mit Stolz und Freude erfüllt, daß seine Geschicklichkeit so vielfach in Anspruch genommen wurde; aber heute war die Sache ihm unangenehm. Was war indessen zu thun? Er durfte den kranken, alten Mann nicht ohne Hülfe lassen. So eilte er denn im Sturmschritte auf das Bauernhaus zu, und als er seine Pflicht bei dem Patienten erfüllt hatte, richtete er mit gleicher Hast seine Schritte nach der Stadt. Als er sein Haus erreichte, war es zwanzig Minuten nach zwölf; halb Eins war er umgekleidet, da hörte man aber auch das Posthorn schon, und der Doctor erreichte die Thüre des Hauptgasthofes in Derscheid nur wenige Augenblicke vor der Zeit, als der schwerfällige Wagen dort anfuhr.

Helene hatte mit schwerem Herzen dem Augenblicke entgegengesehen, der sie mit ihren neuen Hausgenossen bekannt machen sollte; aber der erste Anblick des Dr. Brand erleichterte bereits ihre Befangenheit. Sie konnte sich nicht irren in ihrem Urtheile: der Mann war gescheidt, offen und gutherzig, und mit solchen Eigenschaften ließ sich auskommen. Etwas Fremdartiges war freilich in seinem Wesen, obgleich er in keinem Wort und in keiner Bewegung den gebildeten Mann verleugnete; es waren die Anklänge aus seiner fröhlichen Studienzeit, die hin und wieder in seiner Erinnerung auflebten und seinen Worten und Bemerkungen eine eigenthümliche Färbung verliehen, welche Helenen nicht anders als fremd erscheinen konnte.

Hatte der Doctor einen günstigen Eindruck auf sie gemacht, so war dies in noch viel höherm Grade mit seiner Frau der Fall. Die sanfte Sicherheit ihres Benehmens, die ruhige Herzlichkeit ihres Willkommens zeugten eben so sehr von Wohlwollen als von guter Erziehung; und ihre thätige, aufmerk-

same und doch so geräuschlose Sorgfalt für ihre Umgebung verrieth deutlich, wie wenig selbstsüchtig die bescheidene Hausfrau war.

Helene ihrerseits that alles, was in ihren Kräften stand, um sich ihren freundlichen Wirthen dankbar und befriedigt zu erweisen; und obgleich sie etwas ermüdet von der Reise und angegriffen von dem schnellen Wechsel in ihrer Lage war, so gewann sie doch die Zuneigung ihrer neuen Hausgenossen, noch ehe sie sich von der Tafel erhoben. Es kam ihr zu Statten, daß in den Mittheilungen über die Gräfin Constanze ihr ein reicher Unterhaltungsstoff zu Gebot stand. Sie mußte erzählen von der Comtesse, von ihrer Schönheit, ihren prächtigen Anzügen, ihrem glänzenden Auftreten in der Gesellschaft; sie mußte ihren Verlobten schildern, sein Aeußeres und sein Benehmen, und Louise fragte selbst nach der Farbe der Uniform, welche er trug. Helenens Erzählungen von den glänzenden Scenen, deren gezwungene Zeugin sie noch vor kurzem gewesen, ihre Schilderungen der Pracht und der Schönheit, die sich vor ihren Augen entfaltet hatte, klangen wie Feenmärchen in dem kleinen, ärmlichen Stübchen, in welchem selbst ihr einfaches Reisekleid sich als etwas Besonderes ausnahm. Und doch — um wie viel glücklicher war Helene hier, als sie jemals in jener schimmernden Umgebung gewesen! Sie dachte an Neukloster, und es war ihr, als habe sie hier wieder eine so traulich schützende Heimath gefunden, wie jenes alte Haus für sie war, ehe ein unerwarteter Reichthum seine Bewohner uneins und unglücklich machte.

Als das Mittagessen vorüber war, führte Louise ihren Gast in die ihm bestimmten Zimmer, und Helene anerkannte mit gerührtem Danke die freundliche Sorgfalt, mit welcher sie zu ihrer Aufnahme hergerichtet worden waren. Louise zog sich zurück, um sie einige Stunden ausruhen zu lassen. Später führte sie Helene im Hause und im Garten umher und gab

sich alle Mühe, ihr zu zeigen, daß, wie sehr sie auch um Constanzens und um ihrer selbst willen geehrt werde, sie doch ganz als ein Glied des Hauses angesehen sei. Als Helene sich endlich für die Nacht von Louise trennte, schied sie nicht, ohne ihr einen Kuß auf die Wange zu drücken.

Der Doctor, als er sich mit seiner kleinen Frau allein sah, nahm sie innig in die Arme und flüsterte ihr zu: „Du bist einzig, Louise! Ich bin überzeugt, unter Tausenden hätte es nicht Eine gleich dir verstanden, dem armen Fräulein den ersten Tag im fremden Hause leicht zu machen. Aber hast du heute viel beschickt! Du mußt müde sein; laß uns denn schlafen gehen. — Vor einer Gardinenpredigt bin ich hoffentlich sicher; denn du mußt bekennen, daß auch ich mich gemacht, und daß weder Kneipe noch Commers in meiner Unterhaltung gespukt haben.“

Louise lächelte, aber sie sagte herzlich: „Du bist ein guter Mann und auch das Fräulein wird dich hochachten, wie du es verdienst.“

XII.

Helene war in dem schlichten Bürgerhause bald eingewöhnt, und die herzliche Freundlichkeit ihrer jungen Wirthe, die Ruhe und unabhängige Sicherheit ihrer Existenz, die Freiheit, deren sie sich erfreute nach dem schmerzlichen Zwange, dem sie im Hause der Gräfin Rechteren unterworfen gewesen war, ließen sie die bescheidenen Vorzüge ihrer neuen Lage auf das höchste schätzen. Sie hatte wieder einen Zufluchtsort gefunden, den sie als ihre Heimath betrachten konnte; sie durfte Theilnahme für das Wohl und Weh ihrer Hausgenossen nicht allein hegen, sondern auch zeigen, und sie hatte die wohlthuende Ueberzeugung, daß ihre eigenen Freuden oder Be-

kümmernisse nicht mehr gleichgültig seien für ihre nächste Umgebung. Sie hatte sich in kurzer Zeit in die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten des Doctors hineingelebt und ging Louisen bei ihren häuslichen Beschäftigungen hülfreich an die Hand, wie einst der guten Frau von Bruchland in Neukloster. Sie empfand bald, daß sie von Allen im Hause beinahe dankbar geliebt wurde, von dem Hausherrn selbst, für dessen Studien und Beschäftigungen sie ein stets reges Interesse zeigte, bis zu dem kleinen Carl, dem sie Märchen erzählte und Bilder ausschnitt, ja, selbst bis zu dem Dienstmädchen, dem sie bald ein Häubchen nähte, bald sonst ein kleines Geschenk machte, und auf welches ihre heitere Freundlichkeit einen gewinnendern Eindruck machte, als das ernstere Wesen der Hausfrau.

Als im Herbste Constanzens Vermählung mit dem jungen Ostitz vollzogen war, bot sie Helenen nochmals mit herzlicher Großmuth ihr Haus an; Helene aber zog es vor, bei Louisen zu bleiben, obgleich sie mit liebevollem Danke Constanzens Freundlichkeit anerkannte. Ein Leben voll rauschender Zerstreuungen, wie Frau von Ostitz es fortwährend führte, sagte weder ihrem stillen Sinne zu, noch war es für ihre beschränkte Lage passend. In Derscheid, im Hause des Dr. Brand, war sie reich; denn hier reichten die Mittel, die sie, Dank der Vorsorge ihrer verstorbenen Pflegemutter, besaß, nicht allein vollkommen aus, die Gastfreundschaft, deren sie sich erfreute, reichlich zu vergüten und ihre eigenen Nebenauslagen zu bestreiten, sondern es blieb ihr noch genug übrig, um sich und ihren Hausgenossen manche kleine Freude zu verschaffen und manchem Nothleidenden eine Wohlthat zu erweisen. In dem glänzenden Hause Constanzens dagegen würde sie sich arm geschienen und sich abhängig gefühlt haben. Außerdem war sie in Derscheid sicher vor einem Zusammentreffen mit Max, wogegen sie in den Cirkeln, in welchen Constanze lebte, ihm fast nothwendig begegnen mußte; und bei ihrem festen Ent-

schlusse, ihr seinem Vater gegebenes Wort zu halten, fühlte sie gegen ihn und sich selbst die Pflicht der strengsten Zurückhaltung. Constanze erkannte mit ihrem richtigen Urtheil die Triftigkeit dieser Gründe, und blieb Helenens warme Freundin, auch als diese die ihr angebotene Gastfreundschaft ablehnte.

Während der ersten Monate, die Helene in Derscheid verlebte, hatte sie durch Constanzens Vermittelung zwei Briefe von Bruchland empfangen und beide im Sinne des Gespräches beantwortet, welches sie im Hause der Gräfin Rechteren mit Max geführt. Er hatte es seitdem als hoffnungslos aufgegeben, weiter in sie zu dringen, und im Zorn halb gegen Helene, halb gegen seinen Vater, eine größere Reise angetreten. Seit jener Zeit hatte Helene nichts mehr von ihm gehört. Obgleich sie noch immer mit Schmerz der Vergangenheit gedachte und nicht ohne Trauer in die Zukunft zu blicken vermochte, die sich in endloser Oede vor ihr auszudehnen schien, so fühlte sie sich doch um so vieles glücklicher, als sie bei der Gräfin Rechteren gewesen, daß sie dankbar der besseren, friedlichen Tage genoß, die ihr nach so viel härtern Prüfungen zu Theil geworden.

An einem schwülen Morgen um die Mitte des Sommers — es war bereits der zweite, den Helene in Derscheid zubrachte — war Louise im Garten beschäftigt, einige zarte Pflanzen gegen die sengenden Sonnenstrahlen zu verdecken, während der kleine Carl in seinem fußbreiten Kindergärtchen das Thun der Mutter nachahmte. Helene saß am Fenster ihres Zimmers und nähete. Sie heftete dabei manch' theilnehmenden Blick auf die fleißige kleine Frau, die ihr etwas blaß und gedrückt zu sein schien. „Vielleicht thut es die Arbeit in der Wärme," dachte sie und wollte aufstehen, um ihr zu helfen, als der Doctor in den Garten trat und Louise, ihm entgegengehend, in ihrer Beschäftigung aufhörte. Der junge Arzt sah sehr vergnügt aus; er rief seinen Knaben zu sich,

setzte sich mit ihm auf eine Gartenbank und fing an, seine Taschen, die mit verschiedenartigem Spielzeug gefüllt waren, auszuleeren. Louise sah etwas erschrocken darein; aber sie nahm sich zusammen und fragte freundlich: „Was bringst du denn da, Franz? Woher hast du alle die hübschen Sachen?"

„Sind sie nicht niedlich? — Sieh', was für ein drolliges Gesicht der Gliedermann hat. Und dieser kleine Bock mit dem Spaten und dem Rechen; wie gravitätisch nimmt der Schelm sich als Gärtner aus! Und hier der Kreisel mit dem Türkenkopf; laß sehen, ob der Derwisch das Tanzen versteht." Und er setzte den Kreisel in Bewegung und lachte mit dem Kinde um die Wette.

„Es sind allerliebste Spielsachen," sagte Louise; „aber woher hast du sie?"

„Ich war im Adler, wo, wie du weißt, die Frau krank ist; dort traf ich einen Kaufmann, der auf dem Wege zum großen Markt in L . . . . ist; aus Gefälligkeit für den Wirth, der seiner Frau mit einigen kleinen Geschenken ein Vergnügen machen wollte, hatte er allerlei ausgepackt; und weil die Sachen so wunderhübsch waren, konnte ich der Versuchung, einige Kleinigkeiten zu kaufen, nicht widerstehen."

„Papa hat dich so lieb, mein Herz," sagte die Mutter, ihren hübschen Knaben küssend, „daß er nie eine Gelegenheit unbenutzt läßt, dir eine Freude zu machen." Sie freute sich innig der Liebe ihres Mannes für das Kind, und doch spürte sie einen leisen Kummer darüber, daß Franz so gar keine Idee von Sparsamkeit hatte. Sie selbst wagte nie eine Ausgabe, wenn sie nicht dringend nöthig war. Wie lange hatte sie sich schon, statt des verblichenen, ein neues Band auf ihren Hut gewünscht! Aber sie hatte nicht den Muth gehabt, es zu kaufen, — und für die Hälfte des Geldes, das ihr Mann für die Spielsachen ausgegeben, wäre es zu haben gewesen. Dieser Gedanke wallte in ihr auf, aber sie unterdrückte ihn, als wäre

er unrecht; auch hatte sie keine Zeit, ihm nachzuhängen. Der Doctor fing wieder an: „Ich habe mir auch eine englische Schreibmappe gekauft; sie ist prachtvoll und äußerst praktisch eingerichtet; und eine kleine Cigarrenpfeife in einem zierlichen Futteral. Ich habe den Hausknecht aus dem Adler beauftragt, sie mitzubringen, weil ich nicht genug Geld bei mir hatte, um alles zu bezahlen. Du bist wohl so gut, liebe Louise, es dem Manne mitzugeben, wenn er die Sachen bringt."

„Was kosten sie denn?" fragte Louise sehr erschrocken.

„Wenn du die schönen Arbeiten siehst, wirst du dich wundern, daß sie so billig sind, alles in allem, mit dem Spielzeug fünf Thaler und drei Groschen."

„Ich will das Geld holen," sagte Louise rasch und eilte in's Haus, weil sie die peinliche Bewegung, in der sie sich befand, weder länger beherrschen konnte, noch auch ihrem Manne zeigen wollte. Als sie vor dem Schubfach stand, in welchem sie ihre geringe Baarschaft verwahrte, athmete sie tief auf und wischte sich einige Thränen ab. „Pfui, Louise," flüsterte sie sich selbst zu, „lasse deinen guten Franz keine nassen Augen sehen; er könnte ja sonst glauben, du wärest betrübt, daß er an das Kind gedacht hat und nicht an dich. Das ist ja natürlich, und eigentlich habe ich es selbst veranlaßt, weil ich ihn mehrmals gebeten habe, mir nichts Ueberflüssiges zu kaufen. Ich bin auch nur erschrocken, daß er so viel Geld ausgibt für Sachen, die wir recht gut entbehren könnten. Ich hätte ein Hauskleid so nöthig" — sie blickte auf das, welches sie trug; es war so geflickt und verblichen, daß nur ihre außerordentliche Reinlichkeit ihm ein noch einigermaßen anständiges Aussehen gab. „Es würde zwei Thaler kosten; aber jetzt werde ich mir noch lange keins kaufen können. Doch das sind rebellische Gedanken; — ist nicht Franz es, der durch seine sauern Anstrengungen unsere ganze Existenz aufrecht erhält? Und ich sollte mich nicht mit ihm freuen,

wenn er, harmlos wie ein Kind, sich ein Mal ein besonderes Vergnügen für die Früchte seines Fleißes verschafft?" Sie nahm rasch, als läge ein Unrecht in längerm Nachgrübeln, das Geld aus einer kleinen Schachtel; es blieb blutwenig darin zurück, und Louise konnte es nicht verhindern, daß noch ein Seufzer über ihre Lippen kam.

Im Garten fand sie den Hausknecht aus dem Adler schon bei dem Doctor. Sie gab dem Manne das Geld und bewunderte dann mit Brand seine Einkäufe, pries die schöne Arbeit an den Sachen und die gute Wahl, die Franz getroffen. Er war seelenvergnügt und hatte nicht die leiseste Ahnung davon, daß er durch seine Handlungsweise seiner Frau einen Kummer verursacht.

Helene hatte von ihrem Fenster aus besser beobachtet, obgleich sie kein Wort von dem, was im Garten gesprochen wurde, verstand. Sie war schon häufig Zeugin ähnlicher Scenen gewesen, und kannte ihre Bedeutung genau. „Er ist zu unbesorgt, zu gedankenlos," sagte sie vor sich hin, „und Louise ist zu geduldig, ich möchte sagen, zu schwach gegen ihn. Es mag aber auch schwer für eine Frau sein, an einem geliebten Manne Fehler zu entdecken, und noch schwerer, den Neigungen Dessen, dem wir alles verdanken, Schranken zu setzen; zumal wenn sie sich in ein so kindliches Gewand kleiden, wie bei diesem guten, sorglosen Manne. Bei alledem ist es ein Glück, daß ich hier bin, und zuweilen Gelegenheit finde, Louisens Sorgen zu erleichtern. Gute Seele! Klagen würde sie nie, und wenn er Trüffel-Pasteten äße, während sie kein Brod hätte."

Der Doctor kam mit seinen Schätzen zu Helenen an's Fenster und machte dadurch ihrem Selbstgespräche ein Ende; dann kam Louise und rief zum Essen, und als darauf der Doctor im Sopha und Carl in seinem Bettchen Siesta hielten, saßen die Frauen traulich plaudernd in Helenens Zimmer

zusammen. Später machte Brand noch einige Krankenbesuche, und der Abend versammelte die kleine Familie um den Gartentisch zu einem einfachen Nachtessen; so verlief der Rest des Tages in gewohnter, friedlicher Einförmigkeit, aber der folgende sollte für Louise die manchfachsten Aufregungen bringen.

Brand wollte am andern Morgen nach dem Frühstück ausgehen, als ein armer Tagelöhner ihn zu seiner kranken Frau rief. Nun war es für die ärmern Patienten des jungen Arztes eigentlich traurig, daß seine Praxis, obgleich ziemlich ausgedehnt, doch wenig einträglich war. In dem abgelegenen, gewerblosen Städtchen gab es Manchen, der dem Doctor die Rechnung Jahre lang schuldig blieb, manchen Andern, dem er sie von vorn herein schenkte, und unter der fast durchgehends mittellosen Bevölkerung der Umgegend ging es nicht viel besser. So kam es, daß er oft großes Elend vor Augen hatte und doch, trotz seines warmen Mitleids, bloß durch Rath und Trost einige Erleichterung zu gewähren vermochte. Wenn aber unverzügliche Hülfe Noth that, dann vergaß er häufig seine eigenen beschränkten Umstände, und half so freigebig, daß mancher berechnende Reiche sich dadurch hätte beschämt fühlen mögen. Der Doctor ging mit dem Armen zu dessen kranker Frau und dann auf das Land hinaus, und der Vormittag verstrich den Damen in gewohnter Weise. Bei Tische fragte Brand seine Frau, ob der Tagelöhner etwas Himbeersaft für die Kranke geholt habe, und als sie es verneinte, sagte er: „So hat er sich, trotz meiner Aufforderung, gescheut, es zu thun; ich habe ihn aber bestellt, mir um halb zwei Nachricht über seine Frau zu bringen; dann kannst du es ihm ja mitgeben und auch etwas Zucker und Thee. Und für den Abend könntest du der Frau etwas Gerstensuppe besorgen; sie ist sehr schwach krank, und die Leute sind blutarm."

„Von Herzen gern," sagte Louise, und Helene nahm sich im Stillen vor, im Laufe des Nachmittags die Kranke zu be=

suchen und eine namhafte Unterstützung auf ihrem Bette zurückzulassen.

Sie saß eine Viertelstunde später arbeitend in ihrem Zimmerchen, und ihre geschäftigen Gedanken führten sie mit ungemeiner Lebhaftigkeit zu frühern Scenen, in längst verlassene Räume zurück. Sie hörte das Posthorn, welches das tägliche große Ereigniß der kleinen Stadt verkündete, wie im Traume. Weil Constanze noch vor wenigen Tagen geschrieben hatte, dachte sie nicht, daß diese Post für sie oder ihre Hausgenossen etwas von Bedeutung bringen könne. Und doch war es so. Nach Verlauf einer weitern halben Stunde trat Louise mit glühenden Wangen bei ihr ein.

„Eine Neuigkeit?" fragte sie Louise, die warmen, hellen Blicke freundlich zu ihr erhebend; „gewiß eine gute, denn die Freude sieht dir aus den Augen."

„Constanze kommt — morgen; sie wird mit ihrem Manne bei uns essen und dann nach Goldbeck fahren."

„Goldbeck?" fragte Helene.

„Weißt du nicht? — Das hübsche Gut, welches der alte Verwandte des Herrn v. Ostitz ihm geschenkt, aus Freude darüber, daß sein Neffe eine so reiche Partie gemacht hat."

„Der alte Herr hat sich also lebhaft des Spruches erinnert: Wer hat, dem wird gegeben werden," sagte Helene lächelnd. „Aber wo liegt denn Goldbeck?"

„Zwei Meilen von hier, in dem großen Walde hinter der Kreuzfelder Haide. Weißt du nicht mehr, liebe Helene, daß Constanze uns im vorigen Winter die Nachricht von der ihrem Manne gewordenen Schenkung mitgetheilt hat?"

„Ich vergaß es wirklich, oder vielmehr, ehe du kamst, war ich etwas zerstreut, und deshalb war mir die Sache nicht gegenwärtig; jetzt aber besinne ich mich vollkommen darauf. Die Hauptsache ist, daß Constanze morgen kommt, und daß die Nähe von Goldbeck uns in Zukunft öfter einen Besuch

von ihr verspricht. Aber nun laß uns überlegen, wie wir sie und ihren Gemahl morgen bewirthen wollen. Was meinst du, sollen wir hier zu Mittag essen?"

„Nein, ich dächte im Wohnzimmer; es ist geräumiger und liegt der Küche näher; hier könnten wir dann den Kaffee nehmen."

„Ich glaube, du hast Recht; aber nun mußt du den Korb mit Wein anbrechen, den ich neulich von L..... habe kommen lassen; denn du darfst dem Herrn von Ostitz wirklich solchen Wein nicht anbieten, wie man ihn im Adler verkauft."

„Wie du willst," versetzte Louise und reichte ihrer Freundin dankbar lächelnd die Hand. „Wie machen wir es aber mit dem Bouillon? Es ist Mittwoch, und in der ganzen Stadt wird kein Rindfleisch zu haben sein."

„O, Hanna schlachtet die beiden schwersten Hennen, so bekommen wir eine herrliche Suppe."

„Arme Helene! Du wolltest deine Lieblingshühner opfern?"

„Halte mich nur nicht für uneigennützig," sagte Helene scherzend. „Ich bin überzeugt, daß dein Mann mir aus lauter Rührung über das gebrachte Opfer in Zeit von drei Tagen die schönsten zum Ersatz verschaffen wird, die im ganzen Kirchspiel aufzutreiben sind."

Wer es weiß, mit welcher Wichtigkeit und welchem Vergnügen in einem kleinen, beschränkten Haushalt die Angelegenheit eines besondern Festmahls zur Bewirthung ausgezeichneter Gäste behandelt wird, kann sich eine Vorstellung von dem Interesse machen, mit welchem die Berathung zwischen Helene und ihrer Freundin gepflogen wurde. Sie waren noch mitten darin, als der Doctor rasch eintrat und Louise in das Wohnzimmer rief. Sie vermuthete richtig, daß der Tagelöhner da sei, um die Sachen für seine kranke Frau in Empfang zu nehmen, und ihrem Manne schnell folgend, sagte sie

noch unter der Thüre: „Ich bin im Augenblick wieder bei dir, Helene.“

Brand ging in das Wohnzimmer zu dem wartenden Armen, und Louise eilte in ihr Vorrathskämmerchen, um Thee, Zucker und Himbeersaft herbeizuholen. Sie hatte bemerkt, daß Franz sehr ernst aussah, und schloß daraus, daß der Zustand der armen Frau sich verschlimmert haben müsse; und so war es. Als Louise in's Zimmer trat, sagte der Doctor: „Frau Reeking ist in großer Gefahr, und heute früh habe ich schon zehn Blutegel verordnet, die aber nicht angelegt worden sind, weil der Apotheker sie eben so wenig verabfolgen wollte, als die Mixtur, die ich verschrieben habe. Reeking ist ihm vom vorigen Winter her noch eine kleine Rechnung schuldig.“

„Das ist ja schrecklich,“ stammelte Louise.

„Ja wohl, schrecklich,“ sagte Brand; „aber wer kann den Mann zwingen, zu helfen, wenn sein eigenes Herz es nicht thut? — Du mußt also dem Reeking drei Thaler geben, liebe Louise, damit er die nöthigen Medicamente für die Kranke holen kann. Die eine Hälfte kann er später wohl abverdienen, die andere schenken wir ihm gern als eine Unterstützung für seine brave, hart geprüfte Frau.“

Der arme Mann stammelte seine freudigen Danksagungen; Louise aber stand zögernd an der Thüre und machte dem Doctor ängstlich ein Zeichen, mit ihr herauszukommen; aber er übersah das wie gewöhnlich und sagte ungeduldig: „Schnell, schnell, liebe Frau; der Mann muß in möglichster Eile die vorgeschriebenen Mittel anwenden. Ich kann doch die arme Mutter ihren fünf kleinen Würmern nicht ohne Hülfe wegsterben lassen, und eben so wenig kann ich sie durch bloßes Ansehen gesund machen.“

Louise gab ihm in ihrem Herzen vollkommen Recht; aber der Schreck über die unerwartete Ausgabe war ihr wie Blei in die Füße gesunken. Einen Augenblick dachte sie: „Hätte er

doch gestern die überflüssigen Dinge nicht angeschafft!" und in demselben Momente sah er sie so unzufrieden an — freilich bloß über ihre ungewohnte Langsamkeit — daß sie dachte, er habe den stillen Vorwurf in ihrem Gesichte gelesen. Nun holte sie, sich selbst einen Verweis gebend, das Geld herbei, so schnell sie konnte. Betäubt hörte sie die Danksagungen des hinwegeilenden Armen; der Doctor antwortete ihm freundlich ablehnend. Als er aber hinaus war, sagte Franz zu seiner Frau: „Das Geben ist dir dies Mal sehr schwer geworden, Louise."

Louise sah ihm ernst und voll in's Gesicht; ihre sanften, dunkeln Augen verwirrten ihn ein wenig, er wußte selbst nicht, warum. Um des drückenden Gefühles los zu werden, fragte er ungeduldig: „Nun, hast du noch etwas zu sagen?"

Sie hielt ihm die offene Hand hin, in welcher einige kleine Münze lag, und sagte mit unsicherer Stimme: „Das ist alles, was wir behalten haben."

Der Doctor fühlte, daß er wieder einmal auf Kosten der Seinigen großmüthig gewesen war, und die Unbehaglichkeit, die ihm aus dieser Erkenntniß entsprang, regte ihn gegen seine Frau auf.

„Schlimm genug; wie kann ich aber wissen, daß du schon wieder mit dem Gelde zu Ende bist? — Es ist mir unbegreiflich, wohin es immer so schnell kommt. — Wir leben so einfach, daß ich durchaus nicht einsehe, wie wir so viel verbrauchen können," sagte er in verdrießlichem Tone.

Sie hatte eben sagen wollen: „Wenn wir nur nicht auf morgen Gäste erwarteten!" aber sie fürchtete, es würde ihn noch mehr verstimmen, und so sagte sie statt dessen: „Hoffentlich wirst du in den nächsten Tagen wieder etwas einnehmen; bis dahin müssen wir uns durchzuschlagen suchen."

Als sie wieder in Helenens Zimmerchen trat, hatte sie sich ganz in der Gewalt und nahm an der fernern Berathung

für den morgenden Tag mit anscheinendem Interesse Theil. Es mußte noch mancherlei herbeigeschafft werden, was für gewöhnlich in dem bescheidenen Haushalt fehlte. Wenn es auch nur Gegenstände von geringem Belang waren, so reichte doch Louisens Baarschaft nicht hin, die Auslagen dafür zu decken; mit schwerem Herzen mußte sie sich zum ersten Male in ihrem Leben entschließen, zu borgen. Trotz der Anstrengung der jungen Frau, ihr gewohntes Wesen beizubehalten, bemerkte Helene doch, daß ihre Freundin unter einem geheimen Drucke litt; aber sie fragte nicht und verrieth eben so wenig, daß ihr die Aenderung in der Stimmung Louisens aufgefallen sei. Bei dem Krankenbesuche, welchen sie später der armen Patientin ihres Hausherrn machte, sollte ihr die Sache in unerwarteter Weise aufgeklärt werden. Als sie beim Weggehen der Frau eine Gabe zurückließ, pries diese den Tag glücklich, der so mitleidige Herzen für sie aufgeschlossen habe. Auch der gute Doctor habe ihrem Manne einen Vorschuß und eine freigebige Unterstützung zukommen lassen, und jetzt werde sie die Krankheit wohl überstehen können, ohne ihren Trauring und ihr Sterbehemd in's Pfandhaus schicken zu müssen. Jetzt wußte Helene, daß der Doctor wieder ein Mal in seiner sorglosen Weise über die Baarschaft seiner Frau verfügt habe, und woher der Kummerschatten auf Louisens Stirne entstanden war.

Am Abende, als Louise vollauf in der Küche beschäftigt war, spielte Helene mit dem kleinen Carl. Sie zeigte ihm ein Goldstück, dessen Glanz und feine Präge dem Kleinen außerordentlich gefielen. „Ich schenke es dir in deine Sparbüchse," sagte Helene, „wenn du ein Verschen, welches ich dir vorsagen will, heute noch auswendig lernst." Der Knabe konnte die vier Zeilen bald ohne Fehler hersagen, und durch Helenens liebevolle Fürsorge brauchte nun Louise bei Niemanden als bei ihrem Kleinen zu borgen. Doch fühlte sie an dem innigen Kuß, den Louise auf ihre Lippen drückte, als sie

sich für die Nacht trennten, daß diese ihre Absicht errathen habe. Louise selbst hatte eine Art Schmerz darüber empfunden, als sie das geschenkte Gold aus dem Händchen ihres Kindes genommen hatte; aber Helenens Liebe und Zartgefühl hätte sie um keinen Preis verletzen mögen, und so hatte sie sich gezwungen, nur mütterlich erfreut zu scheinen. Innerlich hatte sie aber den festen Vorsatz gefaßt, künftig der gedankenlosen Weise ihres guten Franz mit größerer Energie entgegenzutreten: ein Vorsatz, der freilich nie zur Ausführung kam.

Der folgende Tag war ein Festtag für das ganze Haus. Louise konnte mit sorgenfreiem Herzen ihre Gäste empfangen; Helene war freudig aufgeregt durch das Wiedersehen der theuern Constanze, deren freundschaftlicher Vermittelung sie ihre jetzige friedliche Heimath verdankte; und wie ein Schüler der Ferien, so freute der Doctor sich des Genusses, ein Mal wieder mit andern Menschen und von andern Dingen reden zu können, als sie in dem Alltagsgetriebe der kleinen Landstadt vorkamen. Er hatte seiner Frau versprochen, nicht so sehr, wie sie sich ausdrückte, die Studentenpfeife baumeln zu lassen, sondern sich zusammenzunehmen, zu reden und zu thun wie ein gesetzter Mensch; und er hielt auch so ziemlich Wort. Zwar kam die alma mater ein Mal zum Vorschein, auch spazierten ein paar „Philister" durch sein Gespräch, und als der junge Freiherr die ausgezeichnete Kochkunst Louisens pries, nannte er sie sogar in der Freude seines Herzens eine gelungene Philöse; — im Ganzen aber lief die Sache doch prächtig ab und der Doctor verrieth nicht gar zu sehr seine Lieblingsschwäche, sich in Reminiscenzen an seine Universitätsjahre zu ergehen.

Der gutmüthige Ostitz amusirte sich, um der Neuheit der Sache willen, anfangs leidlich; nachher langweilte er sich freilich, aber er ließ es nicht merken, — eine Rücksicht, deren er sich in „guter" Gesellschaft noch nie schuldig gemacht hatte.

Weshalb er sich diesen ungewohnten Zwang anthat, das wußte er selbst nicht, und er dachte auch nicht weiter darüber nach; die Ursache aber lag darin, daß ihm Helene imponirte; und weil sie selbst die feinste Aufmerksamkeit gegen ihre Hausgenossen bewies, fühlte er sich unwillkürlich gedrungen, ihr darin nachzuahmen.

Constanze war, wie immer in der Gesellschaft ihrer Jugendgespielin, heiter und einfach wie ein Kind. Zwar hatte sich zwischen ihren schönen Brauen bereits eine kleine, bis jetzt noch kaum merkliche Falte gebildet, welche bewies, daß das Runzeln des Zornes oder des Verdrusses dieser stolzen Stirne sehr geläufig sein müsse; zwar flog über die bogenförmige Oberlippe selbst im ruhigsten, heitersten Gespräche ein Zucken, welches verrieth, wie sie nur zu sehr gewohnt war, Gefühle des Hochmuths und der Verachtung auszudrücken; aber heute zeigte sie lauter Güte und Freundlichkeit gegen ihre Umgebung, und ihre strahlenden Augen hatten einen so freudigen Ausdruck, daß sie darin die frohen, lachenden Blicke des Doctors, der doch unstreitig der Glücklichste in der ganzen Gesellschaft war, noch übertrafen. Spät am Nachmittage erst, nachdem Ostitz bereits mehrmals vergeblich zum Aufbruche gemahnt hatte, trennte sie sich von ihren Freundinnen. Mit feuchten Augen stieg sie in ihren prächtigen Wagen; und in der kleinen Gruppe, die an dem alten Gartenthore zurückblieb, war nicht ein Herz, das nicht mit Segenswünschen für sie erfüllt war.

„Du mußt sehr müde sein, meine Liebe," bemerkte Ostitz, als Constanze sich nachlässig in die Wagenkissen zurücklehnte.

„Müde? Durchaus nicht," erwiderte sie.

„Nun, das begreife ich nicht. Sonst, wenn du nur zwei Stunden in Gesellschaft gewesen, bist du ja ganz erschöpft, und heute warst du den ganzen Tag in Anspruch genommen — und wie hast du dich anstrengen müssen noch obendrein!"

„Aber, was sprichst du doch, lieber Freund? Ich habe mich ja nicht im Geringsten angestrengt.“

„Liebes Kind!“ rief Ostitz mit ungeheucheltem Erstaunen; „du hast ja in einem fort gesprochen und gelächelt, und Geschichten erzählt und dir erzählen lassen, wie ich es in W... nie an dir bemerkte, selbst wenn du deine brillanteste Laune hattest.“

„Das kommt daher,“ sagte Constanze lachend, „daß es mir in W... Mühe macht, zu sprechen, zu lächeln und Geschichten zu erzählen, weil es dort mein Tagewerk ist. Heute kam mir das alles mühelos, ganz von selbst; denn ich that es einfach zu meinem Vergnügen.“

„Hast du dich denn gar nicht gelangweilt?“ fragte Ostitz noch erstaunter als zuvor.

„Nein, aber du thatest es desto gründlicher, besorge ich; und ich will es dir nicht verargen, wenn du dich auf dem Wege nach Goldbeck durch einen süßen Schlummer zu entschädigen suchst.“

„Du hast es doch sonst nicht gern, Constanze, wenn ich im Wagen schlafe.“

„Heute aber erlaube ich es dir; um so mehr, weil ich wünsche, daß du bei der Ankunft in unserm alten Neste recht munter bist und mir noch vor Schlafengehen alle Säle und Zimmer zeigst. Wenn ich dann vor Grauen etwa nicht sollte einschlafen können, kann ich mir doch die Zeit vertreiben, indem ich in Gedanken meine Einrichtungen treffe.“

Das Schaukeln des Wagens wiegte wirklich nach einiger Zeit den jungen Gemahl in Schlaf, und nun konnte Constanze sich ungestört dem Nachdenken über die Eindrücke überlassen, welche der Besuch in Derscheid auf sie gemacht hatte.

Helene hatte ihr von dem Tage an, da sie mit ihr im Hause der Musterhändlerin zusammengetroffen war, eine eigenthümliche Zuneigung eingeflößt. Es lag etwas Schmerzliches

darin; sie hatte durch Helene, um ihretwillen gelitten, und sie wußte, daß man Helenen, die zwar selbst keine Ahnung von dem Verfahren der alten Gräfin Synthern gegen sie hatte, um ihretwillen zu nahe getreten war. Zugleich fühlte sie sich in ihrem verwöhnten, eigenwilligen Wesen durch Helenens ruhige, gehaltene Weise beschämt, und die geduldige Festigkeit des verlassenen, jungen Mädchens gereichte ihrer Launenhaftigkeit in ihren eigenen Augen zum Vorwurf. Sie hatte, sobald sie erfuhr, daß nicht allein Bruchland's Neigung seiner frühern Verlobten gehöre, sondern daß er selbst das Band zwischen ihm und ihr nicht als gelöst betrachte, ihre aufkeimende Neigung für den glänzenden Mann mit echt weiblichem Stolze und gewissenhafter Festigkeit unterdrückt. Aber doch war nicht alles Interesse für ihn in ihrem Herzen erstorben; besonders trug sie den lebhaften Wunsch in ihrer Brust, ihn zu zwingen, daß er sie hoch verehren müsse, wenn auch seine Neigung einer Andern gehöre. So hatte halb Stolz halb Edelmuth den Entschluß in ihr zur Reife gebracht, wo möglich auf die Vereinigung Bruchland's mit seiner Verlobten hinzuwirken; bisher aber hatte sie keine Gelegenheit finden können, auch nur das Geringste zur Ausführung dieses Entschlusses zu thun. Als sie nun heute Helene wiedersah, ruhig und heiter zwar, aber doch mit einem Ausdruck in dem schönen Gesichte, der etwas ganz anderes, als Glück, verrieth; als sie bemerkte, wie bisweilen eine kleine Zerstreutheit sich ihrer bemächtigte, über welche Helene selbst erröthete, sobald sie ihrer gewahr wurde, da schloß Constanze daraus, daß ihr Herz den Erinnerungen der Vergangenheit immer noch treu sei. Und Bruchland, das wußte sie durch seine Briefe an Ostitz, war im Begriffe, nach langer Abwesenheit in sein Vaterland zurückzukehren, ohne seiner frühesten Neigung untreu geworden zu sein, aber ohne Hoffnung, den harten Sinn seines Vaters zu erweichen. Sie sagte sich, daß es, wenn je, jetzt Zeit für sie sei, etwas für

das Glück der Beiden zu versuchen; und während Ostitz neben ihr im Traume seinem Lieblingspferde schmeichelte oder einen Hirsch erlegte, ersann sie einen Plan, um dem alten Bruchland beizukommen.

Beim Anbruche der Nacht fuhr ihr Wagen in den hallenden Schloßhof zu Goldbeck. Ostitz fuhr aus tiefem Schlafe auf, und Constanze, die ganz munter geblieben war, neckte ihn mit seiner Schwerfälligkeit. Sie erfüllte aber doch nicht ihre Drohung, sich noch heute das ganze Schloß zeigen zu lassen, sondern nachdem sie ihr Schlafgemach untersucht und die Einrichtung leidlich gefunden hatte, verschob sie ihre übrigen Entdeckungsreisen auf den folgenden Morgen — zur großen Freude des alten Hausmeisters, der kein Verlangen nach nächtlichen Expeditionen in Thurmzimmern oder Kellerräumen hatte, welche seine Phantasie mit allerlei übernatürlichen Wesen bevölkerte.

XIII.

Eine Woche später war das ganze alte Schloß der Schauplatz der regsten Thätigkeit. Da wurde getüncht und gescheuert, tapeziert und gefärbt, gelüftet und aufgeräumt. Betten wurden aufgeschlagen, alte Möbeln ausgebessert, neue herbeigeschafft, Teppiche gelegt und Vorhänge aufgesteckt. Jeder Winkel des großen Gebäudes wurde mit möglichster Eile in bewohnbaren Stand gesetzt; denn Ostitz wollte hier im Laufe des Herbstes große Jagdfeste geben, seine Einladungsschreiben waren bereits in alle Welt versandt. Constanze hatte die Idee in ihm angeregt, und er hatte sie begierig aufgefaßt, aber gleichwohl an der Möglichkeit gezweifelt, sie auszuführen. Die Forsten waren unleugbar herrlich, und der Wildstand unübertrefflich. Somit war das Haupterforderniß zu einem gewaltigen Jagen vor=

handen; aber das Haus, das Haus! Es war unmöglich, hier so ausgezeichnete Gäste, wie man bei sich zu sehen wünschte, anständig zu empfangen. Die Zimmer waren Löcher, die Säle leere, grausige Höhlen, und alle Gemächer, bis auf die, welche zum Gebrauche der jungen Herrschaft leidlich hergerichtet waren, völlig unbewohnbar.

Aber Constanze nahm die Sache auf die leichte Achsel. „Wenn du mir freie Hand lassen willst," sagte sie, „so verspreche ich dir, daß du im October so viele Freunde und Bekannte aufnehmen kannst, als du immer Lust hast, und daß sie nicht allein zufrieden über den ihnen zu Theil werdenden Empfang, sondern auch entzückt über die alterthümliche Schönheit deines Erbschlosses sein sollen. Ich werde alles, so viel möglich, im Stile des alten Hauses selbst herstellen lassen, und du wirst erstaunt sein, die jetzt wüsten Räume so wohnlich zu finden."

Ostitz willigte in alles. Er war von Natur sehr gastfrei, und weit glücklicher, wenn Andere sich auf seine Kosten amusirten, als wenn er selbst den Bemühungen Anderer ein Vergnügen verdankte. Zudem schmeichelte es seinem Stolze, seine Freunde in seinem eigenen Hause, seinem Erbschlosse, wie Constanze es nannte, zu versammeln. Bisher hatten die Feste, die er gab, sich nach dem beschränkten Raume einer allerdings sehr schönen Stadtwohnung richten müssen; denn Constanze, obgleich schon jetzt sehr reich, erhielt erst mit dem Tode ihrer Mutter eine größere ländliche Besitzung. Wie herrlich war es aber, daß man gegenwärtig bereits das schöne Goldbeck sein nannte und nach Lust und Laune in dem weiten Bau schalten und walten konnte!

Was die zu treffenden Anstalten besonders erleichterte, war die leidenschaftliche Vorliebe, die der verstorbene Erblasser für schöne Pferde gehegt hatte; das Haus war verkommen, aber die Ställe und die dazu gehörigen Wohnungen für die Diener=

schaft, die Speicher und Wagenschuppen waren im besten Zustande. Man hatte es also mit dem Hause allein zu thun; und dieses wenigstens im Innern vollkommen wohnlich auszustatten, reichte die gegebene Zeit hin. An die Verschönerung der Außenseite durfte man jedoch nicht denken; es waren nicht so viele Arbeiter aufzutreiben, um auch diese noch zu restauriren. Ostitz stand auf dem Punkte, höchst unglücklich darüber zu werden; aber als Constanze ihm einleuchtend machte, daß bei den bedeutenden Massen des alten Baues, seinen festen Thoren, seinen umfangreichen Thürmen, das ehrwürdige Grau seiner Mauern eher imponirend als vernachlässigt erscheine, fand er das auch selbst; und ehe acht Tage vergangen waren, hatte er sich fest davon überzeugt, daß die farblose Außenseite eine der größten Schönheiten seines Schlosses sei.

Am zwölften September verließen die letzten Handwerker Goldbeck, und Constanze war froh, daß der Lärm und die Unruhe ein Ende hatten. Die Geschichte hatte sie doch sehr angestrengt; denn weil es in diesem entlegenen Landstriche wenig routinirte Arbeiter gab, hatte sie überall selbst zusehen, und nicht allein ihre Ideen angeben, sondern auch die Ausführung derselben überwachen müssen. Für eine an Thätigkeit gewöhnte Frau wäre dies ein Vergnügen gewesen; aber Constanze hatte noch nie selbst für etwas gesorgt, oder sich ernstlich um irgend eine Sache bemüht. Ein kurzer Befehl, das einfache Aussprechen dessen, was sie verlangte, hatte bisher genügt, ihren Willen in Vollzug zu setzen; jetzt hatte sie zum ersten Male in ihrem Leben ernstlich auf ihre Leute achten, die Trägen beaufsichtigen, die Mißgriffe der Ungeschickten verbessern, und sogar den Dummen vielerlei, das sie durchaus nicht begreifen wollten, deutlich machen müssen. Sie war Wochen lang die Seele des ganzen Hauses gewesen, und Ostitz, der diese Energie und Ausdauer, zu der er selbst nicht fähig war, auf's höchste bewunderte, wußte nicht, wie er sich

seiner Frau dankbar genug erweisen sollte um der Mühe willen, der sie, seinem Vergnügen und der Ehre seines Hauses zulieb, so unverdrossen sich unterzog.

Der gute Mann! Er hatte keine Ahnung davon, daß sie weder um seinetwillen noch der großen Masse der geladenen Gäste wegen ein einziges Zimmer in Stand gesetzt haben würde. Die ganze Anstrengung hatte sie sich bloß deshalb auferlegt, weil sie im Sinne hatte, den alten Baron von Bruchland nach Goldbeck einzuladen, und weil ihre Bekanntschaft mit ihm zu oberflächlich war, als daß sie, ohne aufzufallen, eine Einladung an ihn ergehen lassen konnte, wenn es nicht bei Gelegenheit eines Festes geschah, welches viele andere, ihr eben so entfernt stehende Personen nach Goldbeck brachte.

Am Morgen, nachdem die letzten Arbeiter das Schloß verlassen hatten, sagte Constanze nach dem Frühstücke zu ihrem Gemahl: „Wir haben allerdings noch mehrere Tage bis zur Ankunft unserer Gäste; aber glaubst du nicht, lieber Ostitz, daß es vernünftig wäre, wenn wir heute gleich den Anfang mit der Vertheilung der Zimmer machten? Es ist nicht so ganz leicht, von vorn herein das Richtige zu treffen, und deshalb scheint es mir besser, man nimmt sich gehörig Zeit."

Kein Vorschlag konnte dem jungen Schloßherrn gelegener kommen; denn jetzt, wo alle Einrichtungen beendet waren, wollte sich die Langeweile schon bei ihm einstellen. Man trat also die Wanderung durch das Haus an. Durch die großen Säle eilte man im Fluge; sie hatten ja ihre unbezweifelte Bestimmung als Speise-, Tanz- oder Gesellschafts-Säle; da war nichts zu bedenken. Als man aber zu den Gastzimmern kam, zeigten sich Schwierigkeiten. Constanze hatte dieses Zimmer für eine Dame bestimmt — ihr Gemahl hatte es einem Herrn zugedacht; jenes war zu hell für die Gräfin S., die an den Augen litt, und ein anderes zu groß und abgelegen

für eine nervenschwache Baronesse. „Es ist schade,“ meinte Ostitz; „das Zimmer mit dem allerliebsten Cabinet hätte doch eine Person von Distinction aufnehmen sollen!“

„Ich weiß, wem es trefflich passen würde — dem Baron von Bruchland.“

„Ach, der arme Max! Er würde es sehr romantisch finden und die Aussicht auf diese Seite des Waldes für die schönste des Schlosses erklären. Aber er wird kaum hier sein können, bevor die Jagd zu Ende ist.“

„Ich meinte auch nicht ihn; ich dachte an seinen Vater.“

„An seinen Vater!“ rief Ostitz, und riß seine hübschen braunen Augen auf, so weit er nur konnte.

„Allerdings; wir würden dem jungen Bruchland eine äußerst feine Aufmerksamkeit erzeigen, wenn wir bei dieser Gelegenheit dem alten Herrn eine Einladung zuschickten, und wer weiß, ob wir nicht dadurch den Weg zu einer Verständigung zwischen Vater und Sohn bahnten?“

„Das ist schon wahr, liebe Constanze; aber ich fürchte, er wird mit seiner Uebellaunigkeit ein Spielverderber sein.“

„Bester Ostitz, wie kommst du dazu, ihn für übellaunig zu halten? Er soll etwas reizbar sein, ist aber sonst der angenehmste Gesellschafter von der Welt. Erinnerst du dich nicht mehr, wie liebenswürdig er gegen dich war, als wir ihn im vorigen Herbst beim Grafen Bergefort trafen?“

„Ja, damals war er ganz angenehm; man sagt ihm aber nach, daß er zu Zeiten geradezu unerträglich sein soll.“

„Das heißt, gegen sein Sohn; sonst aber gewiß gegen Niemanden auf der Welt. In Gesellschaft ist er eher zu rücksichtsvoll, als das Gegentheil.“

„Ich sehe, du hast dein Köpfchen darauf gesetzt, dem alten Freiherrn Goldbeck zu zeigen; dafür wirst du ihn denn auch im Damensalon empfangen müssen, wenn ich mit meinen jüngern Gästen auf die Hirsch- oder Fuchsjagd gehe.“

„Das wird wohl nicht nöthig sein; der Baron reitet gern und gut, und wird höchst wahrscheinlich vorziehen, euch zu begleiten.“

„Desto besser, liebe Constanze; so würde ich dann nichts mehr dagegen haben, und ihn bitten, unser altes Castell durch seine Gegenwart zu verherrlichen, — wenn ich dadurch nicht schon wieder einen Brief schreiben müßte.“

„Dieser Anstrengung will ich dich überheben, wenn du mir erlauben willst, statt deiner an den alten Herrn zu schreiben.“

„Von Herzen gern. Jedenfalls kann er mit dem Tausche zufrieden sein; denn du wirst ohne Zweifel viel hübscher und verbindlicher schreiben, als ich es zu thun im Stande wäre.“

So weit hatte Constanze ihren Willen also durchgesetzt, und sie verlor keine Zeit, ein so freundliches und schmeichelhaftes Schreiben, als möglich, an den alten Bruchland zu richten. Die Tage bis zu dem Eintreffen seiner Antwort brachte sie in einem wahren Fieber der Erwartung zu, und als sie endlich einen Brief von ihm empfing, konnte sie sich kaum ermuthigen, ihn zu öffnen; so sehr fürchtete sie, er möge ablehnenden Inhalts sein. Diese Sorge erwies sich aber als überflüssig; in verbindlichen Ausdrücken sprach Herr von Bruchland die Annahme der ihm zu Theil gewordenen Einladung aus und fügte seinem Schreiben die Nachricht bei, daß sein Sohn in München sei und wahrscheinlich in Kurzem in der Heimath eintreffen werde.

„Er hat also nicht allein directe Nachrichten von seinem Sohne, sondern er erwartet ihn sogar,“ dachte Constanze. „Das deutet auf eine Annäherung zwischen Beiden hin; somit würde die Aufgabe, die ich mir gestellt, nicht so gar schwierig sein.“

XIV.

Der September war, wie so häufig hier zu Lande, der schönste Monat des Jahres. Die Reinheit und Milde der Luft, die gemäßigte Wärme, die reichen Tinten der noch dichtbelaubten Wälder, die schwellenden Früchte des Rebstöckes und des Obstgartens, alles vereinigte sich, um einen durchaus heitern Eindruck zu üben und jene schwermüthige Stimmung noch fern zu halten, die der Herbst in seinem sichtlichern Fortschritte hervorzurufen pflegt, und die einem sinnenden Gemüthe freilich zusagt, dem bloßen Genußmenschen dagegen höchst unwillkommen ist. So fand denn die in Goldbeck versammelte Gesellschaft alles nach Wunsch: das Haus und die Wirthe, das Wetter und die Gegend, die Forsten und den Wildstand, die Weine und den Koch, und man hatte so viel zu loben und anzuerkennen, daß Wörter wie charmant, superbe, gottvoll, exquisit ꝛc. ꝛc. schon nach drei Tagen verbrauchte Ausdrücke waren.

Die alte Gräfin Synthern war in ihrem Elemente. Seit Ostitz eine bedeutende Erbschaft gemacht, hatte sie aufgehört, ihm die bevorzugte Stellung als Constanzens Gemahl zu mißgönnen, und seitdem war er immerfort in ihrer Gunst gestiegen. Er war von sehr gutem Hause, ein Mann von Welt, ein liebenswürdiger Ehemann und sehr aufmerksamer, anhänglicher Schwiegersohn. Die Gräfin hegte jetzt bedeutende Zweifel darüber, ob der junge Bruchland, namentlich was die letztere Eigenschaft betraf, den Vergleich mit ihm würde ausgehalten haben. So pries sie denn laut wie im Stillen Constanzens glückliche Wahl, und alles schien den Worten der frohen Mutter Beifall und Glauben zu schenken, bis auf Frau von Werder, die in unveränderter languissanter Schön-

heit auf den üppigen Fauteuils von Goldbeck ruhte und mit einem malitiösen Lächeln jedes Wort der Gräfin in Zweifel zu ziehen schien, obgleich sie ihre Lippen nie zum leisesten Widerspruch öffnete.

Am Abende des zweiten Jagdtages war die Gesellschaft in der heitersten Stimmung im Speisesaale vereint. Die Jagd war ausgezeichnet gewesen: vier Rehe, eben so viele Hirsche und ein Eber waren erlegt worden. Der alte Baron Bruchland, der den schwersten Hirsch, einen Zwölfender, erlegt hatte, war in der rosigsten Laune. Er nahm den Ehrenplatz zu Constanzens Rechten ein. Während er sie mit natürlicher Artigkeit und Gutherzigkeit unterhielt, erstaunte sie über die auffallende Aehnlichkeit, die sich oft in seiner Denk- und Gesprächsweise mit der seines Sohnes verrieth. Trotz der größern Feinheit in Maxens Sprachton, trotz der Verschiedenheit, die das Alter des Barons und die Jugend seines Sohnes nothwendig in ihren Anschauungen hervorrufen mußten, war doch so viel Analoges in dem, was der alte Mann sagte, mit Manchem, was Constanze früher aus dem Munde seines Sohnes vernommen hatte, daß ihre Verwunderung darüber zunahm, je länger sie sich mit dem Baron unterhielt. „Wie ist es möglich," sagte sie sich, „daß sie in so manchen Dingen so gleichartig fühlen und denken, und in dem Einen Punkte, von dem des jungen Bruchland ganzes Glück abhängt, einander so feindliche Ansichten hegen? Der alte Herr kann nicht so hartnäckig in dieser Sache sein, wie sein Sohn behauptet; gewiß ist sie ihm nicht richtig dargestellt worden. Ich will es heute noch versuchen, sie ihm unter einem andern Gesichtspunkte zu zeigen."

Sie führte ihr Vorhaben aus. Als nach dem Diner in den Gesellschaftszimmern Musik gemacht, Whist und Billard gespielt und in dem entferntesten Saale geraucht wurde, glitt Constanze von Gruppe zu Gruppe, um die Gelegenheit zu

erspähen, einige Zeit ungestört mit dem Baron Bruchland zu sprechen. Sie würde sich sogar in die gefürchtete Atmosphäre des Rauchzimmers gewagt haben, wäre es zur Erreichung ihrer Absicht nöthig gewesen; aber ein solches Opfer sollte ihr doch erspart bleiben. Sie entdeckte den Freiherrn an einem Seitentische im Billardsaale, wo er in einer Mappe mit Kupferstichen blätterte, offenbar weil er nichts Besseres zu thun hatte. Augenblicklich war sie an seiner Seite. „Werden Sie morgen die Fuchsjagd mitreiten, Herr Baron, oder werden wir Frauen das Vergnügen haben, Sie ein Mal einen ganzen Tag für uns zu behalten?“ fragte sie in ihrem freundlichsten Tone.

„Nein, ich reite mit, gnädige Frau, wenn Sie erlauben,“ sagte er, sich mit etwas altväterischer Galanterie gegen seine schöne Wirthin verbeugend. „Wie ich von Herrn von Ostitz höre, soll das Terrain ausgezeichnet für die Jagd und doch auch nicht zu schwierig für einen schon etwas schwerfälligen Reiter sein, wie ich bin.“

„Sie dürfen sich selbst nicht verleumden, Herr Baron; mein Mann sagt mir, daß Sie ausgezeichnet reiten.“

„Nun, nun,“ versetzte Bruchland, und es klang in seiner Stimme durch, daß er sich etwas geschmeichelt fühlte, „einen festen Sitz habe ich wohl noch; aber was sonst zu rühmen wäre, käme wohl mehr auf Rechnung des Pferdes, als des Reiters. Mein Syrius setzt unvergleichlich.“

„Das freut mich,“ erwiderte Constanze; „denn mit der Leichtigkeit des Terrains dürfte es doch nicht so ganz seine Richtigkeit haben. Sie wissen, die Jagd wird sich jenseits des Waldes nach Derscheid hin ziehen.“

„Derscheid?“ fragte Bruchland, sich besinnend.

„Eine kleine Stadt; Sie sind durchgekommen auf Ihrer Herreise, Herr Baron. Es war Ihre letzte Station vor Goldbeck.“

„Mir däucht, es ist weit von hier."

„Ziemlich weit; ich glaube die Entfernung beträgt zwei Meilen. Ostitz hat in dieser Richtung ein ziemlich ausgedehntes Jagdgebiet; es erstreckt sich fast bis vor das Thor von Derscheid."

„Sie scheinen wohl bekannt damit zu sein, gnädige Frau; ich wußte nicht, daß Sie sich für Rennen und Jagden interessiren."

„Das thue ich freilich nicht, Herr Baron; doch habe ich meinen Mann einige Male begleitet, als er über die Kreuzfelder Haide ritt; allerdings nicht, um wie er, die muthmaßliche Richtung zu berechnen, welche die Jagd nehmen wird, sondern um nach Derscheid hineinzureiten und dort meine Freundinnen zu besuchen."

„Ihre Freundinnen? — In Derscheid, gnädige Frau?" fragte der Baron mit einem höchst ergötzlichen Erstaunen.

„Ja wohl, Herr Baron; wundert Sie das?" fragte Constanze dagegen und sah ihn so neckisch an, daß er ein wenig außer Fassung kam.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau; ich wußte nicht, daß es in Derscheid ein Castell oder — oder einen adeligen Hof, oder etwas dergleichen gibt."

„Dergleichen gibt es auch durchaus nicht dort," erwiderte Constanze lächelnd. „Meine beiden Freundinnen bewohnen ein ganz bescheidenes Haus, und die eine — meine liebste Jugendgespielin — ist die Frau eines Arztes. Ja, ja, ich habe plebejische Neigungen, Herr Baron; und um nicht ganz in Ihrer Achtung zu sinken, will ich schnell hinzufügen, daß die andere meiner Freundinnen von eben so gutem Hause ist wie ich; es ist ein Fräulein Helene von Halden."

„Helene von Halden?" lallte der Baron ganz erschrocken nach.

„Jawohl," fuhr Constanze fort; sie gab sich den Anschein, als bemerke sie nichts von dem, was in ihm vorging. „Ich lernte sie zu W... im Hause der Gräfin von Rechteren kennen, und sie gewann sehr bald nicht allein meine Achtung, sondern sogar meine innigste Freundschaft. Ich bemerkte, daß sie im Hause der Gräfin, einer Frau von höchst schwierigem Charakter, nicht glücklich lebte, und weil ich damals eben auf dem Punkte stand, mich mit Ostitz zu verheirathen, bot ich ihr mein Haus an, weil meine arme Helene keine Eltern mehr hat. Ich muß gestehen, nichts würde mich glücklicher gemacht haben, als wenn sie mein Anerbieten angenommen hätte. Allein sie zog es vor, in das Haus der guten Louise Brand zu ziehen, obgleich sie ganz dazu geschaffen ist, in der Welt zu glänzen. Sogar in den wenigen Monaten, als sie zu W... in der Gesellschaft erschien, hat sie durch ihre Schönheit und ihre Talente alles bezaubert, und es würde ihr ein Leichtes gewesen sein, eine der glänzendsten Partieen zu machen. — Ich glaube —" sagte sie, wie halb vor sich hin, „damit hing auch wohl ihre Weigerung, in unser Haus zu ziehen, zusammen."

„Wie so?" fragte der Baron gespannt.

„Nun, es war bekannt," sagte Constanze mit einer zerstreuten Miene und dem Anscheine nach ganz in Gedanken versunken, „daß sie die Bewerbung eines sehr liebenswürdigen, angesehenen Mannes, eines besondern Freundes von Ostitz, abgelehnt hatte, und wahrscheinlich befürchtete sie, in unserm Hause mit ihm zusammen zu treffen."

„Gnädige Frau," bat der Freiherr, oder vielmehr er forderte, denn sein Ton war nichts weniger als sanft, und die Mühe, die er sich gab, ihn zu dämpfen, gab ihm etwas Gewaltsames; „gnädige Frau, wollten Sie wohl die Güte haben, mir zu sagen, wen dies alberne Gerücht als Denjenigen be-

zeichnet, der sich von — von Fräulein von Halden zurückgewiesen gesehen habe?"

Constanze hatte sich vorgenommen, erschreckt zu scheinen, wenn der Baron eine ähnliche Frage, die sie herbeizuführen wünschte, an sie richten werde. Sie hatte aber nicht nöthig, zu heucheln; denn seine rauhe Art und Weise machte sie wirklich bestürzt, zwar nicht ihrer selbst wegen, sondern um des großen Contrastes willen, den sie mit den Regeln des Anstandes bildete. „Ich bitte tausend Mal um Verzeihung, Herr Baron," stammelte sie, und that doch noch erschreckter, als sie wirklich war; „ich fürchte, ich habe Sie unabsichtlich beleidigt. Ich war aber so in Anspruch genommen von meinem Gegenstande, daß ich einen Augenblick vergaß, wie Sie, so zu sagen persönlich dabei betheiligt sind."

„Wie so, gnädige Frau, wie verstehen Sie das?" fragte Bruchland, und sein Gesicht wurde dunkelroth, sein Athem glich einem gelinden Schnauben.

„Es thut mir äußerst leid, daß ich so unvorsichtig war," sagte Constanze, „eine Saite zu berühren, die, wie ich sehe, so peinliche Gefühle in Ihnen erregt. Die Sache war freilich unangenehm für Ihren Herrn Sohn; aber in seinen glänzenden Verhältnissen, und zerstreut durch die schöne Reise, die er unternommen hat, wird er das Körbchen, welches ihm meine arme Helene gegeben hat, jetzt längst verschmerzt haben."

„Wie?" brauste der alte Herr auf: „hat sie die Unverschämtheit gehabt, zu behaupten, sie habe meinem Sohne einen Korb gegeben?"

„Herr Baron," antwortete Constanze und nahm eine sehr beleidigte Miene an, „Fräulein von Halden ist viel zu discret, um jemals der Sache zu erwähnen; vielmehr haben die Aeußerungen, die ich aus dem Munde Ihres Herrn Sohnes selbst vernommen, mich zu der Annahme berechtigt, daß Helene ihn abgewiesen hat."

„Der dumme Junge!“ brummte der Baron. „Sich selbst eine solche Blöße zu geben! Er hätte wenigstens hinzufügen sollen, daß ich es war, der das Mädchen zu diesem Verfahren bewog. Sie hätte gern genug seine Hand angenommen, wenn nur ich meine Einwilligung nicht verweigert hätte.“

„Sie, Herr Baron?“ fragte Constanze. Sie sah den alten Herrn so furchtsam erstaunt an, als ob sie anfange, an seinem Verstand zu zweifeln. „Sie haben Ihre Einwilligung zu einer Verbindung vorenthalten, von der Ihres Sohnes ganzes Glück abhing? Wie ist das möglich?“

„Nun, meine schöne, romantische Frau Baronin, weil diese Heirath eine höchst unpassende gewesen wäre,“ entgegnete der Baron in gereiztem Tone.

„Eine höchst unpassende?“ rief Constanze. „Nein — wenn es je ein Paar gab, das für einander geschaffen schien — Beide jung, schön, geistreich, hochgebildet und von ernster, sinnender Gemüthsart —, so waren es Ihr Herr Sohn und Helene.“

„Ich will Ihrer Freundin die ausgezeichneten Eigenschaften, welche Sie ihr beilegen, durchaus nicht absprechen,“ bemerkte Bruchland, mühsam an sich haltend; „aber Sie vergessen, gnädige Frau, daß Fräulein von Halden blutarm ist.“

„Und Sie werden mir doch nicht sagen wollen, Herr von Bruchland,“ erwiderte Constanze, höchst beleidigt aufstehend, „daß das von einem vernünftigen Menschen für ein Hinderniß der Verbindung Ihres Sohnes mit Helene gehalten werden kann? Ich meinerseits habe es stets als ein Vorrecht des Reichthums betrachtet, daß man frei wählen könne nach seiner Herzensneigung. Hüten Sie sich, Herr Baron, gegen meine Mutter Ihre Ansicht über diesen Punkt auszusprechen, denn sie würde das beinahe als eine persönliche Beleidigung erachten. Sie werden sich erinnern, daß Mama mit Freuden

ihre Einwilligung zu meiner Verbindung mit Ostitz gab, da er noch wenig mehr besaß, als seine Lieutenants-Gage."

„Aber, gnädige Frau" ..., fing der Baron bestürzt an.

Allein sie grüßte ihn gemessen und verließ ihn mit blitzenden Augen und gerötheten Wangen.

Ihre Mutter trat zu ihr und fragte: „Was hattest du denn mit dem Baron Bruchland, Constanze? Es schien mir fast, als wäre deine Unterhaltung mit ihm zu lebhaft für den Salon."

„Du hast gut beobachtet, Mama, aber dieser alte Herr ist noch durchaus uncivilisirt; ich habe ihn ein wenig zurechtgewiesen, und bin dabei wahrscheinlich zu warm geworden. Es wäre gewiß besser, wenn du dich etwas gemessen gegen ihn benähmest; das würde ihm imponiren und ihn etwas reservirter in seinen Aeußerungen machen. Für eine junge Frau, wie ich bin, ist es besonders schwierig, die alten Herren, die der Gesellschaft nicht mehr gewohnt sind, in gehöriger Zucht zu halten, und es wäre fast unmöglich, wenn man nicht Unterstützung bei den ältern Damen fände."

Die Gräfin wollte wissen, was denn vorgekommen sei; Constanze sagte eilig: „Ich habe keine Zeit, Mama; ich muß zur Tante von Hammer, mit der ich den ganzen Abend noch nicht gesprochen habe. — Was der alte Bruchland that? Nun, er sprach von Jemanden, der zu unserm Zirkel gehört, in ungeziemenden Ausdrücken und in ziemlich lautem Tone; später erzähle ich dir alles, Mama."

Das Vertrauen ihrer Tochter und die Berufung auf ihren Beistand schmeichelten der Gräfin zu sehr, als daß sie der an sie ergangenen Bitte nicht hätte Folge leisten sollen, und sie drückte noch an demselben Abend dem alten Freiherrn auf eine feine, aber durchaus verständliche Weise ihre hohe Unzufriedenheit mit seinem Betragen aus. Ihrem Manne sagte Constanze mehr von dem wirklichen Inhalte ihres Gespräches mit

dem Baron, als sie ihrer Mutter anvertraut hatte, und forderte ihn auf, im Interesse Bruchland's und Helenens den alten Herrn eine kleine Weile geflissentlich zu vernachlässigen, ohne ihn aber zu beleidigen.

„Das soll geschehen, meine Beste," versprach Ostitz lachend. „Ich habe ohnehin mit meinen jüngern Gästen so mancherlei zu besprechen, daß mir nichts leichter werden wird, als mich eine Weile möglichst wenig um den alten Herrn zu bekümmern. Du weißt ja, Constanzchen, ich habe ihn eigentlich bloß deshalb eingeladen, weil du es gewünscht hast."

XV.

Der große Tag der Fuchsjagd brach an. Ganz Goldbeck war frühzeitig in Bewegung. Selbst die Damen hatten sich manche Stunde vor der gewohnten Zeit vom Lager erhoben und beeilten ihre Toilette so sehr, daß man hätte glauben sollen, sie hätten sich plötzlich aller überflüssigen Sorgen der Eitelkeit entschlagen. Man war übereingekommen, vor dem Aufbruche der Herren gemeinschaftlich zu frühstücken; die Damen sollten nach eingenommenem zweiten Frühstück den sich dann dem Schlosse allmälig wieder nähernden Jägern entgegenfahren. Der prächtigste Herbsttag schien dieses Vorhaben zu begünstigen.

Die ganze Gesellschaft war bis auf eines ihrer Mitglieder in der heitersten Laune. Der schönen Wirthin war es nicht unangenehm, zu bemerken, daß Herr von Bruchland die muntere Stimmung ihrer übrigen Gäste nicht theile; er schien verlegen und verstimmt zugleich. Constanze zog den Schluß, daß er sich in einer Uebergangs-Periode befinde, und daß dieser unbehagliche Zustand ihn hoffentlich auf vernünftige Gedanken bringen werde.

In Wirklichkeit war der alte Herr seit dem verflossenen Abende mit sich selbst zerfallen und mit der ganzen Welt. Constanzens Aeußerungen hatten ihn zuerst auf den Gedanken gebracht, daß es auch außer Max möglicher Weise noch Menschen geben könne, die sein Verfahren gegen seinen Sohn und dessen frühere Verlobte mißbilligten; und das Benehmen der Gräfin und des jungen Ostitz gegen ihn, nach seinem Gespräche mit Constanze, bestätigte ihn in dieser Meinung. „Es scheint, daß sie bisher die wahre Sachlage nicht gekannt haben," dachte er; „und es ist sonderbar — seit ich sie darüber aufgeklärt habe, scheinen sie gar nicht zu meinen Gunsten zu urtheilen. — Mögen sie! — Ich bin Maxens Vater und habe mich gegen Niemanden zu verantworten."

Aber er konnte sich doch nicht zur Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Gräfin und ihrer Kinder bereden. Wären nur Constanze und Ostitz im Bunde gegen ihn gewesen, so hätte er sich in seinen Gedanken höchst vornehm über die romantischen Ansichten der unerfahrenen, jungen Leute gestellt; aber die alte Gräfin hatte vor seinen Augen ihre Tochter um den Grund ihrer Aufregung gefragt. Was Constanze geantwortet, hatte er nicht verstanden; er glaubte aber natürlich nichts anderes, als daß sie ihrer Mutter den Hauptinhalt ihres Gespräches mit ihm mitgetheilt habe. Und von diesem Augenblicke an datirte sich das reservirte Benehmen der Gräfin gegen ihn. Bald wurden auch ihre Schwägerin, die Frau von Hammer, und noch einige andere ältere Damen davon angesteckt. Der Freiherr nahm ohne weiteres an, daß sie ihn wegen der gegen seinen Sohn bewiesenen Härte verurtheilten.

Bis zur Stunde hatte er in der unerschütterlichen Ueberzeugung gelebt, daß er vermöge der Rechte, welche die väterliche Autorität über seinen Sohn ihm verlieh, nicht anders als pflichtgemäß gehandelt habe, und daß sein Betragen

in den Augen eines jeden vernünftigen Menschen durchaus tadellos sei. Diese beruhigende Ueberzeugung sah er nun plötzlich als irrig erscheinen, und er wußte nicht, was ihm peinlicher war, der auftauchende Zweifel an der Rechtmäßigkeit seiner Handlungsweise, oder die sich ihm aufdrängende Vermuthung, daß dieselbe, je bekannter sie würde, desto mehr Tadel gegen ihn erwecken müßte.

Er brachte die Nacht schlaflos zu. Die widerstreitendsten Gedanken kreuzten sich in seinem Gehirne, das sonst der Sitz eines unerschütterlichen Selbstbewußtseins war, und sein Herz empfand zum ersten Male den peinigenden Schmerz einer Empfindung, welche der Reue nahe verwandt war. Er mußte sich sagen, daß er nicht allein seinem einzigen Sohne, sondern auch sich selbst eine Reihe öder, freudeloser Jahre bereitet habe, und daß er selbst von der Stunde an, als ein großer Reichthum das Glück seines Hauses zu begründen schien, mit unbarmherziger Hand alle Freuden und Hoffnungen der Seinigen vernichtet hatte. Und was war der Grund dieser Härte, die auch für ihn selbst ein verbittertes, freudenarmes Leben zur Folge hatte? — Einzig und allein die Absicht, sein und seines Sohnes Ansehen vor der Welt zu erhöhen, und der Wunsch, den Grundsätzen derjenigen Gesellschaft entsprechend zu handeln, deren exclusive Kreise sein großes Vermögen ihm öffnete. Nun mußte er finden, daß sein Ansehen sank, so wie seine Handlungsweise ruchbar wurde, und daß man ihn wegen der Opfer tadelte, welche er, wie er sich sagte, der Gesellschaft zu Liebe gebracht hatte. Er wußte nicht, wem er mehr zürnen sollte: sich selbst, daß er sich den vermeintlichen Ansichten einer so unzuverlässigen Welt untergeordnet, oder den Mitgliedern dieser wankelmüthigen Welt, deren Meinungen so unberechenbar waren. In einem Augenblicke war er entschlossen, seines Sohnes Wünsche unter der Bedingung zu erfüllen, daß er allen Verkehr mit seinen Standesgenossen ab-

breche, um in trotziger Zurückgezogenheit der Welt zu beweisen, wie wenig er ihrer bedürfe; und im nächsten nahm er sich vor, aus purem Trotz gegen dieselbe Welt fester als je auf seinem Willen zu beharren. So verging ihm die Nacht im unerquicklichsten Kampfe mit sich selbst, und am Morgen war er noch eben so unentschieden über den Weg, den er einschlagen wollte, wie am Abende vorher.

Das Frühstück war beendet, die Gesellschaft begab sich in den Hof, und die Pferde wurden vorgeführt. Es war ein frisches, lebendiges Bild. Die schweren, massenhaften Gebäude, welche das große Viereck umgaben, waren heiter anzusehen durch die reichen, wallenden Vorhänge hinter den vielen offen stehenden Fenstern. Von einem Erker tönte das harmlose Lachen einiger hübschen jungen Mädchen, die hinauf geeilt waren, um das Ganze besser übersehen zu können; auf der großen Freitreppe standen mehrere Damen; andere gruppirten sich im Hofe zu den Herren, die sich wohlgemuth auf die jagdlustigen Pferde schwangen; überall tönten muntere Scherze und ermuthigende Wünsche, wie sie für die Stunde und das Vorhaben paßten.

Inmitten aller dieser Fröhlichkeit verblieb der alte Bruchland mürrisch und schweigsam; er hielt sich den Damen fern und war einer der Ersten, welche, als das Zeichen zum Aufbruche gegeben wurde, den Hof verließen.

Der Ritt in der frischen Herbstluft durch den schönen, alten Wald verbesserte seine Stimmung etwas. Er ritt in einer Gruppe älterer Herren, deren Gedanken und Ansichten manches mit seiner eigenen Anschauungsweise Uebereinstimmende hatten; er unterhielt sich daher gut genug. Ja, er gelangte nach und nach dahin, seinen Verdruß, wenn auch nicht ganz zu vergessen, so doch für den Augenblick in den Hintergrund zu drängen und sich mit ziemlichem Interesse an dem Vergnügen des Tages zu betheiligen.

Am Saume des Waldes fanden die Hunde die Spur des Fuchses, und einen Augenblick später war die Jagd in vollem Gange. Bruchland hatte sich ursprünglich vorgenommen, gleich den übrigen ältern Herren das eigentliche Rennen nicht mitzumachen, sondern der Jagd nur in bequemer Entfernung zu folgen; aber, aufgeregt von einer schlaflosen Nacht und seinen kämpfenden Gedanken, vergaß er dieses Vorhaben und schloß sich den jüngern Reitern an.

Dahin stürmte die Jagd, der verfolgenden Meute nach, die, treu der Spur, sich weiter und weiter vom Walde entfernte und in die unwegsame Haide hinaustobte. Ueber den hügeligen Boden, durch wildes Gestrüpp, über den Sumpf und das zitternde Moor kläffte, stampfte, schnaubte und flog der brausende Zug. Alle Muskeln straff, alle Sehnen angespannt, alle Nerven vibrirend, schienen Rosse und Reiter willenlos einer zwingenden Gewalt zu gehorchen, als der einzigen beseelenden Kraft dieser ganzen, wild dahinstürmenden Menge. Das Auge und die Glieder, der Geist und der Körper eines jeden Menschen und eines jeden Thieres in diesem schnaubenden, keuchenden Knäuel hatten nur ein Ziel, und mit instinctartiger Wuth strebte ein Jedes, es zuerst, zu allererst zu erreichen.

Das Wild hatte die Richtung verändert, der Führer der Meute war einen Augenblick zweifelhaft, und einen Athemzug lang stutzte der ganze Zug. In diesem Momente blickte Bruchland um sich, und fragte, sich den Schweiß von dem bläulichrothen Gesichte wischend, den ihm zunächst Haltenden nach dem Namen des Ortes, dessen Kirchthurm am Rande der Haide sichtbar wurde.

„Es ist Derscheid," erwiderte der Gefragte; — zufällig war es Ostitz, — „die kleine Stadt, wo Fräulein von Halden wohnt."

Das laute, freudige Anschlagen der Meute verrieth, daß der Führer die richtige Spur wiedergefunden hatte, und in demselben Augenblicke war alles wieder in vollem Fluge. Niemand, außer dem Baron von Bruchland, den Helenens Name in alle die peinlichen Grübeleien der vorigen Nacht zurückgeworfen hatte, kannte jetzt einen andern Gedanken, als die Jagd, ein anderes Verlangen, als vorwärts zu kommen, vorwärts, allen Uebrigen zum Trotz! Bruchland's Renner hatte sich sofort mit in Bewegung gesetzt, und gedankenlos, oder eigentlich von weit abschweifenden Gedanken beherrscht, gab sein Reiter ihm die Sporen. Das feuerige Thier strengte jede Muskel an, um es seinen Mitbewerbern gleich, ja wo möglich zuvor zu thun, und halb mechanisch, halb gestachelt von seiner innern Unruhe befand sich der Freiherr eine halbe Stunde lang in der Linie der vordersten Reiter. Der ihm so ominöse Kirchthurm war hinter dem Kamme eines mit Wachholderstauden bewachsenen Hügels verschwunden, über welchen hinweg die Meute sich in das jenseitige Haideland hinabgezogen hatte. Diesen Hügel ging es jetzt hinauf. Als die Spitze erreicht war, machten zwei Herren Halt und bogen dann rechts ab, um auf einem Umwege den Punkt zu erreichen, wohin die Jagd sich jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach ziehen mußte. Sie riefen Bruchland zu, ein Gleiches zu thun. „Kommen Sie, Baron, kommen Sie," baten Beide; „wir sind zu alt, um so halsbrecherische Sprünge zu wagen, wie es da unten geben wird."

Das Terrain wurde jetzt sehr schwer zum Reiten. Die ganze Fläche, welche von Natur uneben und zerklüftet war, wurde in allen Richtungen von sogenannten Zuschlägen durchschnitten. Die Wälle waren großentheils neu aufgeworfen, oben mit Birkenschößlingen besetzt und noch ziemlich steil; an der Außenseite zog sich dazu fast ohne Ausnahme ein tiefer Graben hin. Es gehörten ein fester Sitz, ein ausgezeichnetes Pferd und einige Terrainkenntniß dazu, um vor diesen Hinder-

nissen nicht zurückzuscheuen; die beiden erstern besaß der Baron, die letztere ging ihm aber völlig ab, denn er betrat diese Haide heute zum ersten Male. Außerdem ermangelte er der beiden unentbehrlichsten Erfordernisse, um einen so gefahrvollen Ritt zu unternehmen: Kaltblütigkeit und Geistesgegenwart; sein innerer Verdruß setzte sein Blut in Flammen, und seine Gedanken waren so wenig gegenwärtig, daß er alles um sich her nur wie im Traume sah. Aber eben diese innere Glut und seine verderbliche Geistesabwesenheit machten ihn sowohl blind als gleichgültig gegen die Gefahr; und ohne der Stimme der wohlgemeinten Warnung zu achten, ritt er mit verhängten Zügeln schnurstracks vom Kamme des Hügels hinunter in das wilde Blachfeld.

Halloh, halloh, wie alles vorübersauste! Sümpfe, Erlengebüsch, Haidekraut, Wachholderstauden, weiße, stäubende Flächen bodenlosen Flugsandes und wieder fester Boden; und wieder Gestrüpp, und nun der dürre, raschelnde Sandhafer, — alles kam und schwand so schnell, daß es, kaum von den Hufen des Pferdes berührt, auch schon wieder weit zurückgelassen war. Bruchland war noch immer in der vordersten Linie; nur zwei Reiter waren ihm zur Seite, und der eine derselben, Ostitz, war ihm um eine halbe Pferdelänge voraus. Bruchland's Pferd zitterte vor Anstrengung und Eifer, um ihm diesen kleinen Vorsprung streitig zu machen; aber der Reiter war zu schwer, und das edele Thier kämpfte umsonst.

Jetzt war der Rand des ersten Zuschlages erreicht. Ein Moment des Halts, um festen Boden zu fassen, und Ostitz war hinüber; jetzt folgte auch der Fremde, ein junger, schlanker Ungar, und einen Augenblick später stand Bruchland's keuchendes Thier jenseits des Walles. Der Ritt über das eingefriedigte Stück Haideland währte keine Minute; man erreichte den gegenüberliegenden Wall, und die Pferde sprangen in derselben Ordnung und mit demselben Glücke wie das erste Mal:

Ostitz zuerst, dann der Ungar und zuletzt Bruchland. Dadurch aber, daß er zwei Mal als der Letzte hinüber gekommen war, hatten die andern Reiter einen etwas bedeutendern Vorsprung gewonnen.

Mann und Roß strebten mit vereinten Kräften, diesen Nachtheil wieder auszugleichen. Es war aber vergebens; das größere Gewicht des Reiters vereitelte die Anstrengungen des Pferdes, und als Bruchland wieder an einem Walle hielt, um hinüberzusetzen, war er allein. Ostitz flog schon weit vor ihm her über das Blachfeld, und der Ungar, der nicht ganz glücklich gesprungen zu sein schien — denn obgleich er den Sitz nicht verlor, dauerte es doch einige Augenblicke, ehe sein Pferd mit der vorigen Eile dahingaloppirte — folgte ihm in einiger Entfernung. Des Freiherrn bemächtigte sich jetzt mit unwiderstehlicher Kraft jene Aufregung, welche ein Jagdrennen allen Mitreitenden einzuflößen pflegt. Er hatte keinen andern Gedanken mehr, als einer der Ersten an Ort und Stelle zu sein, seine Vorreiter wo möglich einzuholen und wenigstens um keinen Preis einem der bis dahin Zurückbleibenden einen Vorsprung zu gönnen. In diesem Gedanken befangen, hielt er das laute Klopfen seiner eigenen Pulse für einen näher kommenden Hufschlag und gab daher seinem Pferde wüthend die Sporen. Das Roß erhob sich zum Sprung. Alles wäre gut gegangen, hätten nicht Mann und Thier sich in der Breite des Satzes verrechnet.

Der zu überspringende Wall hatte an jeder Seite einen fünf Fuß breiten Graben; den ersten sah natürlich der Baron vor sich; von dem Dasein des zweiten hatten weder er noch sein Pferd die entfernteste Ahnung. So nahm das Thier den Satz zu kurz, stürzte vornüber in das schlammige Wasser des zweiten Grabens und schleuderte den Reiter über seinen Kopf weg mehrere Mannslängen weit auf den nackten, hartgetrockneten Lehmboden hinaus. Kein Graswuchs, keine Laubdecke,

kein Gesträuch milderte die Heftigkeit des Sturzes. Das Pferd arbeitete sich schnaubend und keuchend aus dem Wasser hervor und stand bald, am ganzen Körper zitternd, aber unversehrt, am Rande des Grabens.

Der Reiter lag mit dem Gesichte dem Boden zugekehrt und gab kein Lebenszeichen.

XVI.

In dem stillen Garten zu Derscheid saß Helene unter dem Apfelbaume, blaß, schweigsam und müßig sinnend. Ihre Arbeit war ihr in den Schooß gesunken, die sonst so fleißigen Hände regten sich nicht. Sie hatte die Augen auf die dichten Kronen der Roßkastanien geheftet, welche den Platz zwischen der Gartenmauer und der altersgrauen Kirche ausfüllten; vielleicht dachte sie an Neukloster, wo eine Reihe ähnlicher Bäume die Nordseite des alten Hauses gegen die schlimmsten Stürme schützte.

Louise war unter die Hausthüre getreten und blickte besorgt nach ihrer Freundin. Es war ein eigenthümlicher Contrast zwischen den beiden jungen Damen, die sich so innig zugethan waren und seit länger als einem Jahre schon alle die manchfachen Sorgen und die kleinen, bescheidenen Genüsse theilten, die ein stilles, arbeitsames Leben mit sich führt. Im Alter beinahe gleich, an Kenntnissen und Bildung nur wenig von einander verschieden (denn auch Louise hatte eine vortreffliche Erziehung genossen), und Beide unübertrefflich an Reinheit der Gesinnung und Güte des Herzens, — wie verschieden erschienen sie dennoch selbst dem Auge des oberflächlichen Beobachters! Gleichwohl war es bloß der große Unterschied in ihrem äußern Loose, was diesen auffallenden Contrast zwischen Beiden hervorrief.

Beide, das ließ sich nicht leugnen, hatten den stillen Ernst, welcher überall die Folge von Sorgen und Kämpfen ist; aber die Sorgen und Kämpfe der jungen Freundinnen hatten nichts mit einander gemein. Während Louise mit einem kargen Loose um die Bedürfnisse des täglichen Lebens rang, während ihr Dasein eine Kette stiller Entbehrungen und verschwiegener Opfer war, die sie dem Glücke ihres Mannes und dem Wohle ihres Kindes brachte, kannte Helene keine materiellen Sorgen, keine Beschränkung ihrer bescheidenen Wünsche, keine Angst um die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse. Aber für jedes Opfer, welches Louise brachte, fand sie einen Lohn in der reinen Freude darüber, daß es ihren Theuersten zum Besten gereiche; für jede Entbehrung, der sie sich unterzog, fand sie einen Ersatz in der frohen Hoffnung, die sie auf die Zukunft ihres Kindes baute. Freuden und Hoffnungen aber kannte Helene nicht, und das Eine große Opfer, welches sie gebracht hatte, trug keine andere Frucht, als daß es Max vielleicht vor dem Unglücke bewahrte, mit sich selbst zu zerfallen; ihm zum Glücke gereichte es jedoch nicht.

Selbst in dem Aeußern der beiden Frauen verrieth sich die verschiedenartige Wirkung ihres beiderseitigen Schicksals. Neben dem ruhigen Ernst in Louisens Zügen sprach sich eine freudige Entschlossenheit, eine heitere Zuversicht aus. Der nachdenkliche Blick ihres sanften, verständigen Auges hatte nichts in sich Gekehrtes; man sah, sie lebte nicht für sich. Sie war da für ihren Gatten, für ihr Kind, ihre Freundin; sie war stets gegenwärtig für Jeden, der in irgend welcher Beziehung zu ihr stand, oder der ihrer auf irgend eine Weise bedurfte. Selbst ihr einfacher, fast ärmlicher Anzug war sorgfältig geordnet; es war ersichtlich, sie wollte ihrem Stande keine Unehre machen; sie wünschte, ihrem Gatten zu gefallen und ihrer ganzen Umgebung Achtung einzuflößen.

Ganz anders erschien Helene. Ueber diese schöne Gestalt, dies liebliche Gesicht und diese einnehmende Haltung hatte ein solcher Ausdruck von Gleichgültigkeit sich verbreitet, daß man nicht unbekümmert Zeuge davon werden konnte. Es war nicht die Gleichgültigkeit des Hochmuths, der Verachtung; sie war bescheiden, nicht zurückstoßend; freundlich, wenn man sich ihr näherte, herzlich, wenn man ihrer zu bedürfen schien. Ihre Gleichgültigkeit, die sich bis auf die achtlose Art, wie sie ihren feinen Anzug trug, erstreckte, war gegen sie selbst, nicht gegen Andere gerichtet, und ein Ergebniß des peinlichen Gefühles, sich selbst für nutzlos, für überflüssig zu halten. Es zeigte sich deutlich in der verschiedenen Weise der beiden Freundinnen, wie wahr es ist, daß ein ideeller Kummer, auf die Dauer genährt, viel verderblicher ist, als die wirklichen Leiden und Anstrengungen eines sorgenvollen Lebens. Louise hatte ihren reichlichen Antheil an Sorge und Schmerz, und dennoch sah sie glücklich aus im Vergleich mit Helene; denn diese hatte zur Zeit, wo sie die bittere Laune der Gräfin Rechteren zu ertragen gezwungen war, weniger angegriffen ausgesehen, als jetzt, wo sie, geschirmt von Frieden und Freundschaft, ungestört der Erinnerung an das Glück und den Schmerz der Vergangenheit leben konnte.

„Liebe Helene,“ sagte Louise, besorgt ihr sich nähernd; „du bist seit einigen Tagen so auffallend still; verbirgst du mir ein Unwohlsein?“

Helene sah sie einen Augenblick an, als hätte sie ihre Frage nicht verstanden; dann aber lächelte sie freundlich, und dies Lächeln veränderte völlig den Charakter ihres Gesichtes, wie man es bisweilen bei Kindern sieht, denen eine unerwartete Freude zu Theil wird: so hell und so plötzlich verbreitete es sich über alle ihre Züge. „Du besorgte Seele!“ erwiderte sie dankbar. „Nein, mir ist nicht unwohl; aber ich thue Unrecht, so da zu sitzen und zu brüten, statt mein Herz

aufrichtig gegen dich auszuschütten, was doch, wie ich aus Erfahrung weiß, das beste Mittel gegen unnütze Träumereien ist."

„Hast du denn einen Grund zum Kummer, den ich nicht kenne?" fragte Louise.

„Nein," versetzte Helene; „und ich sollte eigentlich gar keinen Kummer haben, denn ich habe ja mein Loos nach Pflicht und Gewissen selbst gewählt. Ich habe durchaus kein Recht, unglücklich zu sein."

„Das ist auch ein seltsames Recht, das Recht, unglücklich zu sein," sagte Louise lächelnd; „es ist gut, daß du es nicht in Anspruch nimmst."

„Um so unverzeihlicher, wirst du sagen, findest du es, daß ich mich dennoch von Kummer niederdrücken lasse. Auch will ich dir nicht widersprechen. Seit einigen Tagen aber bin ich ein wenig zu entschuldigen."

„So ist dir doch etwas begegnet; — was war es denn?"

„Du weißt, ich besuchte die arme Frau Reeking, und als ich das Elend in ihrer Hütte sah, ein Elend, welches deine und meine vereinten Anstrengungen und die unverdrossene Hülfeleistung deines guten Mannes nicht zu heben und kaum zu lindern vermochten, da dachte ich, daß Krankheit und Armuth doch ein Unglück seien, vor welchem jedes andere verschwinde. Und während ich so bei der geduldigen Kranken saß, pries sie ihr Schicksal. Ihre Nachbarin, sagte sie, sei noch viel schlimmer daran; die sei auch krank, und ihr Mann sei dem Trunke ergeben und mißhandele sie; sie selbst dagegen habe einen guten Mann, so fleißig, so mäßig und so geduldig gegen sie, obgleich sie schon lange krank sei und ihm und den Kindern zur Last falle. Ich fühlte mich ganz beschämt über die muthige Ergebung der armen Frau, die sie in den Stand setzte, bei ihren großen Leiden noch den Vorzug anzuerkennen, der ihr vor einer andern Unglücklichen blieb, und ich faßte

den Vorsatz, mich keiner weichlichen Trauer hinzugeben, da ich doch so vielfachen Grund habe, dankbar zu sein."

Als sie nachsinnend eine kleine Weile schwieg, bemerkte Louise: „Das kann aber doch unmöglich die Ursache deines jetzigen Trübsinnes sein."

„Gewiß nicht," erwiderte Helene. „Ich dachte eben, wie schwer es uns oft wird, unsere vernünftigsten Vorsätze zu halten, und du wirst mir beistimmen, wenn ich dir weiter erzähle. Als ich Frau Reeking verließ, holperte ein schwer beladener Frachtwagen mir langsam entgegen; hinterdrein fuhr eine Extrapost, eine elegante Reisekalesche. Du weißt, die Straße ist so eng, daß es für zwei Wagen unmöglich ist, einander auszuweichen; dadurch wurde der Postillon gewungen, in dem langsamen Schritte des Frachtfuhrmannes zu fahren und so hatte ich Zeit, den Reisenden, den er fuhr, genau zu erkennen."

„Es war doch nicht .....?" stammelte Louise; sie hatte aber nicht den Muth, ihre Frage zu vollenden.

„Nein — es war sein Vater," sagte Helene leise.

„Er sah mich nicht; er blickte theilnahmlos gerade vor sich hin, als ich, auf einer Thürschwelle stehend, um die Wagen passiren zu lassen, zufällig einen Blick in die Kalesche warf. So konnte ich ihn ungestört betrachten, und unwillkürlich that ich es auch. Er ist gealtert; aus seinem Gesichte ist alle Heiterkeit, aus seinen Augen alle Freundlichkeit gewichen; auf seiner Stirne waren tiefe Furchen und jetzt, im Zustande der Ruhe, sah er so finster aus, wie früher kaum in der heftigsten Aufregung."

„War — war sein Sohn bei ihm?"

„Nein; aber jetzt werden sie wahrscheinlich beisammen sein. Der Baron fuhr in der Richtung nach Goldbeck, und wenn er dort ist, dann ist Max jedenfalls zur Jagd geladen."

„Das vermuthe ich auch; denn Constanze und Ostitz würden ihn gewiß nicht unter ihren Gästen haben, wenn es nicht aus Rücksicht auf seinen Sohn geschähe. — Aber sah er dich gar nicht?"

„Nein. Ich kann dir den Eindruck nicht beschreiben, den sein unerwarteter Anblick auf mich machte. Zuerst war es Furcht, was mich überkam, obgleich ich mir sagte, daß er weder das Recht noch die Macht habe, mich zu kränken; dann ergriff mich ein tiefes Mitleid mit Max. Welcher Art kann seine Existenz sein, wenn die Stimmung seines Vaters so ist, wie sein Aussehen bezeugt? — Und endlich dachte ich an mich selbst; es kam mir wie ein mir zugefügtes Unrecht vor, daß dieser Mann, der einst mein Vater werden sollte, an mir vorüberfuhr, ohne einen Blick, einen Gedanken für mich; daß er und Max mir Tage, vielleicht Wochen lang so nahe sein würden, ohne eine Ahnung von meiner Nähe zu haben. Diese und ähnliche unsinnige Gedanken kreuzten sich in meinem Gehirn, und obgleich ich selbst bald genug die Unvernunft derselben erkannte, konnte ich mich ihrer dennoch nicht entschlagen. Und seit jener Stunde haben Erinnerungen an Neukloster, Erinnerungen an Max und mein Zusammentreffen mit ihm in W . . . gleich zudringlichen Gespenstern mich verfolgt. Was ich auch that, um ihrer los zu werden, es war vergebens."

„Arme Helene! das wird sich geben, wenn das Andenken an diese Begegnung wieder etwas in den Hintergrund tritt. Auch geht in kurzer Zeit das Jagdfest in Goldbeck zu Ende; dann zerstreuen sich die vornehmen Gäste in alle Welt. Wenn du erst wieder die Ueberzeugung fassen kannst, daß der Baron und sein Sohn durch thatsächliche Entfernung eben so sehr von dir getrennt sind, wie durch die obwaltenden Verhältnisse, wenn jede Möglichkeit einer Begegnung zwischen dir und ihnen hinweggeräumt ist, dann wirst du auch bald wieder

die friedliche Stille erlangen, welche durch dieses unangenehme Zusammentreffen dir geraubt worden ist."

„Liebe Louise, hätte ich nur früher mit dir gesprochen!" Sie drückte ihrer Freundin warm die Hand. „Ich wußte es ja, daß du mich in deiner ruhigen, verständigen Weise bald zur Vernunft bringen würdest. Und nun will ich die rückständigen Rechnungen für deinen Mann ausschreiben und die artigsten, zierlichsten Mahnbriefchen dazu. Der Doctor kommt nie dazu, theils, weil er so viel zu thun hat, theils weil er zu weichherzig ist; ich verstehe mich besser darauf."

„Ich muß einräumen, daß das wahr ist," sagte Louise lachend, „obgleich ich nicht begreife, wie Fräulein von Halden zu dieser seltsamen Geschäftskenntniß kommt."

„O, die habe ich mir bei der Gräfin Rechteren erworben. Sie hatte einige säumige Pächter; und ehe die verklagt wurden, mußte ich sie an ihre Pflicht erinnern. Meine Mahnzettel waren der Gräfin aber immer zu höflich; deinem Manne sind sie nie schonend genug."

Kurz vor Mittag trat Louise in Helenens Zimmer, wo diese mit einem großen Rechnungsbuche und einem Haufen Papiere beschäftigt an ihrem Tische saß. „Ach, an wie Viele hast du schon geschrieben!" sagte Louise. „Wenn nur die Hälfte dieser Leute zahlen wollte, so wären wir für manchen Monat geborgen. Aber nun lasse die Arbeit für jetzt ruhen. Hanna kann für heute unser einfaches Essen wohl zu Stande bringen, und Carlchen spielt ganz vergnügt im Garten. Eine bessere Gelegenheit, meinem Manne eine Strecke entgegen zu gehen, finden wir nicht leicht; und du weißt, wir machen ihm ein großes Vergnügen, so oft wir es thun."

„Kennst du den Weg, welchen der Doctor kommen wird?"

„Ja wohl; der Kranke, den er besucht, wohnt in der Gegend von Braunhof, und dahinaus kenne ich die Wege so gut wie in unserm eigenen Garten."

Helene erkannte Louisens freundliche Absicht, sie so viel als möglich zu zerstreuen, und willigte gern ein. Nach wenigen Minuten hatten die beiden Damen das Stadtthor hinter sich und schritten durch die Gartenhecken dem freien Felde zu. Eine Viertelstunde von der Stadt begegnete ihnen Dr. Brand. Er war sehr erfreut darüber, daß die Damen ihn abholten, entschuldigte sich aber, daß er nicht mit ihnen umkehren könne, weil er noch in einer Hütte, die einige hundert Schritte entfernt lag, einen Kranken besuchen müsse.

„Wir werden Sie begleiten und vor dem Häuschen auf Sie warten. Meinst du nicht auch, Louise?“ sagte Helene.

Louise war damit natürlich zufrieden, und nach einigen Schritten war die Hütte erreicht. Die Damen ließen sich auf einer morschen Bank vor der Thüre nieder, während der Doctor eintrat. Er kam aber einige Minuten darauf zu den Damen zurück und fragte: „Louise, solltest du dich wohl im Stande fühlen, mir zu helfen? — Der arme Mensch hat den Arm gebrochen, und es ist Niemand da, ihn zu halten, als seine Frau, der es an der nöthigen Kraft und Entschlossenheit gebricht.“

Augenblicklich waren beide Damen bereit, die erforderliche Hülfe zu leisten; nach einer schweren, halben Stunde war der verletzte Arm gehörig eingerichtet und kunstgerecht verbunden. Der Doctor plauderte noch eine Weile mit seinem dankbaren Patienten, und erfuhr, daß der Mann den Armbruch beim Aufladen eines schweren Baumes bekommen habe, wobei die Winde ausgeglitten sei. Er tröstete den Kranken mit der Hoffnung auf baldige Heilung; Louise versprach, ihm täglich eine gute Suppe zu schicken, und Helene verpflichtete sich zu einer wöchentlichen Unterstützung. Als sie aus der armseligen Wohnung traten, ließen sie zwei frohe, von bittern Sorgen befreite Menschen zurück.

Nachdem sie die Hauptstraße wieder erreicht hatten, sagte der Doctor neckend zu Helene: „Ich möchte wissen, was Sie denken, Fräulein. Sie sehen aus, als hätten Sie irgend ein schweres Problem glücklich gelöst.“

„Gut getroffen, Heinz,“ erwiderte Helene lächelnd mit denselben Worten, die der Doctor oft scherzweise anzuwenden pflegte. „Es kam mir früher zweifelhaft vor, weshalb die meisten Aerzte bei dem schweren Beruf, der ihnen obliegt, und angesichts des manchfachen Elends, von welchem sie täglich Zeuge sein müssen, sich einer größern Heiterkeit zu erfreuen scheinen, als viele andere Geschäftsmänner, die dem Anscheine nach ein weit leichteres Leben führen. Jetzt kann ich mir das Phänomen erklären. Bei den vielen Leiden, die sie vor Augen haben, finden sie es einerseits leicht, mit ihrem eigenen Loose zufrieden zu sein; und anderseits wird keinem Menschen so häufig die große Freude zu helfen zu Theil, wie einem guten Arzt.“

„Daß diese Ursachen zur Zufriedenheit für mich und meine Brüder in Aeskulap wirklich vorhanden sind, kann keinem Zweifel unterliegen,“ sagte Brand, gravitätisch an der Seite der beiden Damen einherschreitend. Er ging aber etwas zu nahe an den Stämmen einer Reihe alter Buchen vorbei, und mußte sich, der tief niederhängenden Aeste wegen, von Zeit zu Zeit bücken, was seiner Würde bedeutenden Eintrag that. „Aber,“ fuhr er fort, „sind wir denn wirklich so heiter, wie Sie glauben?“

„Du freilich nicht,“ versetzte seine Frau lachend. „Du bist sehr tiefsinnig, Franz.“

Er wollte strafend auf die lachende Louise blicken; darüber vergaß er die Buchenzweige, und einer derselben nahm ihm in derber Weise den Hut ab. Seine Begleiterinnen lachten; er selbst erzürnte sich nun wirklich, und behauptete, seine Frau sei Schuld, daß der Hut ihm entfallen, und so näherten sie

sich scherzend und streitend der Stadt. Louise pries im Stillen ihren Einfall, Helene zu diesem Spaziergange beredet zu haben.

Noch in ziemlicher Entfernung vom Thore sahen sie einen Reiter in rother Kleidung in vollem Galopp dahersprengen. „Seht den seltsam gekleideten Herrn!“ bemerkte Louise. „Was mag das zu bedeuten haben?“

„Läge Goldbeck nicht jenseits der Stadt,“ meinte Brand, „so würde ich sagen, es sei einer der Herren vom Schlosse; aber der Mann kann sich doch nicht von der Jagdgesellschaft bis über die Stadt hinaus verirrt haben. — Und doch — je näher er kommt, um so wahrscheinlicher scheint es mir, daß er zu Herrn von Ostitz' Gästen gehört — beinahe möchte ich glauben, er reite auf uns zu.“

„Es wird doch kein Unglück geschehen sein?“ sagte Helene erschreckend.

„Möglich genug,“ versetzte der Doctor. „Bei diesen rasenden Rennen ist es mir jedes Mal wie ein Wunder erschienen, wenn die Sache ohne gebrochene Hälse ablief.“

Inzwischen war der Fremde dem Doctor nahe genug gekommen, um sich ihm verständlich zu machen. Er brachte sein Pferd in eine ruhigere Gangart und sagte flüchtig grüßend: „Ich suche den Doctor Brand, mein Herr; er soll hier in der Nähe sein. Könnten Sie mir vielleicht Auskunft über ihn geben?“

„Gewiß,“ versetzte der Doctor, den Hut lüftend; „ich bin selbst der Doctor Brand.“

„Ach, Herr Doctor!“ rief der Fremde eilig, „so folgen sie mir schnell. Es ist ein großes Unglück geschehen, und wir bedürfen augenblicklich Ihres Beistandes.“

„Ein Sturz mit dem Pferde?“ fragte Brand.

„Und zwar auf ganz hartem Boden.“

„Wo liegt der Verunglückte?“

„Auf der Kreuzfelder Haide, im großen Zuschlag.“

„Hm — das ist eine halbe Stunde jenseits der Stadt. Indeß will ich eilen, so sehr ich kann; zum Glück habe ich Verbandzeug bei mir. Haben Sie die Güte, an meinem Hause vorbeizureiten, um sich Linnen zu einem vorläufigen Verbande geben zu lassen.“ Nach einem flüchtigen Gruße fing er an, so rasch zu gehen, daß er die Damen bald weit hinter sich zurückgelassen hatte.

„Komm Helene,“ sagte Louise; „wir müssen eilen, damit der Herr nicht auf das Leinenzeug zu warten braucht.“

Helene war todtenblaß; eine unsägliche Angst preßte ihr Herz zusammen, und sie hätte viel darum gegeben, ihre unbestimmten Befürchtungen gegen einige Gewißheit über das Geschehene zu vertauschen; aber sie hatte noch keine Frage über ihre Lippen bringen können. Jetzt faßte sie allen ihren Muth zusammen, näherte sich dem auf die Stadt zureitenden Fremden und fragte hastig: „Können Sie mir den Namen des Verunglückten sagen, mein Herr?“

Der Fremde blickte sie erstaunt an. Er war es eben so sehr über die Haltung und Erscheinung der Dame, die, wie er erst jetzt bemerkte, in die beste Gesellschaft zu passen schien, als über ihre Frage, und etwas verwirrt antwortete er mit der Gegenfrage: „Haben Sie Bekannte in Goldbeck?“

„Ja — ich bin sehr befreundet mit Frau von Ostitz — — ist — ist ihr Gemahl —?“

„Seien Sie unbesorgt, er ist unverletzt,“ erwiderte der Herr, mehr und mehr über die Gemüthsbewegung der schönen Fremden erstaunt. „Der Unfall hat einen alten Herrn getroffen, um den, glaube ich, Niemand unmäßig trauern wird.“

Helene war jetzt von ihrer Sorge um Max befreit. Wie sie erleichtert aufathmete, strömte ihr das Blut aus dem krampfhaft klopfenden Herzen in die Wangen zurück, und der

Fremde dachte unwillkürlich: „Mein Gott, sie ist ja wunderschön.“ Aber im nächsten Augenblicke war sie wieder todtenbleich; ihre Befürchtungen hatten eine andere Gestalt angenommen. Sie fragte zitternd: „Der Name des alten Herrn?“

„Es ist der Baron Bruchland von Raudten,“ antwortete der Fremde.

Ein leiser Schreckensruf sagte ihm, daß er einen hier bekannten Namen genannt hatte. Helene hatte ihn unwillkürlich ausgestoßen; sie preßte, mit einer Anwandlung von Ohnmacht kämpfend, ihre Hände schweigend gegen die Schläfe. Louise suchte sie mit beruhigenden Worten zu trösten.

„Verzeihen Sie mir, mein Fräulein,“ bat der Fremde erschrocken. „Ich hatte keine Ahnung davon, in Ihnen eine Verwandte des Freiherrn anzutreffen.“

Helene hatte sich wieder völlig gefaßt. „Der Herr Baron war mein Pflegevater, und ich habe eine glückliche Kindheit in seinem Hause verlebt. — Aber lassen sie uns jetzt in die Stadt eilen, damit meine Freundin Ihnen das Nöthige für den Verwundeten geben kann.“

Sie eilten alle drei schweigend vorwärts, und so sehr sie sich anstrengten, schien es Helenen, als ob der Weg kein Ende nehmen wolle. Endlich hielt der Fremde am Gartenthore. Louise eilte in’s Haus, um Leinwand zu holen. Jetzt fragte Helene: „Ist auch der Sohn des Barons von Bruchland in Goldbeck?“

„Nein,“ war die Antwort. „Er befindet sich noch auf Reisen; man weiß nicht, wo er ist.“

Louise kam zurück. Helene sagte noch: „Wenn Sie den Doctor erreichen, so überlassen Sie ihm ihr Pferd; er reitet gut.“

Der Fremde versprach, ihren Rath zu befolgen, und war im nächsten Augenblick den Damen aus dem Gesicht.

Erst jetzt machten der Schrecken und der Schmerz, deren Wirkungen sie bisher standhaft unterdrückt hatte, ihre Rechte

auf Helene geltend. Sie fiel Louisen weinend um den Hals, und klagte um den alten Mann, der nun vielleicht bald unter großen Qualen sterben müsse, und der seine letzten Lebensjahre so einsam und freudlos hingeschleppt habe. Dann weinte sie um Max, daß er des Trostes entbehren müsse, die letzten Augenblicke seines Vaters zu erleichtern, und endlich klagte sie sich selbst an, daß sie so manchen bittern Gedanken gegen den unglücklichen, alten Mann in ihrem Herzen gehegt habe. Die Fehler und die Härte des Verwundeten waren vergessen; Helene erinnerte sich nur der Wohlthaten, die sie in ihrer Kindheit von ihm empfangen hatte. Nur einen Wunsch hatte sie in diesem Augenblicke, aber sie wagte nicht, ihm Worte zu geben: — den glühenden Wunsch, den Verunglückten sehen, pflegen zu dürfen, und vielleicht vor seinem Tode noch ein gütiges, verzeihendes Wort von seinen Lippen zu erhalten.

Mehr als eine Stunde brachten die Frauen in qualvoller Spannung zu. Endlich vernahmen sie einen eilenden Hufschlag, und eilten angsterfüllt an das Gartenthor. Da hielt Ostitz auf schaumbedecktem Pferde; er schien eben so erschöpft zu sein, wie sein Thier, und hatte kaum Athem zum Sprechen. „Frau Doctor," sagte er, „ich komme als Abgesandter Ihres Herrn Gemahls. Sie haben gehört, daß Herr von Bruchland so unglücklich mit dem Pferde gestürzt ist und schwere Verletzungen davongetragen hat. Er hat eine Kopfwunde, die jedoch nicht von großer Bedeutung zu sein scheint. Aber mehrere Rippen sind eingedrückt, und der Doctor hält die Lunge für verletzt; außerdem hat der unglückliche, alte Mann einen Arm gebrochen."

„Das ist entsetzlich," stammelte Helene, und hielt sich, um nicht umzusinken, an dem eisernen Thorflügel.

„Er scheint auch sehr zu leiden, so daß der Doctor fürchtet, er werde den weiten Transport von dem Orte, wo er liegt, bis nach Goldbeck nicht ertragen können. Deshalb bin

ich abgesandt worden, um Sie, Frau Doctor, zu fragen, ob Sie nicht dem Verwundeten — dem Sterbenden —" Die Stimme versagte dem gutmüthigen, jungen Manne.

Louise verstand ihn, bevor er ausgeredet hatte. „Ob ich ihm nicht ein Zimmer einräumen kann, wollen Sie sagen, Herr von Ostitz? — Ich will es von Herzen gern thun, wenn meine gute Helene sich für die Zeit mit dem Alkoven neben der Studirstube behelfen will."

„Gewiß, gewiß," flüsterte Helene. „O, ich danke dir, daß du ihn so bereitwillig aufnehmen willst."

„So wird man ihn so bald als möglich hierher bringen," sagte Ostitz. „Wir haben eine Bahre von Baumzweigen und Wagenkissen gemacht; der Transport wird ihm große Schmerzen verursachen," fügte er, schon im Wegreiten, hinzu.

Helene und Louise eilten in das Zimmer, welches Erstere bis jetzt bewohnt hatte. Die Nothwendigkeit, die bestmöglichen Vorbereitungen für die Aufnahme des Kranken zu treffen, machte ihnen diese Stunde etwas erträglicher als die vorhergehende, welche sie in unthätiger Spannung zugebracht hatten.

XVII.

Auch dieser verhängnißvolle Tag neigte sich seinem Ende entgegen; und seine letzte Stunde zog so friedlich über die Erde hin, als habe er auf seiner Höhe nicht das erschütternde Ereigniß gesehen, welches dem Leben eines kräftigen Mannes so unerwartet und gewaltsam ein Ziel setzte. Ein rosiger Schein färbte den Abendhimmel und küßte die Millionen Blüthen des purpurnen Haidekrauts, so daß die braune Fläche in einer sanften Glut zu wallen schien. Ueber den staubigen Wachholder zogen die spielenden Strahlen ein glänzendes Netz; sie zitterten in dem flüsternden Laube der Birken und

vergoldeten selbst die öde Stätte, wo das Unglück geschehen war. Sie zogen über den zerstampften Boden hin, schlüpften über den zertretenen Wall und warfen ihre langen, schimmernden Fäden über die verlassene Straße, über welche der traurige Zug geschwankt war. Durch das düstere Stadtthor, an der verwitterten Kirche vorbei, gelangten sie in den stillen Garten; und vorsichtig das Rebenlaub an einem halb verhangenen Fenster theilend, stahlen sie sich in ihrer geräuschlosen Weise in das Krankenzimmer ein und trugen eine Ahnung von der ruhigen Schönheit des Himmels selbst auf das Schmerzenslager des Verwundeten.

Er regte sich und stöhnte bang, denn jeder Athemzug war ein Schmerz für die zerschmetterte Brust, jeder Pulsschlag wurde zu einer Qual für den fiebernden Kopf. Ueber ihm erschien das Gesicht seiner Wärterin, der sanften Louise; sie reichte ihm zu trinken und flüsterte, Thränen in den Augen, milde, mitleidige Worte.

Er starrte sie fragend an und versuchte zu sprechen; aber es kam kein Laut hervor. Die Angst in seinen fieberglänzenden Augen schien zu wachsen mit jedem der beklemmten Athemzüge; seine Blicke richteten sich forschend in jeden Winkel des Zimmers. Louise glaubte zu verstehen, daß der Unglückliche zu wissen wünsche, wo er sich befinde; sie sagte deshalb leise: „Sie sind im Hause Ihres Arztes, Herr Baron, des Doctors Brand in Derscheid.“

Es drückte sich etwas wie Befriedigung in den Zügen des Kranken aus; mühsam brachte er jetzt die Worte hervor: „Und sie?“

„Ich bin die Frau Ihres Arztes, Herr Baron,“ versetzte Louise, ihn mißverstehend; „ich werde mich mit meinem Manne in Ihre Pflege theilen.“

„Nein — — Helene —“ stöhnte der Kranke. Jetzt glaubte Louise endlich den eigentlichen Grund seiner Unruhe

zu fassen. „Sie hat seit länger als einem Jahre bei uns gewohnt,“ erwiderte sie vorsichtig; „sie ist so still und bescheiden, daß ihre Anwesenheit Niemanden stört; wenn Sie nicht zufällig von ihrer Gegenwart unterrichtet wären, würden Sie sie gewiß nicht hier im Hause vermuthen.“

Der Kranke seufzte; er war noch nicht verstanden worden, hatte aber keine Kraft mehr zum Sprechen. Nach einer langen Pause stammelte er: „Brief — an Max.“

„Es ist an Ihren Herrn Sohn geschrieben worden; Herr von Ostitz hat das übernommen, und mein Mann hat einige Zeilen beigefügt.“

Wieder kam ein vorübergehender Zug von Heiterkeit in das Gesicht des Kranken, und nach einer kleinen Weile schlummerte er ein. Es war ein schwerer, unerquicklicher Schlaf, aus dem der Leidende zu wilden Phantasieen aufwachte. Louise ängstigte sich wegen der kommenden Nacht und winkte ihren Mann herbei, der im Garten auf und nieder ging.

Sie traf im Vorzimmer mit ihm zusammen. „Ich fürchte, er stirbt diese Nacht noch,“ flüsterte sie beklommen; „und er scheint noch manches auf dem Herzen zu haben.“

„Er wird wohl nicht wieder von seinem Bette aufstehen,“ sagte der Doctor leise. „Aber so schnell wird es nicht mit ihm gehen, wenn nicht eine Lungenlähmung eintritt. Dazu aber hat es noch nicht den Anschein. Indeß wünsche ich doch, daß sein Sohn bald kommen möge.“

„Ich auch; von Herzen verlange ich danach. — Wo ist Helene?“

„Sie hat Karlchen schlafen gelegt und sitzt noch bei ihm.“

„Willst du einen Augenblick hier bleiben? Nur eine Minute möchte ich sie sehen.“

Brand ging in das Krankenzimmer; Louise suchte ihre Freundin auf.

Die arme Helene saß blaß und verweint am Bette des kleinen Schläfers, dessen kindliche Harmlosigkeit noch nicht von der Angst und Spannung berührt wurde, unter der seine ganze Umgebung litt. Er hatte das defecte Bein seines Hampelmannes mit einem Band umwunden („wie Papa es mit dem Arm des fremden, kranken Herrn gemacht hat," sagte er dabei) und hatte dann die Holzpuppe auf ein Bett von alten Zeitungsblättern gelegt. Auf dieser Puppe ruhten Helenens Augen, und sie dachte, wie sie am heutigen Morgen selbst mit einer Harmlosigkeit, die ihr jetzt fast unglaublich erschien, dem Doctor bei einer Operation beigestanden hatte, und wie sie damals, obwohl sie den armen Verletzten herzlich bemitleidete, dennoch ruhig und zufrieden geblieben war, wie Karlchen bei den eingebildeten Schmerzen seiner Puppe. Diese Ruhe kam ihr jetzt herzlos vor, und sie machte sich Vorwürfe wegen ihrer Selbstsucht. Weiter dachte sie über den seltsamen Contrast nach, daß sie dem fremden, armen Manne hatte zu Hülfe kommen dürfen, und daß sie von der Pflege eines Kranken ausgeschlossen sein mußte, dessen Leben sie gern mit ihrem eigenen erkauft hätte. Mit eben so schmerzlichen Gefühlen dachte sie an Max, an den Schmerz, der ihm bevorstand, an die traurige Reise zum Sterbebette seines Vaters; und erdrückend fiel ihr der Gedanke auf's Herz, wie unhaltbar ihre Stellung hier im Hause bei seinem Eintritte in dasselbe werde. „O, es ist wahr," flüsterte sie, „ein armes Mädchen, das keine Eltern hat, hat nirgends — nirgends eine Heimath!"

„Helene," fragte Louise, die unbemerkt zu ihr getreten war, tief bekümmert, „fühlst du das unter unserm Dache?"

Helene theilte ihr aufrichtig den trüben Gedankengang mit, der ihre Klage hervorgerufen hatte, und Louise ging in alle ihre Gefühle ein, doch nicht, ohne einen Trost für sie zu finden. „Du hast Recht; hier bleiben kannst du nicht, wenn der junge Bruchland kommen sollte," sagte sie. „Mit deiner

tiefen Trauer passest du auch nicht in Constanzens glänzendes Haus. Aber du gehst zu meiner Mutter; sie wird dich lieben und pflegen, wie sie mir es thut, wenn ich sie besuche."

„Du hast immer eine Auskunft, immer Hülfe und Rath," erwiderte Helene mit dankbarer Rührung. „Wenn ich deiner guten Mutter morgen früh einen Boten sende mit der Anfrage, ob sie mich aufnehmen kann, werde ich gegen Abend ihre Antwort erhalten, und übermorgen könnte ich vielleicht von hier abreisen."

„Wenn es dich dazu drängt, ja; aber nöthig ist es nicht," meinte Louise. „Es werden wenigstens noch vier Tage vergehen, ehe der junge Bruchland hier eintrifft; und wenn du am Morgen vor seiner möglichen Ankunft abreisest, so ist es immer noch früh genug. Es wäre mir sehr beruhigend, wenn ich in diesen sorgenvollen Tagen dich so lange als möglich in meiner Nähe behalten könnte."

„Gute Louise! Welch ein Trost du mir bist, das vermag ich nicht auszusprechen! Auch möchte ich so lange als möglich in der Nähe des Kranken bleiben; denn wenn ich nicht mehr hier bin und im Gesichte deines Mannes lesen kann, wie es um ihn steht, wird mir die Angst um ihn noch peinlicher werden, als sie schon jetzt ist."

„Nun muß ich meinen Mann wieder ablösen," sagte Louise, ihrer Freundin die Hand reichend und einen Kuß auf die Stirne ihres schlafenden Kindes drückend. „Und du, Helene, wie bringst du den Abend zu?"

„Ich werde deiner Mutter schreiben und mich ihr auf Donnerstag ankündigen; dann wird der Doctor mir sagen, wie ich das für Constanze bestimmte Bulletin, welches ihr Reitknecht um zehn Uhr heute Abend abholen soll, abzufassen habe; und endlich," fügte sie tief aufathmend bei, „habe ich die Verbände zurechtzuschneiden, die der Baron morgen bedarf."

„Es ist mir lieb, wenn ich dich beschäftigt weiß; und nun leb' wohl für ein paar Stunden. Brand will heute die Nachtwache übernehmen; bis er sie antritt, wird er bei dir bleiben."

Es war eine schwere Wache, der sich der junge Arzt unterzogen hatte. Die Nacht war schrecklich für den Kranken; die körperlichen und geistigen Qualen, welche derselbe erduldete, waren über alle Beschreibung groß. Die Zerrüttung seiner Vernunft verrieth sich in den wirren, unzusammenhängenden Worten, die er unaufhörlich ausstieß, obgleich jeder Ton, den er hervorbrachte, mit vermehrten Schmerzen für ihn verbunden war. Aber so wild und unverständlich seine Reden auch klangen, Ein Gedanke schien sich durch alles hinzuziehen, was den verdunkelten Geist beschäftigte: mit all' den abenteuerlichen Bildern, die vor seinem innern Blick auftauchten, verbanden sich die Gestalten seines Sohnes und Helenens. Ihre Namen kamen über seine Lippen fast in jedem Satze, den er sprach, in den wechselndsten Tönen, bald zärtlich, bald heftig, jetzt zürnend und jetzt flehend. Das vom Fiebersturm aufgewühlte Herz mühte sich ab, die Gegenwart von der Vergangenheit zu trennen; aber die Gedanken und Gefühle beider flossen gegen den Willen des Kranken unaufhörlich in einander.

Der anbrechende Morgen brachte zuerst tiefe Erschöpfung und dann Schlaf. Als der Baron aus diesem erwachte, war es völlig Tag, und Louise saß hütend an seinem Lager. Er blickte mit Bewußtsein um sich und bat sie mit kaum verständlichen, jedoch ganz zusammenhängenden Worten, ihm zu erklären, was mit ihm vorgegangen sei, und wo er sich befinde; denn die Auskunft, die er am vergangenen Abende durch sie erhalten hatte, war seinem geschwächten Gedächtnisse wieder entschlüpft.

Sie beantwortete seine Fragen so vorsichtig und schonend wie möglich, und er schien befriedigt und ganz einverstanden mit den Maßregeln, welche, wie sie ihm mittheilte, getroffen

seien, um seinen Sohn von seinem Unfalle zu benachrichtigen. Doch glaubte seine aufmerksame Wärterin, er habe den Wunsch, sie noch mehreres zu fragen, ohne gleichwohl zu einem Entschlusse kommen zu können; und nicht mit Unrecht vermuthete sie, daß diese Fragen sich auf Helene beziehen möchten.

Den ganzen Tag hindurch war der Verwundete völlig bei Besinnung, ziemlich ruhig trotz der großen Leiden, die von seinem Zustande unzertrennlich waren, und sichtlich in nachdenklicher Stimmung. Gegen Abend wurde er ängstlich und fragte den Doctor, der allein bei ihm war, ob das Fieber im Anzuge sei.

„Leider," erwiderte Brand; „ich fürchte, Sie werden keine ruhige Nacht haben."

„Das heißt, ich werde phantasiren, wie gestern. — Mein Zustand ist gefährlich, ich erkenne es wohl; sagen Sie mir, Doctor, habe ich noch viele Tage zu leben, oder geht es rasch mit mir zu Ende?"

„Ihr Zustand ist nicht hoffnungslos, Herr Baron; aber bei den schweren Verletzungen, die Sie erlitten haben, kann Niemand dafür einstehen, daß nicht gefährliche Zufälle eintreten."

„Ich verstehe," sagte der Kranke mit großer Ruhe, und lag dann eine Weile ganz still, augenscheinlich mit wichtigen Angelegenheiten beschäftigt. Plötzlich sagte er in lautem, entschlossenem Tone: „Ich glaubte, Helene wäre hier im Hause."

Brand faßte ihn prüfend in's Auge und versetzte dann langsam: „Ihre Vermuthung ist richtig, Herr Baron; das Fräulein wohnt bei uns."

„So bitten Sie Helene, sogleich zu mir zu kommen," sagte der Kranke mit beschleunigtem Athem.

„Nicht jetzt, Herr Baron; es ist nicht gut für Sie, gegen Abend Besuche zu empfangen. Ich verspreche Ihnen aber, daß Sie das Fräulein morgen früh sehen sollen."

„Nein, nein; ich bitte, rufen Sie sie jetzt! — Wer kann wissen, ob ich morgen noch lebe, und wenn ich lebe, ob ich Herr meiner Vernunft bin — Ich muß sie sehen, ich muß sie sprechen; wenn ich stürbe, ohne sie oder meinen Sohn gesehen zu haben, es wäre ein Unglück für sie — und für mich die schwerste Pflichtverletzung."

Es währte lange, ehe er dieses alles herausgebracht hatte; einerseits Schmerz und Beklemmung und anderseits ein inneres Widerstreben, sich vor einem Fremden so deutlich auszusprechen, brachten seine Worte oft in's Stocken und machten sie beinahe unverständlich. Seine Aufregung wuchs aber mit jeder Secunde, und Brand sah ein, daß es mindestens eben so gefährlich sein würde, ihm seinen Wunsch zu versagen, als ihm denselben zu gewähren. Er rief also seine Frau in das Vorzimmer und flüsterte ihr zu: „Herr von Bruchland besteht darauf, Helene zu sprechen; er ist in einer solchen Aufregung, daß ich einen Blutsturz befürchte, wenn ihm sein Verlangen nicht gewährt wird. Sage ihr das und bitte sie, zu kommen, und, was auch vorfallen möge, sich vor dem Kranken den möglichsten Anschein von Ruhe zu geben."

Louise theilte Helenen unverzüglich diese Aufforderung mit. Sie wurde blaß wie der Tod, selbst aus den kalten Lippen trat das Blut zurück; aber sie stand augenblicklich mit ruhiger Entschlossenheit auf und sagte: „Gewiß, ich will zu ihm gehen und so ruhig sein als möglich. Wenn er einen Wunsch ausspricht, werde ich ihn erfüllen; Max würde auch nicht das Herz haben, etwas Anderes zu thun am Bette seines sterbenden Vaters." Es schwebte ihr dunkel vor, er werde das Versprechen von ihr verlangen, auch nach seinem Tode seinem Sohne ihre Hand zu versagen; sie hatte so große Härte von ihm erfahren, daß sie nicht hoffen konnte, Schmerz und Fieber hätten ihn sanfter gegen sie gestimmt.

Als sie leise an sein Bett trat und der Doctor, sich in das Vorzimmer begebend, sagte: „Hier ist das Fräulein," — zitterte sie doch. Der Kranke versuchte, sich aufzurichten; es war unmöglich, und so erhob er nur die unverletzte Hand und reichte sie dem blassen Mädchen.

Sie erkannte sogleich, daß er wenigstens keine feindseligen Gesinnungen mehr gegen sie hegte, und diese Ueberzeug klang in dem Tone, mit welchem sie leise sprach: „O, Herr Baron, wie sehr bekümmert sind wir Alle über das Unglück, das sie betroffen hat."

„Bist du bekümmert, Helene?" fragte er; „trauerst du um mich?"

„Gott weiß es," flüsterte sie.

„Armes Kind, du bist auch blaß. — Setze dich zu mir, wir wollen plaudern wie in vergangenen Zeiten."

Helene ließ sich schweigend an seinem Lager nieder, und um ihm ihre nassen Augen zu verbergen, bückte sie sich auf seine Hand. Es fiel eine Thräne darauf.

„Du brauchst mir deine Thränen nicht zu verbergen, Kind," sagte leise der Kranke; „es thut mir wohl, zu sehen, daß du um mich weinst. Ich werde weniger einsam sterben, als ich gelebt habe."

„Ach — hegen Sie denn so gar keine Hoffnung mehr?" fragte Helene bang. „Ich habe auch sehr um Sie gezagt — aber jetzt — da ich Sie sehe — Sie sprechen höre, ist es mir, als müßten Sie wieder genesen."

Der Verwundete schüttelte den Kopf und erwiderte fest: „Gib dich keinen trügerischen Hoffnungen hin, Lenchen; mit mir ist es vorbei. — Weißt du, daß man an Max geschrieben hat?"

„Ich weiß es."

„Willst du mir einen Gefallen thun?"

„Jeden."

„Das dachte ich. — Wenn er zu spät kommen sollte — wenn ich sterbe, bevor er hier ist — dann mußt du ihm meinen letzten Gruß überbringen. Von deinen Lippen muß er seines Vaters letzten Willen vernehmen; um so lieber wird er ihn befolgen.“

„Ich werde ihm jedes Wort getreulich überbringen; gewiß — er soll keine Silbe verlieren von dem, was Sie ihm sagen möchten.“

„Ich danke dir, Lenchen. — Aber mein Kopf schmerzt mich so sehr, und die Brust ist mir so heiß — gib mir von dem kühlenden Trank.“

Sie erfüllte sein Verlangen und erneuerte auch die kalten Umschläge auf seiner Stirne. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, hob er wieder an: „Ich bin sehr hart gegen dich gewesen, Kind, und du erzeigst mir Gutes; das gibt mir die Hoffnung, daß auch Max vergessen wird, wie hart und ungerecht ich ihn behandelt habe, und daß er, wenn ich todt bin, seines Vaters mit kindlicher Liebe gedenken wird. — Sage ihm das, Lenchen.“

Helene war so ergriffen, daß sie nur durch ein stummes Zeichen zu antworten vermochte.

Der Kranke fuhr fort, mühsam und häufig von Schmerzen und Schwäche unterbrochen, aber doch ganz zusammenhängend und seine Worte mit ausdrucksvollen Mienen begleitend: „Deine Jugend habe ich verkümmert; ich will nicht sagen: vergib mir das; denn ich sehe, du hegst keinen Groll, sondern die alte, treue Anhänglichkeit. Die Mutter droben will ich von dir grüßen; grüße du Max von mir und sage ihm, mein letztes Glück sei dein Anblick gewesen, mein letzter Wunsch, daß er dich zum Altare führe, wenn die Trauerzeit um seinen Vater verflossen ist.“

Helene war an dem Bette auf die Kniee gesunken und weinte sehr, suchte aber ihre Bewegung so viel als möglich zu

beherrschen aus Schonung für den Kranken; er legte die Hand auf ihre Locken und sprach weiter: „Mein armer Junge wird auch sehr traurig sein; tröstet euch gegenseitig. Es ist gut für uns Alle, was geschehen ist. Ohne diese harte Züchtigung wäre ich vielleicht nie zur Erkenntniß meines Unrechts gekommen.“

„O, lieber, lieber Vater,“ bat Helene, „sprechen Sie nicht so Hartes gegen sich selbst.“

„So nahe dem Grabe, mein Kind, gilt nur die Wahrheit. Ohne die Qualen und das Nachdenken des heutigen Tages hätte ich vielleicht mein Herz verhärtet gegen meine bessere Einsicht, obgleich sie schon am Abende vor meinem Unfalle in mir aufzudämmern begann.“

Helene blickte ihn fragend an, sprach jedoch nicht, weil sie ihn in jeder Weise zu schonen wünschte; er fuhr aber unaufgefordert fort: „Am Abende vor dieser verhängnißvollen Jagd hatte ich ein Gespräch mit deiner Freundin — Frau von Ostitz; es erschütterte alle meine frühern Ansichten über die Klugheit und Rechtlichkeit meiner Handlungsweise gegen dich und Max. Der Erinnerung an dieses Gespräch verdanke ich die Ueberzeugung, daß ich, wenn ich heute auf die Erfüllung euerer Wünsche eingehe, nicht bloß liebevoll sondern auch vernünftig handele. Wer kann sagen, ob ich ohne diese Erinnerung nicht in meinen Entschlüssen geschwankt und die mir noch gewährte Zeit unbenutzt gelassen hätte? — Dann hättet ihr des väterlichen Segens entbehrt, und ich — hätte meine letzte Pflicht verabsäumt.“

„Jetzt aber, bester Vater,“ sagte Helene flehend, „dürfen Sie nicht weiter sprechen. Ihre Hände glühen, und Ihr Athem ist beklommener als vorher.“

„Nur Eines noch: versprich mir, wenn Max zu spät kommt, daß du mir die Augen zudrücken willst. Und nun schicke nach dem Priester.“

Helene leistete feierlich das geforderte Versprechen, und der Kranke schlief fast augenblicklich ein. Er verdankte aber nur seiner großen Erschöpfung diesen Schlummer, der von kurzer Dauer war. Beim Erwachen traten die heftigen Fiebererscheinungen der vorigen Nacht wieder ein und hielten bis zum folgenden Mittage an. Mit rückkehrender Vernunft schien eine leichte Besserung seines Zustandes zu einigen Hoffnungen zu berechtigen. Sie waren aber trügerisch; nur behielt der Kranke die Zeit, sich mit Gott zu versöhnen. Gegen Abend trat ein heftiger Krampfanfall ein, dem Lähmung und Besinnungslosigkeit folgten. Von jetzt an erlangte der Verwundete sein Bewußtsein nicht wieder, und als der nächste Morgen zu grauen begann, hauchte er den letzten Seufzer aus.

„O, daß Max zu spät kommen muß!" flüsterte Helene, in den Armen ihrer Freundin weinend. „Aber wie danke ich dem Himmel, weil er es gefügt hat, daß wenigstens ich in seinen letzten Augenblicken bei ihm war. Das wird ein Trost für den armen Max sein, sein ganzes Leben lang."

Der Doctor legte sanft die Hände auf der Brust des Todten zurecht und schob dann die Vorhänge des Fensters zurück. „Die Sonne geht auf," sagte er, „wieder ein neuer, schöner Tag! — Und seine letzten Augenblicke waren so, daß wir uns sagen dürfen: ihm brach droben ein noch schönerer an."

XVIII.

Es beunruhigt uns oft, daß wir unwissend in Betreff der Zukunft sind, und wir hegen den Wahn, daß wir klüger und besser handeln würden, wären die Folgen unseres Thuns und Lassens uns nicht unbekannt. Aber wie wenig wissen wir nicht selten von dem gegenwärtigen Augenblick! Selbst der kleine Theil seiner Geschichte, der mit unserm eigenen Loose

in der allergenauesten Verbindung steht, ist uns oft eben so tief verhüllt, wie die Begebenheiten, die nach Verlauf eines ganzen Jahrhunderts auf der Oberfläche unseres Planeten vor sich gehen werden; in dieser Unwissenheit freuen wir uns, in dem Momente, wo uns das größte Unglück trifft, und wir weinen zur Stunde, wo unser Glück sich vollendet.

Der junge Bruchland befand sich in München und hatte sich vorgenommen, in Kurzem nach seiner Heimath zurückzukehren. Er hatte so lange gereist, so vieles gesehen, so mancherlei erfahren, daß der stete Wechsel des herumschweifenden Lebens ihm zur Last wurde und er anfing, sich nach einem festen Wohnorte und nach der Ruhe der Alltäglichkeit zu sehnen. Zwar besaß die Heimath nichts, was ihm anziehender gewesen wäre, als die fremdeste Ferne; er konnte keinen Wunsch nach einem Zusammenleben mit seinem Vater hegen und sich kein Glück von der Zukunft versprechen. Aber das dem Menschen innewohnende, eigenthümliche Verlangen nach einem festen, sichern Heimwesen regte sich in ihm. Wer kennt nicht dieses mächtige Gefühl, das sich unter so verschiedenen Gestalten äußert? — Bei dem Einen heißt es Verlangen nach einer bestimmten Beschäftigung; ein Anderer nennt es Sehnsucht nach der Scholle, wo er geboren; ein Dritter den Wunsch, einen eigenen Heerd zu bauen, und wieder ein Anderer spricht von dem Drange, selbstständig zu werden. Bruchland, der kein Glück wußte, auf welches er hätte hoffen können, dessen Freiheit — bis auf einen Punkt — unbeschränkt war, der nach keinem Beruf zu streben, der keine Sorgen zu überwinden hatte, sagte sich, er sehne sich unsäglich danach, in ruhiger Stille dem Andenken an seine Mutter und Helene zu leben; eine andere Hoffnung bleibe ihm nicht, und ein anderes Glück fordere er nicht.

Er hatte seit seiner stürmischen Abreise von Raudten in einem, zwar nicht sehr eifrigen, aber doch ununterbrochenen

Briefwechsel mit seinem Vater gestanden. Mit dem festen Entschlusse, alle Pflichten eines Sohnes zu erfüllen, so lange sein Vater selbst es ihm nicht unmöglich mache, gab er von Zeit zu Zeit treulich und offenherzig von seinem Leben und Treiben Bericht. Er schrieb ehrerbietig und, was Aeußerlichkeiten betraf, selbst ausführlich; sein Vater antwortete ihm kalt und kurz. Helenens wurde nie wieder zwischen ihnen gedacht, und Beide berührten weder die Vergangenheit noch die Zukunft jemals mit einem Worte. Max hatte die Hoffnung aufgegeben, seines Vaters harten Sinn zu beugen, und eben so sehr verzweifelte er daran, Helene zu einer Sinnesänderung zu bewegen. Der Baron dagegen hoffte, daß die Zukunft ihm zu Hülfe kommen und seines Sohnes Leidenschaft für seine ehemalige Verlobte dämpfen werde; er verhielt sich schweigend, um die wohlthätigen Wirkungen von Zeit und Entfernung nicht durch eine vorzeitige Einmischung zu stören. Max fühlte sich bitter unglücklich; nicht allein durch die gänzliche Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen, sondern auch durch die Entfremdung, die zwischen ihm und seinem Vater stattfand. Die Liebe und Ehrfurcht gegen den Vater, die seine vortreffliche Mutter mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln in seinem Herzen gehegt und gepflegt, hatte noch weitere Nahrung bekommen durch die freilich etwas rauhe Zärtlichkeit, welche dieser gegen alle übrigen Menschen so gleichgültige Mann ihm erwies; und sie hatte so tiefe Wurzeln gefaßt, daß selbst spätere Härte und Ungerechtigkeit sie nicht zu erschüttern vermochten. Auch der Freiherr war nicht glücklich; aber theils hegte er größere Hoffnungen von der Zukunft, als sein Sohn, und theils half ihm seine härtere Natur, seine Vereinsamung leichter als dieser zu ertragen.

Kurze Zeit vor seinem Besuche in Goldbeck hatte der Baron einen Brief von Max erhalten, worin dieser ihm mittheilte, daß er im Begriffe sei, in die Heimath zurückzukehren,

und zugleich um die Erlaubniß bat, fortan in Neukloster leben und das Haus und die Gärten ausbauen und nach seinem Sinne einrichten zu dürfen. Das Schreiben erfreute und ärgerte den Vater zugleich. Er war sehr froh über die Aussicht, Max wiederzusehen; aber sein Verlangen, in Neukloster zu wohnen, bezeugte nur zu deutlich, daß die alten Erinnerungen noch mit ungeschwächter Kraft in seinem Herzen lebten, und daß er dem Andenken an sein verlorenes Glück nur zu treu geblieben sei. — Nein, nach Neukloster in die Einsamkeit durfte Max um keinen Preis gehen; solchen krankhaften Gelüsten mußte vorgebeugt werden durch Zerstreuung in heiterer Gesellschaft. So kam Constanzens Einladung ganz gelegen; der Freiherr nahm sie an in der Absicht, die in Goldbeck versammelte Gesellschaft für den October nach Raudten einzuladen und so Max bei seiner Rückkehr unvermerkt in einen Kreis von Bekanntschaften und Einladungen zu verflechten. Das Resultat seiner Reise zu der schönen Frau von Ostitz war freilich ein allen seinen Berechnungen entgegengesetztes.

Im Zimmer seines Hotels in München saß Max beim Frühstück. Er hatte einige Wochen in der gemüthlichen süddeutschen Hauptstadt zugebracht und alles gesehen und genossen, was sie dem Geiste und den Sinnen bietet. Er war befriedigt, so weit ein Mensch, dem die Erfüllung seiner innigsten Wünsche versagt ist, das sein kann, und so glaubte er sich in der geeigneten Stimmung, um mit seinem Vater zusammenzutreffen. Er hoffte alle Bitterkeiten zu vermeiden und die wenigen Wochen, die er in Raudten zuzubringen gedachte, in gutem Einvernehmen mit dem alten Baron zu verleben. Da wurde ihm ein Brief gebracht; er war von seinem Vater und benachrichtigte ihn von dessen bevorstehendem Besuch in Goldbeck.

Diese Nachricht hatte eine völlige Umwandelung seiner Gefühle zur Folge. Außer den schmerzlichen Erinnerungen an sein letztes Zusammentreffen mit Helene und an seine letzten,

an sie gerichteten Briefe, die mit Constanzens Namen in so enger Verbindung standen, regte sich der Verdacht in ihm, als sei irgend eine Intrigue im Werke. Nach seinem Gefühle lag etwas Absichtliches in dem Briefe seines Vaters; und ohne sich Rechenschaft über den Grund seiner Annahme geben zu können, hielt er dafür, sein Vater und die Gräfin Synthern, die, wie er wußte, Helene nie begünstigt hatte, hätten irgend eine Partie für ihn im Werke und suchten schon jetzt in seiner Abwesenheit Fäden anzuknüpfen, die später zu Fesseln für ihn werden sollten.

So unbestimmt seine Verdachtgründe auch waren, so besaßen sie doch für ihn Kraft genug, um eine Aenderung in seinen Entschlüssen hervorzubringen. Statt, wie er sich vorgenommen hatte, am folgenden Morgen die Reise nach Raudten anzutreten, traf er Anstalten zu einem Ausfluge in das baierische Hochland und ließ seinen Diener in München zurück mit der Angabe der Orte, wohin er die etwa für ihn ankommenden Briefe ihm nachzusenden habe.

Der milde Herbst begünstigte seine Reise. Unter dem Einflusse einer schönen Natur und friedlicher, ländlicher Scenen sänftigte sich seine Stimmung, und die wiedererwachende Sehnsucht nach der Heimath drängte alle härtern Gefühle in den Hintergrund. Er war in ein ländliches Wirthshaus am Fuße des Gebirges eingekehrt; die reizende Lage zwischen schroffen Felswänden und einem muntern Flüßchen, das aus einer schmalen Schlucht dort in das offene Land hinaustritt, zog ihn an. Hier wollte er einige Tage rasten und dann die Heimreise antreten.

Am Morgen nach seiner Ankunft in dem kleinen, stillen Gasthofe hatte Max einen Boten in das nächste Städtchen geschickt, um nach Briefen für ihn zu fragen. Er verlangte nach einer Nachricht, er wußte selbst nicht warum, und um die Rückkehr des Boten nicht zu versäumen, machte er nur

einen kurzen Gang in's Gebirge hinauf und setzte sich dann wartend vor dem Hause nieder. Wie schön, wie still war der Tag! Aus weiter Ferne tönte der gemilderte Laut der Heerde-Glocken. Wenn irgendwo im Gebirge ein Schuß fiel, oder ein Ruf erscholl, hallte es mit unglaublicher Klarheit aus tiefen, fernen Schluchten nach. Die Zweige des Nußbaumes, der seinen Sitz beschattete, regten sich kaum; es war nicht so viel Bewegung in der Luft, um ein gelbes Blatt, das auf den Tisch gefallen war, auf den Boden zu tragen. Max blickte träumerisch in die fruchtbare Niederung zu seinen Füßen hinaus und fragte sich selbst verwundert, wie es ihm doch in dem öden Neukloster so gut gefallen könne, da er so manchen lieblichen Fleck Erde wie diesen kennen gelernt habe.

„Da kommt Ihr Bote, Herr," sagte der Wirth, der rauchend unter der Thüre stand.

Max blickte auf und sah den Burschen eilenden Schrittes und über und über mit Schweiß bedeckt auf sich zu kommen.

„Bringst du mir Briefe?" rief er ihm zu.

„Ja, Herr; einen. Es ist nur ein kleiner, aber es steht drauf, daß er Eile hat."

Bruchland war ihm schon entgegengeeilt und hatte den Brief in der Hand. „Das ist ja Ostitz' Schrift," sagte er verwundert vor sich hin, „und das Postzeichen kenne ich nicht. — Sollte mein Vater in Goldbeck krank geworden sein? — Aber Derscheid? — Wie hängt das zusammen?" Es war sonderbar, daß er zögerte, den Brief zu erbrechen, — er öffnete ihn wirklich nicht eher, als bis er wieder auf der Bank unter dem Nußbaume saß.

Der Brief enthielt nur wenige Worte von Ostitz, eine kurze Mittheilung des Unfalles, der den Baron Bruchland betroffen hatte, und eine Nachschrift von unbekannter Hand, die Bestätigung des Arztes, daß die Gefahr, von welcher Ostitz berichtete, wirklich in hohem Grade vorhanden sei. Beide

sprachen außerdem den dringenden Wunsch aus, den jungen Bruchland sobald als möglich am Bette seines Vaters zu sehen.

Der Wirth trat theilnehmend an den Tisch des Fremden, denn er sah ihn todtenbleich werden und den Kopf tief athmend in die Hand stützen. „Der Herr hat wohl schlimme Nachrichten empfangen?“ fragte er in mitleidigem Tone.

„Ja wohl,“ entgegnete Max sich zusammenraffend. „Mein Vater hat ein Unglück gehabt; er ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich schwer verletzt. — Wo kann ich am schnellsten Postpferde bekommen?“

„Will der Herr sogleich abreisen?“

„Gewiß,“ sagte Max mit bebenden Lippen. „Die größte Eile ist nöthig; — vielleicht finde ich ihn ohnehin nicht mehr unter den Lebenden.“

„Glaubt der Herr nicht, daß es am besten ist, wenn ich ihm mein Wägelchen bis N.. gebe? — Dort ist das nächste Posthaus, wo Pferde zu bekommen sind, und man fährt doch schneller dahin, als man geht, selbst wenn man über die Alm stiege.“

„Ja, thut das; laßt anspannen und gebt mir meine Rechnung; ich will indeß meine Sachen zusammenpacken. In einem Augenblicke bin ich bereit.“

In wenigen Minuten saß er unter dem Nußbaume, sein kleines Felleisen neben sich; der Wirth brachte die Rechnung, und Max berichtigte sie wie im Traume. Ungeduldig richtete er die Blicke nach dem Hofe neben dem Hause, wo das Pferd eingespannt wurde. Der Aufenthalt an diesem friedlichen Orte, der ihm vor weniger als einer Stunde noch so beneidenswerth erschienen, war ihm jetzt unerträglich geworden. Eine Angst hatte ihn gefaßt, als hinge an der Minute, die er versäumte, das Leben seines Vaters; und der zufällige Umstand, daß er

sich fern von ihm befand, drückte ihn wie ein Schuldbewußtsein.

Dieses Gefühl sollte noch gesteigert werden, als er endlich im Wagen saß und den inhaltschweren Brief wieder hervornahm. Er wollte ihn noch ein Mal bei größerer Muße durchlesen, um vielleicht in den wenigen, hastig hingeworfenen Worten etwas Tröstliches zu entdecken, das er möglicherweise übersehen haben könnte. Aber vergebens. Der kurze Inhalt beider Schreiben sprach nur zu deutlich die schlimmsten Befürchtungen aus, und deutete nicht einmal auf die Möglichkeit einer Rettung hin. Und das war noch nicht alles. Der Brief war an demselben Tage geschrieben und das Unglück an demselben Tage geschehen, als Max München verlassen hatte. Wäre er damals, statt in das Hochland, nach Raudten gegangen, so wäre die Wahrscheinlichkeit, den Verwundeten noch lebend zu treffen, weit größer gewesen als jetzt. Zwar konnte er sich vernünftiger Weise keine Vorwürfe darüber machen, daß er nicht nach Hause geeilt war, so lange er keine Ursache hatte, das Wohlbefinden seines Vaters zu bezweifeln; aber der Grund, um deswillen er seine Reiseroute geändert hatte, nagte ihm desto mehr am Herzen; es war ein Verdacht, den er gegen seinen Vater gehegt hatte, gegen den Vater, der jetzt sterbend da lag, ja vielleicht schon todt war, und dem er dieses Unrecht (denn als solches erschienen seine mißtrauischen Befürchtungen ihm jetzt) wahrscheinlich nie mehr würde abbitten können. Er kam jetzt sich selbst vor wie ein undankbarer, entarteter Sohn, der das Alter seines Vaters, statt es zu erheitern, durch Kälte und Lieblosigkeit getrübt habe.

Zuweilen wollte der Gedanke an Helene in ihm auftauchen; aber entschlossen wandte er sich von dem sanften Bilde ab, so oft seine Phantasie es unwillkürlich heraufbeschwor. Es deuchte ihm ein neues Unrecht, ihrer jetzt zu gedenken; nur das erlaubte er sich, ihr in seinem Herzen zu danken dafür, daß sie

ihn durch ihre Festigkeit vor einem thatsächlichen Ungehorsam gegen den Willen seines Vaters bewahrt hatte.

Schrecklich waren ihm die Tage und Nächte, die er durchreiste, qualvoll die Minuten, endlos die Stunden! — Rastlos trieb er vorwärts, unglaubliche Strecken legte er mit fast wunderbarer Schnelligkeit zurück; und seiner peinlichen Ungeduld schien doch stets der Weg, den er durchflogen hatte, kurz, unbedeutend, und die Strecke, welche noch zu durcheilen war, unendlich weit — das traurige Ziel in unerreichbarer Ferne. Und der ewige Kreislauf derselben ruhelosen, folternden Gedanken! Ob er wachte, ob er in dumpfer Erschöpfung schlummerte, sie waren stets dieselben, und sie ruhten keinen Augenblick; sie waren im Traume sogar noch quälender als im Wachen; und wenn er stöhnend aus seinem wüsten Schlafe auffuhr, fühlte er sich unglücklicher, als in dem Moment, wo er ermüdet eingetaumelt war.

Auch die Gegenstände um ihn her hatten keine andere Sprache, als die seines Kummers, seiner Angst. Die Stoppeln der Felder redeten ihm von der Hinfälligkeit aller irdischen Dinge, das fallende Laub, die ziehenden Wandervögel sprachen in gleichem Sinne. Wo er zur Nachtzeit ein Licht aus einem Fenster schimmern sah, da fragte er sich: „Brennt es vielleicht in einem Krankenzimmer? —“ Wo ein Mensch mit ernster Miene vorüberkam, da dachte er, er müsse gewiß irgend wohin eilen, um die Kunde eines geschehenen Unglückes zu berichten, und wenn er an einem Kirchhof vorüberfuhr, dann packte ihn mit entsetzlicher Angst die Frage, ob sein Vater vielleicht auch schon begraben sei.

So kam er weiter und weiter, und der Tag folgte auf die Nacht und die Nacht auf den Tag, in stetem ruhe- und hoffnungslosem Wechsel. Es vermehrte die Qual des Reisenden, daß sein Vater nicht in Raudten oder Neukloster lag; denn daß er nach einer ihm ganz fremden Gegend hineilte,

vergrößerte für sein Gefühl die Entfernung und die Gefahr, zu spät zu kommen.

Endlich wurde doch die Ueberzeugung in ihm lebendig, daß er dem so schmerzlich ersehnten Ziele näher komme, und jetzt nahm sein Kummer eine veränderte Gestalt an. Max fürchtete sich vor dem Augenblicke, wo er die zerschmetterte, vielleicht unkenntliche Gestalt seines unglücklichen Vaters erblicken würde; er fühlte eine Art von Scheu gegen die unbekannten Personen, welche ihn umgaben, und dachte mit Schrecken an die fremde Wohnung, in welcher er lag. Und wenn er schon gestorben, welcher Mund würde es zuerst ihm sagen, von welcher kalten theilnahmlosen Stimme würde er das schreckliche Wort vernehmen: „er ist todt!"

An einem trüben, unfreundlichen Nachmittage fuhr er durch eine flache, reizlose Gegend. Kahle Felder, wenige falbe Bäume, einzelne schlecht gebaute Häuser wechselten in ermüdender Einförmigkeit mit einander ab. Der graue, farblose Himmel und die ausgefahrene Straße, auf welcher die Pferde sich mit verhältnißmäßig geringem Erfolg abmüheten, trugen dazu bei, das Trübselige der Scene zu erhöhen und das bedrückte Herz des Reisenden noch schwerer zu machen. Hätten seine Gedanken eine noch düsterere Färbung annehmen können, als sie schon Tage lang gehabt, sie hätten es jetzt gethan. Da wandte der Postillon sich im Sattel und sagte, mit der Peitsche in der weit ausgestreckten Hand auf einen plumpen Thurm und eine verwirrte Masse unregelmäßiger Giebeldächer deutend, die sich gegen den Rand des Horizonts abzeichneten wie ein häßliches, verfehltes Bild: „Das ist Derscheid."

Max seufzte tief auf. „Welch ein trostloser Anblick; welch ein abgelegener, elender Ort! — Und hier mußte mein armer Vater Gott weiß wie manche Stunde in den unerträglichsten Qualen liegen! — O, wer kann sagen, wie elend, wie verlassen er gewesen unter rauhen Fremden; wie trostbedürftig

und alles Trostes baar — und ich, ich, sein einziger Sohn, war fern von ihm!"

Der Wagen rasselte durch die holprigen Straßen, er bog um die graue Kirche, er hielt an dem alten Gitterthor. Leichenblaß aber mit stürmischer Eile sprang Max auf den Boden und eilte in den Garten, und aus dem freundlichen Hause kam ihm ein junger Mann schnell entgegen und zwei Damen folgten ihm: die Eine war Helene — ja, Helene.

„Max," rief sie und Thränen rannen über ihre schönen, blassen Wangen, und wie einst vor vielen Jahren bot sie ihm die Hand entgegen mit zärtlicher Traulichkeit: „o, lieber, guter Max!"

„Du hier, Helene?" fragte er und hatte kaum Athem und Stimme. „Und mein Vater?"

„O Max, ich muß dir viel, viel Gutes von ihm sagen."

Sie konnte nicht weiter reden, ihre Thränen unterbrachen sie und seine stürmische Frage: „Hast du ihn denn gesehen, Helene? — Und lebt er noch?"

Sie schüttelte den Kopf und sagte leise: „Seine letzten Grüße, seinen väterlichen Segen bringe ich dir; mir hat er aufgetragen, dich zu trösten."

Der starke Mann taumelte. Nach einer so erschöpfenden Reise, nach einer so aufreibenden Angst diese Nachricht so und von diesen Lippen zu empfangen, war zu viel, selbst für die ungeschwächte Kraft der Jugend. Helene umfaßte ihn erschrokken; er schlang, halb eine Stütze suchend, halb in dem Gefühl, daß er in ihr nun dennoch den Ersatz für alles Verlorene finden werde, den Arm um ihren Nacken, — die so lange Getrennten waren wieder vereint.

„So ist er todt?" fragte er, sobald er der Rede wieder mächtig war. „Erzähle mir von ihm; — nein — führe mich nicht in's Haus; laß uns hier im Freien niedersitzen, ich kann es jetzt drinnen nicht aushalten. — Sage mir zuerst, hat

mein Vater viel gelitten? — Und wann — wann ist er gestorben?"

Helene gab ihm sanft und schonend Auskunft. Als er den Todestag seines Vaters erfuhr, sagte er, wie erleichtert: „So hätte ich ihn doch nicht mehr lebend getroffen, wenn ich bei der Ankunft des Briefes in München gewesen wäre! — Der Brief hat mich verfehlt, Helene; ich bekam ihn fast eine Woche zu spät. — Aber — erkläre mir, wie du zu meinem Vater kamst? — Warst du in Goldbeck? — Sprich."

„Nein; ich war hier. In diesem Hause habe ich seit meiner Abreise von W . . . gewohnt."

„Und hierher brachte man den Vater, und du hast ihn gepflegt?"

„Ich war so glücklich!" sagte Helene mit Rührung. „Ich erkannte es als eine Fügung des Himmels, daß ich, als du nicht anwesend sein konntest, deine Stelle vertrat."

„Geliebte Helene! Und er sah dich gern an seinem Bette?"

„Er selbst ließ mich rufen," sagte sie. „Und als ich bei ihm war, nahm er mir das Versprechen ab, ihn nicht mehr zu verlassen; du kannst denken, ob ich es gern erfüllte." Der sanfte, treuherzige Blick, mit dem sie die thränenvollen Augen auf sein Gesicht heftete, gehörte so ganz der alten Helene, daß den jungen Mann in all' seinem Kummer ein Gefühl von Glück durchschauerte. Er legte unwillkürlich sein Gesicht auf ihre Schulter und flüsterte: „Und sein letzter Auftrag an dich, Helene, war, du solltest mich trösten? — O, du erfüllst ihn schon jetzt!"

Sie erröthete schwach und erwiderte: „Es wird die Aufgabe meines ganzen Lebens sein, denn —"

„Denn? — o, sei offen, Helene."

„Denn dein Vater — Max — hat in seinen letzten Stunden Helenens Armuth vergessen und sie voll Liebe und Freude seine Tochter genannt."

„O mein Vater, mein theuerer Vater!“ stammelte Max, die Augen voll Thränen. „Daß ich ihm nicht danken kann für diese Gabe, die beseligendste, die jemals ein Sohn empfing!“

„Ich habe es für dich gethan,“ flüsterte Helene.

„Du — o du thatest alles für mich und wirst es immer thun. Gott segne dich, Helene! — Ich kann dich nur lieben, du aber bist der reichste Segen für mich.“

XIX.

Dr. Brand und seine Frau hatten sich schnell in das Haus zurückgezogen, als sie bemerkten, daß Helene der Aufgabe gewachsen war, dem jungen Bruchland die ihm bevorstehende schmerzliche Mittheilung zu machen. Die beiden Verlobten blieben lange im Garten; denn Helene mußte dem Sohne eine ausführliche Schilderung der letzten Lebenstage seines Vaters geben, ihm sagen, weshalb er in eben dieses Haus gebracht worden war, und ihm ihr eigenes Verhältniß zu den Bewohnern desselben erklären. Sie sagte ihm auch, daß sie noch immer in der freundschaftlichsten Beziehung zu Constanzen stehe, und daß diese, sobald sie die Nachricht vom Tode des alten Freiherrn empfangen, ihr einen Besuch gemacht und die liebevollste Theilnahme bewiesen hätte. Jetzt war Constanze mit ihrer Mutter und ihrem Gemahl nach W... gereist; die Jagdgäste hatten Goldbeck schon früher verlassen. Das geschehene Unglück hatte das alte Schloß plötzlich seiner Anziehungskraft beraubt, und die Erinnerung daran mußte etwas in den Hintergrund treten, bevor man dort wieder fröhlich sein konnte.

Man hatte die Leiche des Barons vorläufig in der Kirche zu Derscheid beigesetzt, um den Anordnungen des Sohnes

über die Beerdigung derselben nicht vorzugreifen. Sobald Max sich etwas gefaßt, begleitete er selbst sie nach Raudten, wo auch seine Mutter bestattet war. Als er hier die dringendsten Geschäfte geordnet hatte, kehrte er nach Derscheid zurück, um Helenens Wünsche in Betreff ihrer nächsten Zukunft zu vernehmen.

Wie verschieden waren seine Empfindungen, als er jetzt den kleinen Ort wiedersah, von den schmerzlichen Gefühlen, mit welchen er ihn zum ersten Male erblickt hatte! Der erste heftige Schmerz um den Tod seines Vaters hatte schon einer sanftern Trauer Platz gemacht. Die lange Trennung, welche der letzten vorangegangen, war durch die Spannung und Entfremdung, welche ihr beigesellt war, beinahe peinlicher gewesen, als die durch den Tod, welcher die vollste Versöhnung herbeigeführt und alle gelösten Bande wieder fester geknüpft hatte. So kam es, daß sich ein Trost fast wie natürlich in die Trauer mischte, und daß die Freude, mit welcher Max jetzt Helene in seine Arme schloß, an Süßigkeit gewann durch die mit ihr verbundene Wehmuth.

Sie saßen in dem kleinen Wohnzimmer Helenens und blickten in die Winterruhe des schneebedeckten Gartens hinaus. Sie tauschten ihre Empfindungen und sprachen ihre Plane mit der herzlichen Offenheit und dem vollen Vertrauen aus, welche nur die wahre Liebe verleiht; und es gab keinen Gedanken an die Vergangenheit, keinen Wunsch für die Zukunft, in welchem sie nicht übereinstimmten.

„Du ziehst es also vor, Helene, hier zu bleiben, bis ich dich zum Altare führen kann? — Du willst nicht lieber zu Constanze gehen, die dich so sehr darum bittet, meine Kleine?“

„Laß mich lieber hier, Max. Hier fand ich einen schirmenden Zufluchtsort, als mir sonst in der ganzen Welt keiner offen stand; es würde wie Undank aussehen, wollte ich ihn jetzt verlassen, weil ich ihn nicht mehr bedarf. Auch war ich

hier glücklich, so weit ich das in meiner vereinzelten Lage zu sein vermochte, und ich fühle durchaus kein Verlangen, das stille Leben dieses Hauses mit dem geräuschvollen Treiben der Welt zu vertauschen. Warum sollte ich mich an neue Menschen und neue Verhältnisse gewöhnen, deren wir zu unserm künftigen Glücke durchaus nicht bedürfen? Ich will Constanze vor dem Fasching auf einige Tage besuchen, dann aber hierher zurückkehren."

„Ich kann dir nur Recht geben, Liebste; auch liegt Derscheid näher bei Raudten als W..., und so kann ich dich hier öfter sehen, als wenn du bei Constanze wohntest. Aber ich möchte dich noch etwas anderes fragen; es betrifft eine Angelegenheit, wozu ich deines Rathes bedarf, und du mußt ihn mir ohne allen Rückhalt geben."

„Verlaß dich darauf, daß es geschehen soll," erwiderte Helene lächelnd, „obgleich ich nicht einzusehen vermag, wie meine geringe Erfahrung dir von Nutzen sein könnte."

„Das wird noch oft der Fall sein, in diesem Punkte aber ganz besonders. Wir sind dem Doctor und deiner guten Louise so vielen Dank schuldig; ich möchte mich ihnen gern erkenntlich zeigen in einer Weise, die ihnen nicht allein Freude machte, sondern auch wirklich zu ihrem Glücke beitrüge. Du, liebe Helene, bist so genau mit ihren Neigungen und Verhältnissen bekannt, als wäre die sanfte, kleine Frau deine Schwester; und deshalb wirst du mir am besten sagen können, wie ich ihnen Liebes erweisen soll."

„Ja, das könnte ich, und ich habe selbst einen Wunsch in dieser Hinsicht," sagte Helene mit einiger Schüchternheit; „aber ich weiß nicht, ob es nicht unbescheiden wäre, so viel von dir zu erbitten."

„Unbescheiden?" erwiderte Max neckend; „kannst du das wirklich sein? — So laß hören, worin bestehen denn deine ungeheuerlichen Wünsche?"

„Louise und die Ihrigen leben in beschränkten Verhältnissen, ja, sie sind eigentlich arm, und der gute Doctor ist sehr sorglos; dafür trägt die arme Louise desto mehr an verschwiegenen Entbehrungen. Wenn du ihnen zu Hülfe kämst, Max; du bist ja so reich!" Sie erröthete, als sie so sprach, und sah ihn ängstlich bittend an.

„Das ist mein eigener Wunsch, liebe Kleine. Wie soll ich ihn aber ausführen, ohne das Zartgefühl deiner Freundin zu verletzen?"

„Ich weiß es!" versetzte Helene mit freudiger Eile. „Wenn du ihnen Neukloster einräumtest? Louise würde dort auf dem Lande durch eigenen Fleiß sich eine sorglose Existenz gründen, und der Doctor fände auch seinen Wirkungskreis. Kranke und Hülfsbedürftige gibt es überall; und wo er heilen und helfen kann, da ist er glücklich."

„Wo fände man bessern Rath, als auf den Lippen einer klugen Frau?" sagte Max, auf die Lippen, die er rühmte, einen Kuß drückend. „Du sollst deinen lieben Hausgenossen selbst den Vorschlag machen, ihren Wohnsitz nach Neukloster zu verlegen, und, nehmen sie ihn an, so mußt du auch den Contract entwerfen. Die einzige Bedingung, die du darin aufnehmen darfst, soll aber darin bestehen, daß sie uns jährlich einige Wochen in Neukloster bewirthen und uns eben so lange in Raudten besuchen. Bist du es zufrieden, meine Kleine?"

„O, Max!" — Sie sprach nicht weiter; ihre hellen Augen wurden feucht und das glückliche Lächeln in ihren beredten Zügen sprach den Dank für seine Güte in rührenderer Weise aus, als die schönsten Worte es vermocht hätten.

XX.

Die alten Kastanien prangten im üppigsten Blätter= und Blüthen=Schmuck, der spanische Flieder in Brand's Garten schüttelte seine blauen, duftigen Trauben, die Maiglöckchen erhoben sich neugierig aus ihrem niedrigen Blätterwald, und eine einzelne Rose öffnete schon den süßen Purpurmund. Der Tag war so schön, wie es einem Frühlings= und Freuden=Tage zukam; man konnte an nichts Trauriges denken, man konnte bloß auf eine schöne, heitere Zukunft blicken, wie solch ein holder Lenzmorgen sie einem offenen, frohbewegten Herzen zu verheißen scheint.

In der alten, dunkeln Kirche zu Derscheid stand der junge Bruchland mit seiner Braut vor dem Altare. Keine glänzende Hochzeits=Gesellschaft umgab die Liebenden; das glückliche Paar zeichnete sich durch nichts anderes aus, als durch seine Schönheit und sein seltenes, auf seine erprobte Treue begründetes Glück. Sogar die Brautjungfern fehlten, denn Helene hatte keine Bekanntschaften unter den jungen Mädchen ihres Standes; aber Louise und Constanze waren an der Seite ihrer Gatten die gerührten Zeugen der heiligen Handlung, welche Helene endlich mit ihrem Verlobten vereinigte, und das bewegte Paar glaubte die segnende Nähe der entschlafenen Eltern zu empfinden.

Nach der Trauung vereinigte sich die kleine Gesellschaft zu einem einfachen Frühstücke in des Doctors Wohnzimmer. Es war das letzte kleine Fest, welches Louise in ihrer bisherigen Wohnung feierte, und sie nannte es das schönste; einen Monat später wollte sie mit den Ihrigen nach Neukloster ziehen.

Der Doctor war äußerst beschäftigt, rief durch hundert überflüssige Erinnerungen und unangemessene Aufmerksamkeiten manches Lächeln auf die Lippen seiner Frau und war gesprächig genug für die übrigen alle, welche, Ostitz ausgenommen, etwas schweigsam da saßen. Constanze war weich und gerührt. Sie empfand bei aller Mitfreude, daß ein solches Glück, wie Helene es genoß, ihr nicht beschieden war; dagegen sagte sie sich heimlich, sie selbst habe wohl dazu beigetragen, daß es so ganz dornenlos sei. Nicht mit Unrecht schrieb sie ihrer letzten Unterredung mit dem verstorbenen Baron Bruchland einen Theil seiner Sinnesänderung zu. Ihr Gemahl wetteiferte mit dem Doctor an Heiterkeit; er nahm wirklich herzlichen Antheil an Bruchland's und Helenens Glück, und zu seinem eigenen Erstaunen langweilte er sich heute nicht.

Dem schönen, milden Tage folgte ein eben so lieblicher Abend. Im sanften Lichte desselben führte Max seine Helene in die neue Heimath ein. Mit unbeschreiblichem Entzücken zeigte er ihr das stolze Schloß, dessen Herrin sie jetzt war; mit einem Jubel ohne Grenzen geleitete er sie in die schönen Zimmer, die er für sie bestimmt hatte, und blickte sie liebevoll forschend an, ob sie ihr auch recht, auch ganz gefielen. Sie aber hatte für den Glanz ihrer neuen Lage kaum einen Gedanken; nicht die Beigaben, sondern das Ganze ihres Glückes erfüllte ihre Seele, und, sich an die Seite ihres jungen Gemahls schmiegend, sagte sie froh: „O, nun habe ich wirklich ein Haus, eine Heimath, an die ich ein unbestreitbares Recht habe; das ist, nächst deiner Liebe, theuerer Max, mein größtes Glück."

Ihre Worte verriethen ihm unwillkürlich, wie vieles sie durch die Trennung von ihm gelitten und entbehrt hatte, und die gänzliche Verlassenheit, worin sie so lange gelebt, that ihm

so weh, daß er mit schmerzlichem Tone sagte: „O, Helene, das hättest du lange schon haben können, wenn du nur meinen innigen Bitten Gehör gegeben hättest.“

„Wohl ein Haus, aber keine Heimath,“ erwiderte sie; „denn dann hätte ich meine Heimath in deinem Herzen verloren. Jetzt aber sind wir wahrhaft glücklich, denn wir haben uns unser Glück verdient; ich durch Gehorsam — du durch Treue.“

* * *

Die Zukunft des geprüften Paares hat bis zur Stunde die frohen Verheißungen erfüllt, welche ihre gerührten Freunde und ihre eigenen Herzen an ihrem Vermählungstage aussprachen. Für Constanze und ihren gutherzigen Gemahl, für Louise und ihren heitern Lebensgefährten bewahren Beide die innigste Freundschaft. Frau von Ostitz bringt jährlich einen Sommermonat in Raudten zu, und die gegenseitigen Besuche Dr. Brand's und seiner Frau im Schlosse und Helenens und der Ihrigen in Neukloster werden als die beglückendste Pflicht betrachtet. Louise hat jetzt eine sorgenfreie Existenz; aber doch muß sie noch immer heimlich sparen, um im Stande zu sein, plötzliche, ganz unvorherzusehende Ausgaben ihres Mannes auszugleichen. Denn da er ein größeres Einkommen hat, als früher, obgleich er selbst nicht weiß, wie viel es eigentlich beträgt, glaubt er sich auch zu größerer Freigebigkeit berechtigt und zu größerer Wohlthätigkeit verpflichtet. Er ist immer noch harmlos wie ein Kind und betrachtet die Welt vom Standpunkte des flotten Burschen aus, den er nie ganz ablegen kann. Die Pfeife mit dem großen Meerschaumkopf und die alma mater sind noch immer in seinem Munde, und vor Kurzem hat er sich sehr darüber erschreckt, daß Carlchen seine Mutter eine „gelungene Philöse“ nannte. Er weiß durchaus nicht, woher der Bursche das hat. . . . Uebrigens ist er

ein tüchtiger Arzt und ein Segen für die ganze Gegend um Neukloster, und Bruchland versichert Helenen, so oft er mit Brand zusammentrifft, daß dieser kindliche Mensch der beste sei von Allen, die er in seinem vielbewegten Leben kennen gelernt habe.

Schwarzgarten.

I.

Es ist ein drückend heißer Sommertag, und die dürstende Erde würde dankbar den Segen eines erfrischenden Regens empfangen, wenn er ihr nur gewährt würde. Für die nächste Zeit hat es dafür nicht den Anschein. Das glänzende, gleichmäßige Blau des Himmels, die ruhige, ungetrübte Klarheit des Sonnenlichtes deuten keinerlei Wechsel an, und die heitere Regsamkeit der ganzen Natur — das Säuseln des Laubes, das Singen der Vögel und das Summen der Insecten — hat nichts von der unheimlichen Stille, noch erinnert sie an das sausende Wehen, welche wechselweise ein kommendes Gewitter anzukündigen pflegen. Die Ufer des ruhigen, klaren Flusses, der auf eine Strecke von etwa dreißig Meilen den südwestlichen Theil Westfalens durchströmt, leiden sichtlich unter der anhaltenden Dürre; denn der Boden ist nicht besonders ergiebig, und die leichten Aehren, die er trägt, drohen mit einer vorzeitigen Reife, während das Vieh auf den Weiden noch magerer ist als diese selbst.

Wenn in solcher Weise die ganze Natur heute schwer an des Tages Last und Hitze trug, schienen sie doch besonders drückend auf einer Anzahl Reisender zu lasten, welche, in den engen Raum eines Postwagens eingepferdt, von den müden

Pferden höchst verdrossen die staubige Straße entlang geschleppt wurden. Unter ihnen schienen wieder ein ältlicher Mann und ein junges, noch sehr junges Mädchen am meisten zu leiden. In seine Ecke zurückgesunken, den Hut in den hagern, gelblichen Händen haltend, das spärliche, grauschillernde Haar an den eingefallenen Schläfen klebend, blutlos das Gesicht, bläulich die schlaffe Lippe, war er ein Bild der Krankheit und der Sorge in ihrer trostlosesten Gestalt; denn der Schwäche des Körpers widersprach das Leben in dem rastlosen, ungeduldigen Blick, und die Dürftigkeit seines Anzuges bildete einen eben so unangenehmen Gegensatz zu dem Hochmuthe seiner Mienen. Ohne Zweifel waren seine Züge einst schön, war seine Gestalt groß und stattlich gewesen; seine jetzige Erscheinung aber war, wenn auch mitleiderregend, doch zugleich durchaus abstoßend.

Sein Kind — das war das junge Mädchen ihm gegenüber — sah kaum weniger elend aus als er selbst. Ein matter, schmächtiger Körper, ein für so zarte Jahre unnatürlicher Ernst auf der blassen Stirne und tiefe Schatten unter den Augen zeugten nur zu deutlich von den Körper- und Seelenleiden der armen Kleinen. Doch hatte ihr Anblick nichts Peinliches; denn zu dem Mitleid, welches er hervorrief, gesellte sich jene liebevolle Theilnahme, welche die Anmuth des kindlichen Alters zu erwecken pflegt. Und diese Anmuth besaß die Kleine in seltenem Grade. Trotz ihrer Schwäche war ihre Gestalt biegsam und rasch in jeder Bewegung; die großen, dunkelgrauen Augen wie das blasse Gesichtchen hatten einen solchen Ausdruck freundlicher Sanftmuth, daß auch der gleichgültigste Blick unwillkürlich davon angezogen wurde. Dagegen war die Kleidung des jungen Mädchens traurig vernachlässigt; auch das schöne, aschenblonde Haar war sehr unvortheilhaft hinten im Nacken zu einem steifen, pfeilgerade herunterhängenden Zopfe zusammengebunden.

Der Mann und das Kind näherten sich dem Ende einer mehrwöchentlichen, ermüdenden Reise; die letzte Meile der heißen, schattenlosen Straße wurde ihnen unsäglich lang. Der Staub und die trockene Hitze reizten den Kranken zu immerwährendem Husten, und seine Mitreisenden verriethen nicht undeutlich, wie sehr sie sich dadurch belästigt fühlten. Allein das schien ihn wenig zu kümmern. Er nahm von den ungeduldigen Bewegungen und halb unterdrückten Verwünschungen seiner selbstsüchtigen Nachbaren gar keine Kunde oder beantwortete sie höchstens durch einen Blick, der eben so geringschätzig als finster war.

Endlich erreichte man das Städtchen, wohin der Eilwagen bestimmt war. Durch das alte, hallende Thor, über das holperige Pflaster der engen Straße, an den Linden des Kirchhofes vorüber polterte der schwere Wagen und hielt schließlich vor dem Posthause an. Die Reisenden stiegen aus, erhielten ihr Gepäck und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen.

Der Kranke und das blasse Kind waren allein auf der Straße zurückgeblieben. Ihr Aussehen war hier in der freien Luft fast noch trauriger und herabgestimmter, als es im Innern des Wagens gewesen. Die Kleine blickte mit ängstlicher Spannung auf ihren Vater, wagte aber keine Frage, und er selbst schien noch unentschlossen über seine nächsten Schritte zu sein. Endlich sagte er in rauhem Tone, auf einen kleinen, abgeschabten Koffer deutend, der zwischen ihnen stand: „Bleibe hier und gib auf den Koffer Acht." Dann trat er noch halb zögernd in den Flur des Posthauses.

Den ihm begegnenden Hausherrn fragte er, nach einem kurzen „Guten Abend", ob er einen Wagen bekommen könne.

„Heute Abend noch?" lautete die Gegenfrage, welche bejaht wurde, und der Hausherr frug weiter: „Wohin wollen Sie denn noch fahren?"

„Nach einem Gute, zwei starke Meilen von hier."

„Das ist weit für die späte Stunde.“

„Es ist erst sieben Uhr, und somit kann ich, wenn es nicht zu lange währt, bis der Wagen bereit ist, gegen zehn Uhr in Schwarzgarten sein. Ueberdies ist es meine Sache, wie spät am Abend ich reisen will.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiderte der Posthalter, halb eingeschüchtert, halb gereizt durch den scharfen Ton des Fremden. „Jedermann, der Zeit und Mittel dazu hat“ — sein Blick streifte spöttisch das schäbige Aeußere des Fremden — „kann seinen eigenen Liebhabereien folgen, so wunderlich sie immer sein mögen. Ich sage nur das, daß ich keinen Besuch in Schwarzgarten machen möchte, am wenigsten so spät am Abend.“

„Aus welchem Grunde nicht, Herr?!“ fragte der Reisende in so herber Weise, daß der achtbare Bürger wieder gelinde zusammenfuhr.

„Nun,“ versetzte er, „weil weder das Haus noch die Alte, die es bewohnt, etwas besonders Anziehendes haben.“

„Die Alte, die es bewohnt!“ wiederholte der Fremde, nicht sehr laut zwar, aber mit einem Ausdruck so zornigen Ingrimms, daß der arme Posthalter mehr als je erschrack. „Wissen Sie, daß Sie von der Baronesse von Laden sprechen?“

„Meinetwegen von der gnädigen Baronesse,“ brummte der Posthalter, sich zum Gehen wendend. „Ich will Ihnen den Wagen besorgen.“

Der Reisende kehrte auf die Straße zu seinem Töchterchen zurück, welches müde auf dem kleinen Koffer saß, bei seiner Annäherung aber sogleich aufstand und fragend zu ihm aufblickte. Allein er sprach kein Wort, und so wartete die Kleine schweigend und geduldig, bis ein alter Einspänner vorfuhr und sie ihn bestieg, um an der Seite des düstern Mannes ihre Reise fortzusetzen. War es schon eine Erleichterung, sich befreit zu sehen von den unzufriedenen Gesichtern der fremden

Reisegefährten, so gewährte die Fahrt in dem offenen Wägelchen durch die erfrischende Abendluft eine wahre Erholung, und die Blicke des armen Kindes nahmen allmälig einen heitern und freiern Ausdruck an. Der Weg führte eine halbe Stunde lang durch die Aecker und Weiden der kleinen Stadtgemeinde, dann aber zog er sich in langweiligen Krümmungen über ein ödes Haideland hin. In den tiefen, sandigen Geleisen verfiel das Pferd bald in einen schleppenden, wenig fördernden Schritt. Der Reisende, in finstere, fernab schweifende Gedanken versunken, schien den zögernden Fortschritt des Gefährtes nicht zu bemerken, während das müde Kind durch die ruhig schaukelnde Bewegung allmälig eingeschläfert wurde.

Es erwachte erst, als der Wagen auf härterm Boden schnell dahin rollte, und aufblickend gewahrte es bei dem Dämmerlichte des langen Sommerabends, daß zu beiden Seiten des Weges wieder Felder und Wiesen sich ausbreiteten, während im Hintergrunde eine schwere, dunkele Masse zu dem sternbesäeten Himmel emporstrebte. „Kommen wir jetzt nach Schwarzgarten?“ fragte es schüchtern und leise den noch immer schweigenden Vater.

„Das ist Schwarzgarten,“ lautete die Antwort; „in einer Viertelstunde sind wir dort.“

Das Ziel der Reise war erreicht. Ueber eine alte, steinerne Brücke war der Wagen in einen weiten, von unregelmäßigen Gebäuden umgebenen Hof gefahren und hielt nun vor einer breiten Freitreppe, deren Stufen zur Hälfte eingesunken, deren Steingeländer an manchen Stellen schadhaft war. Alles war todtenstill bis auf den Hofhund, der, sobald die Hufe des Pferdes die Brücke berührt hatten, aus seiner Hütte herausgestürmt war und jetzt mit wüthendem Bellen in seine Kette sprang.

„Es ist noch Jemand auf," sagte der Kutscher leise, indem er seinen Fahrgästen den Schlag öffnete. „Dort brennt noch Licht." Damit deutete er auf zwei schwach erleuchtete Fenster im obern Stockwerk des Hauptflügels.

„Knallt ein Mal mit Euerer Peitsche, damit man uns bemerkt," befahl der Fremde.

Der Kutscher gehorchte, der Hund schickte ein wüthenderes Geheul in die nächtliche Stille hinaus, und endlich erschien hinter einem der erleuchteten Fenster eine weibliche Gestalt. Sie öffnete es und bog sich hinaus mit der Frage: „Was gibt es denn, Sanders? Warum macht der Hund solchen Lärm?"

„Es ist nicht Sanders; ich bringe ein paar Fremde," erwiderte der Kutscher.

„Fremde!" wiederholte die Gestalt droben. „Fremde in Schwarzgarten! — Mann, Ihr müßt Euch geirrt haben im Ort."

„Nein, es ist kein Irrthum," versetzte jetzt der Reisende. „Wir wollten wirklich nach Schwarzgarten. Ich bin der Baron Justus von Laden."

„Justus!" rief wieder die Stimme vom Fenster herab, und es klang jetzt nicht allein Erstaunen, nein, es klang ein an Entsetzen grenzender Schrecken in ihrem Tone. „Um Gottes willen, woher kommst denn du?"

„Von Krems. Aber öffne nur das Haus, damit wir endlich hineingelangen."

„Wir? — Wen hast du denn noch bei dir?"

„Meine Tochter; aber laß uns doch endlich ein."

„Gott sei uns gnädig!" ertönte es droben; das Fenster wurde geschlossen, und gleich darauf schwand auch der Lichtschein, der es bisher erhellt hatte.

„So, jetzt stellt uns den Koffer auf den Boden," wandte der Baron von Laden sich an den Kutscher, „und dann fahrt nach Hause."

„Wie?“ fragte der Mann. „Ich werde doch vorher eine Stunde ausruhen und dem Pferd ein wenig Futter geben können?“

„Ich habe hier nicht zu befehlen; wendet Euch an das gnädige Fräulein.“

Dazu schien der Bursche keine Lust zu haben; er schob seine Mütze unschlüssig hin und her, machte noch einen vergeblichen Versuch, von dem Reisenden ein Trinkgeld zu bekommen, und wandte endlich mißmuthig seines Pferdes Kopf der Heimath zu.

In das Geräusch der hinwegrollenden Räder mischte sich das Knarren einer Thüre, und das Töchterchen des Barons sah erstaunt, daß es nicht die große Thüre über der Treppe war, welche geöffnet wurde, sondern eine schmale, kleine unterhalb derselben. In der niedrigen Oeffnung erschien mit einem Lichte in der Hand eine ältliche Dame in dunkeler Kleidung, mit strengen Zügen und unfreundlichem Blick. „Kommt herein,“ sagte sie kurz und trat ein wenig bei Seite, um ihren späten Gästen den Weg frei zu lassen. Als der Freiherr an ihr vorüber schritt, schaute sie ihn finster an; als ihr Auge aber auf die Kleine fiel, die schüchtern und beklommen zu ihr emporsah, sagte sie wie erleichtert: „Oh — es ist noch ein Kind.“

„Was sollte es sonst sein?“ fragte der Baron mit seiner gewöhnlichen Schärfe. „Ich bin ja kaum seit dreizehn Jahren verheirathet.“

„Es könnten dreißig sein,“ erwiderte die Dame, „so lang wurden sie mir.“

„Hast du dich so nach mir gesehnt, Annette?“ fragte ihr Bruder. Das war der Freiherr: ihr einziger Bruder.

„Nach dir?“ versetzte sie. Aus dem Tone des einen, kleinen Wortes, aus dem Blick, der es begleitete, sprach mehr als Haß, sprach Abscheu. Inzwischen war sie vorausgeschritten

durch einen kellerähnlichen Raum, eine schmale Treppe hinan in einen weiten, wüsten Vorsaal, der durch eine Doppelthüre offenbar mit der Freitreppe draußen zusammenhing. An jeder Seite zweigte sich ein schmaler Gang von dem mittlern Raume ab, und durch einen dieser Seitengänge führte Fräulein Annette — die Baronesse war unvermählt — ihre Gäste in ein hohes, geräumiges, aber nur dürftig ausgestattetes Gemach.

„Setzt euch hier,“ sagte sie, einen Fensterladen öffnend, um dem Dämmerlichte der Sommernacht den Eingang zu gestatten. „Ich will hinaufgehen, um euch ein Zimmer herzurichten; bis ich zurückkomme, müßt ihr euch im Dunkeln behelfen.“

„Annette,“ fing der Freiherr an. Aber ehe er noch ein Wort hinzufügen konnte, hatte sie das Zimmer bereits verlassen, und er befand sich mit seinem Kinde allein in dem dunkeln, ungastlichen Raume.

Es war eine freudlose Heimkehr, ein bitterer, fast feindseliger Empfang. Der Stachel drang ihm tief in das hochmüthige Herz, um so mehr, als er sich sagen mußte, er habe dies alles verdient.

Sein Kind, sonst so scheu gegen ihn, so wenig beseelt von dem Vertrauen, welches der Vater ihm hätte einflößen sollen, schmiegte sich an seine Seite und suchte seine Hand zu fassen; denn diese Wirthin und dieser Willkomm hatten ihm lebhafte Furcht eingeflößt. Aber barsch machte er sich los von der kleinen Hand und sagte rauh, wie immer: „Geh', ich habe an anderes zu denken, als an dich.“

Es blieb still in dem Zimmer, bis das Fräulein zurückkam. Das Licht, welches sie in der Hand trug, fiel blendend in die nassen Augen des Kindes, aber dennoch ermuthigte dieses sich dazu, ihr entgegenzugehen und ihr mit einem schüchternen: „Guten Abend, Tante,“ die Hand zu bieten.

Die Dame fuhr zusammen und sah finster auf das Kind. Sie nahm das bebende Händchen nicht; das blasse, ängstliche

Gesichtchen machte nur so viel Eindruck auf sie, daß sie erwiderte: „Wie heißest du?"

„Hedwig, liebe Tante."

„Ich bin nicht deine liebe Tante. Wie kannst du mich lieb haben? — Du bist auch schon falsch."

„Nein, das bin ich nicht," versetzte das Kind erröthend, mit mehr Muth und Festigkeit, als man ihm nach seinem Aeußern hätte zutrauen sollen. „Ich wünsche dich lieb zu haben, weil — weil du meine Tante bist, und weil Mama todt ist."

„Todt? Deine Mama? — Seit wie lange denn?"

„Sie starb vor einem halben Jahre," erwiderte der Baron. „Wenn sie noch lebte, wäre ich nicht hier."

„Wollte Gott, sie lebte noch! .... Aber kommt jetzt hinauf; es geht gegen Mitternacht."

„Wie du für deine Gäste besorgt bist!" sagte ihr Bruder in bitterm Tone.

Ohne darauf zu achten, wandte sie sich zum Gehen. Da flüsterte eine leise, furchtsame Stimme hinter ihr: „O, ich bin so hungerig, so hungerig!" Hastig sah sie sich nach dem Kinde um, das vor ihrem unfreundlichen Blick zusammenfuhr. Doch sie war wohl verbittert, aber nicht böse von Natur, und so sagte sie schnell: „Warte, du sollst etwas zu essen haben," und sie und das Licht verschwanden wieder aus dem öden Gemach.

Des Kindes Hunger wurde gestillt, und auch dem kranken, ermatteten Manne ward ein Abendbrod zu Theil. Darauf führte ihre Wirthin sie, wortkarg und unfreundlich bis zum letzten Augenblick, in ein großes, ärmlich eingerichtetes Schlafzimmer und verabschiedete sich mit einem kalten „Gute Nacht". Der Raum, in welchem die unwillkommenen Gäste zurückblieben, war freilich kahl und unheimlich genug, um seine

müden Bewohner herabzustimmen; dennoch schien er diesen freundlicher zu werden, sobald die Thüre sich hinter ihrer abstoßenden Wirthin schloß.

II.

Verfloß der erste Abend in Schwarzgarten für den Freiherrn Justus und sein Kind in wenig ermuthigender Weise, so ließ der folgende Morgen sich nicht besser an. In dem großen, ungemüthlichen Zimmer, welches sie bei ihrer Ankunft zuerst betreten hatten, nahmen sie in Gesellschaft der Dame des Hauses ihr Frühstück hastig und beinahe schweigend ein. Kaum hatte der Bruder die Frage seiner Schwester, ob er noch etwas zu genießen wünsche, ablehnend beantwortet, als das Fräulein der kleinen Hedwig befahl, in den Hof hinabzugehen und zu spielen. Das Kind gehorchte schweigend; ungern trennte es sich von seinem Vater, an welchem es, unbeschadet der Kälte und Unfreundlichkeit desselben, mit ganzer Seele hing. Auch scheute es, draußen dem Knechte und den Mägden zu begegnen, deren neugierige und verwunderte Blicke etwas Beängstigendes hatten. Aber Hedwig kannte weder Ungehorsam noch Widerspruch; sie war sanft von Natur und selbstverleugnend in Folge der strengen Schule, die sie durchgemacht hatte: der Schule des Unglücks.

Sobald die Baronesse sich mit ihrem Bruder allein sah, fragte sie ihn: „Weshalb bist du nach Schwarzgarten gekommen?“

„Weil meine Frau gestorben ist.“

„Und ich soll dich über diesen Verlust trösten?“ fragte das Fräulein wieder, jetzt in höhnischem Tone.

„Wahrlich nicht; ich suche etwas anderes hier als Trost.“

„So? — Und was denn?“

„Für jetzt den nöthigen Lebensunterhalt und nach kurzer Frist ein Sterbelager und ein Grab.“

Seine Schwester maß ihn mit forschenden Blicken und sagte dann hart: „Es hat den Anschein, als ob du dieses alles wirklich bedürftest.“

Er wechselte die Farbe und biß die Lippen zusammen, denn ihre herzlose Antwort verletzte ihn schwer; aber er sagte gleich darauf mit unbewegter Stimme: „Du irrst nicht in dieser Voraussetzung.“

„Und was soll aus deinem Kinde werden, wenn du stirbst?“

Er zuckte die Achseln und sagte leichthin: „Après nous le déluge.“

„Ein schönes Wort im Munde eines Vaters in Bezug auf sein verwaistes Kind! Daß du es in dieser Weise auszusprechen vermagst, zeichnet dich, wie du bist,“ erwiderte das Fräulein mit dem Tone gründlicher Verachtung.

„Meinetwegen; ich habe nie gesucht, mich zu verstellen.“

„Auch ich nicht; und so will ich dir mit der Offenheit, deren wir uns Beide rühmen, sofort sagen, daß ich durchaus nicht gewillt bin, dich und deinen Sprößling hier zu behalten.“

„Das habe ich vorausgesehen und —“

„Du sahest es voraus?“ unterbrach sie ihn stürmisch. „Natürlich, du mußtest es voraussehen! Aber was konnte dich dennoch bewegen, aus so weiter Ferne in ein Haus zu kommen, das du ja in kürzester Zeit wieder verlassen wirst?“

„Die eiserne Nothwendigkeit. Ueberdies — wie bald ich dein Haus verlassen werde — sage es lieber nicht voraus. Vielleicht erhole ich mich unter deiner liebevollen Pflege und friste mein Leben noch länger, als es jetzt den Anschein hat.“

„Ich sprach nicht von deinem Tode, sondern von deiner Abreise.“

„Sie wird nicht stattfinden, verlaß dich darauf. Ich habe gezögert zu kommen, so lange es irgend möglich war —

kannte ich doch das Loos, welches meiner hier wartete. Inzwischen fiel mit dem Tode meiner Frau die Leibrente fort, welche sie bezog, und jetzt bin ich aller Existenzmittel so vollkommen entblößt, daß ich morgen wie ein Hund auf der Straße sterben würde, wenn du es wagtest, mich heute aus dem Thore zu jagen.“

„Darauf hin werde ich es ohne Bedenken wagen; ich fühle mich frei von aller Verantwortlichkeit für dein Geschick und berechtigt, das bittere Loos, welches ich dir verdanke, wenigstens in ruhiger Einsamkeit weiter zu schleppen.“

„Wie du willst; ich bestehe nicht darauf, just in Schwarzgarten zu bleiben. Die heimathliche Luft war mir nie so süß, daß ich sie nicht ohne Bedauern entbehren könnte. Gib mir denn eine Jahresrente, mit der ich an irgend einem abgelegenen Orte mich leidlich durchschlagen kann.“

„Das verlangst du von mir?“ schrie sie auf, zitternd und bleich vor Entrüstung. „Du, du, der meine moralische und materielle Existenz bis auf den letzten Grund zerstört hat! Elender! Deine Schamlosigkeit überbietet noch all' deine sonstige Schlechtigkeit.“

Wieder zuckte er in seiner widerwärtigen Weise die Achseln. „Was willst du? — Ich habe weder den Muth noch die Kraft, Steine zu klopfen; das müßte ich doch, wenn ich nicht eben auf einem Steinhaufen verenden will wie ein herrenloses Thier. Und du, wie sehr du dich außer aller Verantwortlichkeit wähnst, kannst du es über dich gewinnen, es auf den Straßen erzählen, an den Kirchthüren ausrufen zu hören, es in allen Tageblättern gedruckt zu sehen, daß ein Mensch auf dem Düngerhaufen umgekommen, der dein Bruder, Freifräulein von Laden, der das Haupt deiner Familie war, der Letzte deines alten —“

„Hör' auf, hör' auf,“ unterbrach sie ihn, wild emporfahrend, und erhob die Hand so drohend gegen ihn, daß er er-

schrocken einige Schritte vor ihr zurückfloh. „Welche Erinnerungen wagst du wachzurufen! Weißt du nicht, daß sie den vollen, brennenden Haß gegen dich und deines Gleichen erwecken, den ich so mühsam eingelullt hatte? Wie kann ich mich aber wundern, daß du dich dieser vergifteten Waffe bedienst, da du weißt, daß du durch sie siegst?" Die Hände ringend, maß sie das weite, leere Gemach wie umhergetrieben von innerer Qual.

Er beobachtete sie einen Augenblick und fragte dann: „Du siehst also ein, daß ich bleiben muß?"

„Du zwingst mich, du zwingst mich," erwiderte sie mit angegriffener Stimme. „Wie einst mein Glück und meine Hoffnung, so muß ich jetzt den letzten Rest meiner Habe, die Ruhe der Einsamkeit, hinwerfen um des unseligen Geschickes willen, einen Elenden, wie dich, Bruder zu nennen. O, damals habe ich auch Schiffbruch gelitten an den besten Eigenschaften des Geistes und Herzens: an Glauben, Liebe, Vertrauen, Menschenfreundlichkeit; jetzt, jetzt werde ich völlig zu Grunde gehen!" Sie sank auf einen Stuhl und verbarg das Gesicht in den Händen, zitternd und stöhnend unter der Gewalt ihrer Empfindungen.

Ihr Bruder verhielt sich schweigend, bis sie wieder aufschaute, und sagte dann mit dem Versuche, zu überreden: „Es würde doch besser sein, für dich sowohl als für mich, wenn du dich entschlössest, mir jährlich eine kleine Summe zu geben, um —"

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich das nicht kann," unterbrach sie ihn finster. „Bis auf die ekelhafte Hefe muß ich den Kelch leeren, den du mir bereitet hast. Ich muß das kärgliche Brod, das du mir gelassen, unter diesem Dache mit dir theilen, und sei überzeugt, bitter wird die Nahrung uns Beiden sein. Wenn du aber —" Sie stockte.

„Wenn ich — was wolltest du sagen?"

Einen prüfenden Blick auf ihn werfend, hob sie wieder an: „Warum sollte ich dich schonen, da weder du noch sonst ein Mensch mich jemals geschont hat? Heute muß alles zwischen uns gesagt werden; denn ich wünsche nie mehr allein mit dir zu reden. Ich werde dir oben zwei Zimmer herrichten, wo du dich mit dem Mädchen aufhalten kannst. Wir werden uns nur bei den Mahlzeiten sehen, und dann ist Sanders, mein Verwalter, zugegen. Wenn du aber stirbst," sagte sie schonungslos, „sende ich deine Tochter sofort zu den Verwandten ihrer Mutter."

„Thu' das," nickte er gleichgültig; „mir kann es gleich sein, wo sie nach meinem Tode bleibt." Er wußte nur zu gut, daß seine verstorbene Frau bloß einen Bruder hinterlassen hatte, welcher fast eben so mittellos und noch verkommener war als er selbst.

III.

Der Sommer war dahin; die reinen, milden Herbsttage, dann die wilden Stürme der Tag- und Nachtgleiche waren ihm gefolgt; einige kurze, schöne Octobertage waren der rauhen Regenzeit des Novembers vorausgegangen, und jetzt schien der Winter in seiner kalten Herrlichkeit auf der Erde festen Fuß gefaßt zu haben. Alle die vielen, langen Tage dieser Zeit hatten der Baron von Laden und seine kleine Tochter in Schwarzgarten zugebracht — und für ein Kind können die Tage sehr lang und sehr ermüdend werden, wenn es sie in Angst und Kummer verleben muß. So lange die Wärme des Sommers und die Milde des Frühherbstes ihrem kranken Vater noch einen zeitweiligen Aufenthalt im Freien gestattet hatten, war ihr trübes Dasein doch nicht ohne jeden Lichtblick verflossen. Wenn die Luft nicht zu rauh war, hielt der Kranke

sich lieber im Freien als im Hause auf, und dies war für seine treue, geduldige Gesellschafterin die Quelle mancher kleinen Freude. In den ersten Tagen nach ihrer Ankunft in dem alten Schlosse hatten sie sich nur bis in den Garten gewagt; aber hier bot sich ihnen wenig Erfreuliches. Bis auf die schmalen, mit Malven und Sonnenblumen bepflanzten Beete, die den breiten Mittelweg einfaßten, und ein Rondel von Grasnelken, welches die zerbröckelnde Sonnen-Uhr umgab, war der Garten nur zu Zwecken der Nützlichkeit bestimmt; weder Gebüsch noch Rasengrund, weder Lauben noch Baumschatten erfreuten hier Auge und Herz. Die Obstspaliere an der Mauer schienen fast zu Wildlingen geworden, weil die haltenden Latten vermodert waren, und die Scheere eines kundigen Gärtners fehlte. Auch die übrigen Obstbäume kränkelten ungepflegt auf dem kalten, eisenhaltigen Boden, und an der Rückseite des Hauses krochen die verkommenen Ranken eines Weinstockes an den vereinzelten Resten eines ehemaligen Gitterwerkes empor.

Nur ein Plätzchen in dem großen Garten lud zu längerm Aufenthalte ein. Es war ein Steinsitz unter einem prachtvollen Nußbaum, dessen kräftiger Stamm und stolze Krone aller Vernachlässigung Trotz boten. Aber hier durften der Kranke und sein Kind sich nicht niederlassen; denn es war ihnen durch den Verwalter bedeutet worden, sie könnten sich im Garten aufhalten, wo es ihnen gefiele, nur nicht unter dem Nußbaume, weil hier das gnädige Fräulein zu sitzen pflege. Der Mann hatte die unfreundliche Botschaft ungern überbracht und sie so viel als möglich zu mildern gesucht. Dennoch warf der Baron einen Groll auf ihn, während Hedwig wohl begriff, daß Herr Sanders gern rücksichtsvoller gehandelt haben würde, wenn es nur in seiner Macht gestanden hätte. Sie erwiderte deshalb seine kurzen Grüße beim Kommen und Gehen mit dankbarer Freundlichkeit, und in der Brust des trockenen, alten Wirth-

schafters keimte, ohne daß er selbst es bemerkte, eine warme Zuneigung für die arme Kleine.

Sobald der Baron sich etwas von der Ermüdung der Reise erholt hatte, wagte er sich mit Hedwig auf's Feld, und hier begannen ihre kindlichen Freuden. Etwa zwanzig Minuten von Schwarzgarten entfernt zogen leichte, dünenförmige Erhöhungen, theils mit Ginster und Haidekraut bedeckt, theils mit Tannen und Fichten bestanden, vom Ufer des kleinen Flusses aus bis tief in die braune Haide hinein. Auf dem höchsten dieser Hügel, zunächst am Flusse, erhob sich unter dem treuen Schutze einer schönen Lindengruppe eine kleine, alte Kirche, in welcher an Sonn- und Feiertagen eine Messe für die Landleute der Umgegend gefeiert wurde, und unter deren Steinplatten das Erbbegräbniß Derer von Laden sich befand. Vom Schlosse führte durch Feld und Haide direct zu der Kapelle ein schmaler, schattenloser Pfad hinauf; es war der einzige, dessen die Bewohner von Schwarzgarten damals sich bedienten. In frühern Tagen, als während der Glanzzeit des Hauses und Geschlechtes die Herrschaften sich allsonntäglich in ihrer Pracht-Carrosse zum Gottesdienste begaben, folgten sie einem breiten Fahrwege, der sich zwischen einer Doppelreihe stattlicher Buchen in anmuthiger Windung vom Schlosse nach dem Hügel hinanzog, freilich die Entfernung etwas vergrößernd, dafür aber beinahe ununterbrochen den Krümmungen des hellen Flusses folgend, der hier die Weiden von Schwarzgarten und dort den Fuß der Anhöhe umspülte. Der Weg war längst verschwunden, überwuchert von üppigem Grase und wilden Farrenkräutern. Die stolzen Damen und Herren, die einst dort zu fahren und zu reiten pflegten, hatten dem Schäfer von Schwarzgarten und dessen Heerde Platz gemacht, die von Zeit zu Zeit vorüberzogen, um die hier wachsenden Gräser und Kräuter nicht nutzlos verkommen zu lassen. Aber die stolzen Buchen wiegten ihre breiten Kronen in der süßen

Sommerluft so schön, so schattig und so laubreich, wie nur je, und zu ihren Füßen fand der arme, späte Sprößling des untergehenden Geschlechtes seine seltenen, stillen Freuden.

Der Kranke und das Kind gebrauchten oft lange Zeit, um vom Schlosse zur Kapelle hinauf zu gelangen, da der müde, gebrochene Mann häufig nach wenigen Schritten schon gezwungen war, sich auszuruhen; aber sie hatten ja auch keine Eile, ihr Ziel zu erreichen. Während der Vater dann finster brütend auf irgend einem erhöhten Rasenfleck oder einer starken Baumwurzel saß, sammelte das Kind die bunten Blumen des Sommers, die federartigen Blätter des Farrenkrautes und die zarten Blüthenrispen der Gräser und band große Sträuße für die finstere Tante und ihren wortkargen Verwalter. Eine werthlose Gabe freilich: aber es war die einzige, die das Mädchen zu reichen hatte, und es bot dieselbe mit einem solchen Ausdruck von Liebe, daß der alte Sanders wenigstens nicht das Herz hatte, sie zurückzuweisen. Er nahm sie verlegen an, hielt sie hölzern in der Hand und vergaß nie, sie in seine Stube zu tragen, wo in der Ecke, in welcher er sie niederlegte, allmälig ein Heuhaufen sich bildete. Fräulein Annette hatte aber, so oft das Kind sie auch zu beschenken versuchte, und so bittend es dabei in ihre Augen blickte, jedes Mal in so hartem Tone gesagt: „Ich brauche deinen Wisch nicht," daß Hedwig nicht mehr wagte, ihren kleinen Tribut ihr anzubieten.

Sie hatte aber draußen noch hunderterlei andere Dinge zu thun. Das Moos und die Flechten an den Grabenrändern, die kleinen Muscheln des Flußsandes und der weiße, schimmernde Ufersand selbst waren alles Gegenstände der mannichfachsten Unterhaltung für sie. Und wenn sie aller dieser Spielzeuge auch bisweilen überdrüssig werden konnte, so wurde sie doch niemals müde, das Spiel des Windes in dem säuselnden Laub der alten Buchen, das Vorüberfluthen der Wellen zu

ihren Füßen oder den Flug der Wolken am Himmel zu beobachten.

Auch der Platz vor der kleinen Kirche, von deren Portal aus man weit in das Land hinaus schauen konnte, über Felder, Wiesen und Haideflächen, über stille Gehöfte zu fernen Kirchthürmen hin, und das Innere der Kirche selbst, mit der dunkeln Wölbung und den Glasmalereien der Fenster, gehörten zu ihren Freuden. Wie Andere in einen Festsaal, trat sie in den feierlichen Raum, beklommen und doch froh. Hier betete und hier träumte sie, und Gott sah gewiß gnädig in ihr kindliches Herz; denn ihr Gebet war ein selbstloses Flehen für Andere, und ihre halb unbewußten Träume waren so rein wie ihr Gebet.

Sie wäre glücklich gewesen; denn das drohende Gespenst des bittersten Mangels, welches seit dem Tode ihrer Mutter sie und ihren Vater unausgesetzt verfolgt hatte, ängstigte sie jetzt nicht länger. Aber die Krankheit und die Unfreundlichkeit ihres Vaters und die feindselige Härte ihrer Tante lasteten mit schwerem Drucke auf ihr. Wie sie auch sorgte und betete — des Vaters Genesung trat nicht ein; wie sie ihn liebte, wie sie ihm diente, unverdrossen, selbstvergessen, Tag und Nacht — er hatte kein gütiges Wort, keinen freundlichen Blick für sie. Und die Tante, o die Tante! Ein Blick in dies strenge Gesicht, in diese finstern Augen machte das Herz der Kleinen erstarren, und der harte Ton ihrer Stimme konnte sie erzittern lassen bis in's innerste Mark.

Sie war aber bei alledem muthig und hoffnungsvoll, und mit dem noch ungeprüften Vertrauen des Kindes glaubte sie unbewußt an fremde Güte und Großmuth. Sie suchte beharrlich die Steinrinde, welche das Herz des alten Fräuleins umgab, zu durchbrechen und war, ohne sich darüber klar zu sein, fest überzeugt, in der Tiefe auf einen edeln Kern zu stoßen. Sie war unermüdlich in ihrem Bestreben, ihrer Tante Gutes

und Freundliches zu erzeigen, so beflissen diese sich auch immer zeigen mochte, dieses Streben zu vereiteln. Heute wandte sie sich mit einem kleinen Seufzer und einem schmerzlichen Erröthen ab, um die Brombeeren, welche die Tante mit einer ungeduldigen Handbewegung und den unwirschen Worten: „Ich mag das sauere Zeug nicht,“ abgewiesen hatte, dem alten Sanders anzubieten, und nach wenigen Tagen schon versuchte sie die strenge Dame mit einer Handvoll mühsam gesammelter Haselnüsse zu beschenken, um eben so rauh zurückgewiesen zu werden.

Eines Abends im Beginne des Herbstes hatte das plötzlich rauh gewordene Wetter den Kranken und seine treue Gefährtin früher als gewöhnlich in das Haus zurückgetrieben. Sie hatten eben die enge, aus dem Souterrain hinauf führende Treppe erstiegen und wollten sich, wie sie stets zu thun pflegten, wenn sie noch so kurze Zeit vor der Stunde des Abendessens das Schloß betraten, in das obere Stockwerk zu ihren eigenen Zimmern begeben, als der zufällig heraustretende Verwalter die Thüre des Wohnzimmers öffnete und so einen Blick in dasselbe gestattete. Staunend sah Hedwig, daß Fremde in dem Gemache sich befanden, und daß ihre Tante sich mit denselben unterhielt. Auch ihr Vater bemerkte die Anwesenheit der Gäste; aber wenig geneigt zur Geselligkeit, wie er vermöge seines Zustandes und seiner gedrückten Lage war, beeilte er sich, die Haupttreppe zu gewinnen, um so schnell als möglich sein einsames Zimmer zu erreichen. Nicht so das Kind. Halb hingenommen von dem Wunsche, seinem alten Freunde, dem Verwalter, ein mit Buchackern gefülltes Binsenkörbchen anzubieten, halb bestrickt von seiner Verwunderung über das Erscheinen von Fremden in Schwarzgarten, stand es unentschlossen in der Vorhalle, als der Blick des einen Gastes auf sein schüchternes Gesichtchen fiel. Es war ein schöner, alter Mann mit einem noch frischen, feinen Gesichte, würdiger, aufrechter

Haltung und ruhigen, gemessenen Bewegungen, dessen Auge sich lebhaft forschend auf die junge Hedwig richtete. „Ach,“ sagte er zugleich mit etwas fremdartiger Aussprache, aber in ganz richtigem Deutsch, „das ist gewiß das junge Fräulein“; und höflich auf sie zuschreitend beugte er die ehrwürdige Gestalt und den schönen, alten Kopf mit dem spärlichen, tadellos geordneten Haar grüßend vor dem Kinde.

Das Gesicht der Tante, welches sich in der Unterhaltung mit den Fremden ein wenig belebt zu haben schien, versteinerte sich wieder, sobald sie ihrer Nichte ansichtig wurde, und sie erwiderte nichts.

Da übernahm denn Hedwig selbst die Antwort und sagte, mit etwas zaghafter Freundlichkeit zu dem alten Herrn aufblickend: „Ja, ich bin Hedwig von Laden.“

„Mon Dieu, wer könnte daran zweifeln?“ hob jetzt der zweite Gast, eine kleine, sorgfältig aufgeputzte Dame, die im Alter dem Fremden nicht gar zu fern stand, an. „Sie hat den Familienzug; sie ist eine so richtige Demoiselle von Laden, wie nur je eine in dem Schlosse Schwarzgarten geboren ist.“

„Sie ist aber nicht hier geboren,“ bemerkte Fräulein Annette mit ihrer gewohnten Schärfe.

Ein verlegenes Schweigen folgte. Der freundliche, alte Herr brach es bald mit den Worten: „Sie haben gewiß einen Spaziergang in der Buchen-Allee gemacht, mein junges Fräulein? Ach, die schöne Buchen-Allee! Ich habe sie schon gekannt, als das gnädige Fräulein Annette von Laden noch jünger war, als Sie jetzt sind.“

„Ah, c'est vrai,“ bestätigte die kleine, alte Dame. „Und wie oft haben wir den gnädigen Herrn, Ihren Großpapa, und die Frau Großmama in der schönen Allee spazieren fahren und den Baron Justus und Demoiselle Annette reiten sehen! Ach, die schöne, alte Zeit!“

„Sie ist vorüber," sagte Fräulein Annette mit finsterer Miene und hartem Ton. „Berühren wir sie nicht weiter. Ich bitte Sie, Herr Harry, suchen Sie meinen Bruder in seinem Zimmer auf — das Eckzimmer an der Kapellenseite —, und wenn Sie zurückkommen, theilen Sie mir mit, wie Sie ihn gefunden haben. Komm' herein, Hedwig."

Das Kind gehorchte, während Herr Harry das Zimmer verließ, um sich zu dem Baron zu begeben. Die beiden Frauen nahmen am Tische Platz, indeß die Kleine, noch immer ihr Binsenkörbchen in der Hand, unschlüssig vor ihnen stand. Die Stille wurde allen Dreien peinlich, am drückendsten aber war sie für Hedwig; und nur um dieselbe zu unterbrechen, bot sie ihrer Tante das Körbchen an, freilich mit keinem bessern Erfolge, als ihr auch bei frühern Gelegenheiten zu Theil geworden war. Die harte Zurückweisung wirkte aber in Gegenwart der Fremden noch schmerzlicher als gewöhnlich. Das Kind fuhr zusammen, dunkelroth und mit stockendem Athem.

In der Brust der fremden Dame regte sich ein lebhafter Zorn über die Härte des gnädigen Fräuleins. Aber nicht vergebens hatte sie ein langes, vielbewegtes Leben durchkämpft; sie besaß eine feste Selbstbeherrschung, und statt ihrem ersten Impulse zu gehorchen und das Kind zu sich zu rufen, um für sich selbst mit süßen, kosenden Worten die so hart verschmähte Gabe zu erbitten, sagte sie ruhig vermittelnd: „Die Kinder können nicht begreifen, daß man im spätern Leben nicht mehr liebt, was sie lieben. Wenn die kleine Demoiselle von Laden ein erwachsenes Fräulein sein wird, wird sie auch nicht mehr gern diese — diese — petites faînes essen wollen."

„Sie hat aber leider jetzt nichts anderes im Kopfe, als solch unnütze Dinge. Ich weiß nicht, was aus dem unglückseligen Geschöpfe werden soll; es beschäftigt sich niemals, weder mit einer Handarbeit noch mit einem Buche."

Auf diese Anklage ihrer Tante antwortete Hedwig leise und schmerzlich erröthend: „Ich kann es nicht, Tante.“

„Du kannst es nicht?“ — fragte Fräulein Annette wegwerfend. „So lautet die stehende Entschuldigung aller Faulen.“

In Hedwig's Augen traten Thränen. „Nein, Tante — ich habe ja kein einziges Buch und — und — mit Handarbeiten umzugehen, habe ich nicht gelernt.“

„Da sehen Sie, Mademoiselle,“ sagte das alte Fräulein mit einer Art bittern Triumphes, „welcher Art die Erziehung ist, die man meiner nièce gegeben hat.“

Demoiselle Harry war ein wenig verlegen; aber sich schnell fassend, erwiderte sie: „Hélas, chère Baronne, diese Zeit ist eine andere, als die unserer Jugend war. Man legt jetzt mehr Werth auf die geistige Bildung, wie man es zu nennen beliebt, als auf die artigen, kleinen Fertigkeiten, mit welchen die jungen Damen früher in so hübscher Weise ihre Zeit auszufüllen pflegten.“

„Geistige Fähigkeiten!“ rief Fräulein Annette. „Gott steh' mir bei! — Sie wird bald dreizehn Jahre alt sein, und ich bin überzeugt, sie ist so unwissend, daß man sie ohne Mühe glauben machen könnte, der Großtürke wohne in Rom statt in Constantinopel.“

Ein brennendes Erröthen Hedwig's verrieth, daß ihre Tante in Bezug auf ihre geringen Kenntnisse keinen Fehlschluß gemacht habe. Aber so schüchtern sie war, versuchte sie dennoch, sich zu entschuldigen, um so mehr, als sie instinctmäßig fühlte, daß der Tadel für ihre Unwissenheit nicht sowohl sie selbst als ihre Eltern traf. „Ich weiß nur sehr wenig; aber ich konnte nicht mehr lernen,“ sagte sie, weil Mama immer so krank war, daß ich sie nicht verlassen konnte, um in die Schule zu gehen. Als sie noch nicht immer zu Bette lag, hat sie mich lesen und schreiben gelehrt; wenn sie wieder gesund wäre, sagte sie, wollte sie mich auch rechnen und zeichnen und sticken

lehren; aber" — des Kindes Augen füllten sich mit schweren Thränen — „die arme Mama ist nicht gesund geworden; sie ist gestorben."

Auch Demoiselle Harry hatte feuchte Augen; sie sagte theilnehmend und tröstend: „Sehr traurig; aber zum Lernen ist es noch nicht zu spät. Demoiselle Hedwig ist noch sehr jung, und wenn die gnädige Tante erlauben wollen, daß sie mich zuweilen besucht, so will ich ihr mit großem Vergnügen zeigen, wie man filetirt und brodirt, und wie man Tapisseries und Dessins macht."

„Ihr Anerbieten ist gütig, Mademoiselle," erwiderte Fräulein Annette. „Es ist nur schlimm, daß die eigenen Eltern meiner nièce das größte Hinderniß bei ihrer Ausbildung werden mußten. Sie kann für jetzt wenigstens nicht davon befreit werden, ihrem Vater täglich und stündlich Gesellschaft zu leisten."

„Aber wenn Papa wieder gesund ist, Tante Annette, darf ich dann zu der guten Dame gehen, um zu lernen?" fragte Hedwig.

„Wenn die Zeit kommt, werde ich es in Ueberlegung ziehen; geh' jetzt zu deinem Vater hinauf," antwortete Fräulein Annette mit gewohnter Kürze und wandte sich von dem Kinde ab.

Dieses sah furchtsam nach ihr hin. Mit der stillen Festigkeit jedoch, welche ihm eigen war, überwand es seine Scheu vor einer möglichen, verschärften Aufforderung, hinaufzugehen, und reichte, ehe es das Zimmer verließ, der Fremden mit einem schüchternen Knixe die kleine Hand.

Diese gab ihm ein freundliches Abschiedswort und folgte dem Kinde mit theilnehmenden Blicken, bis die Thüre sich hinter ihm schloß. Dann sagte sie, zu Fräulein Annette gewandt: „Welch ein liebes, junges Fräulein! Es muß eine Freude für Euer Gnaden sein, sie im Schlosse zu haben."

„Ich sehe wenig von ihr," versetzte das Fräulein. „Sie ist von Morgen bis Abend mit ihrem Vater in seinem Zimmer oder im Freien, was mir auch lieb ist."

Demoiselle Harry wollte den eigentlichen Sinn dieser Bemerkung nicht verstehen und entgegnete deshalb: „Ah, natürlich; dann ist der Herr Baron nicht allein, was für einen Kranken niemals gut ist. Sie ist gewiß ein großer Trost für den Herrn von Laden."

„Ich weiß das nicht; ich sollte vielmehr glauben, wenn er nicht ein so vollendeter Egoist wäre, müßte sie eine schwere Sorge für ihn sein. Was denkt er wohl, das aus ihr werden wird, wenn er die Augen für immer schließt?"

„Vielleicht fühlt Herr Baron Justus sich nicht so krank, wie Euer Gnaden glauben; und im schlimmsten Falle hofft er auf Ihren Schutz für sein verwaistes Kind."

„Ich habe nicht die Absicht, mich mehr mit ihr zu befassen, als von der äußersten Nothwendigkeit geboten sein wird. Wir wollen weiter darüber sprechen, wenn Monsieur Harry zurückkommt. . . . Sie wünschen das Gitter an der Straßenseite des Hauses erneuert zu haben? Ich will am Sonntag zum Gottesdienst nach Ellrode kommen, um selbst nachzusehen, ob es nicht noch ausgebessert werden kann. Sie wissen, ich bin gezwungen, meine geringen Mittel jetzt mehr als je zu Rathe zu halten."

Damit war dem Gespräche eine andere Wendung gegeben, und es kam nicht mehr auf Hedwig und deren Vater zurück, bis Herr Harry von seinem Besuche bei Letzterm zurückkehrte.

So wie Herr Harry das Zimmer betrat, richtete Fräulein Annette die gespannte Frage an ihn: „Sie sahen und sprachen also jetzt meinen Bruder; nun — wie beurtheilen Sie seinen Gesundheitszustand?"

Das Gesicht des schönen, alten Mannes hatte einen bekümmerten Ausdruck, als er antwortete: „Ich bin überrascht und betrübt, den Baron Justus so elend gefunden zu haben,

so sehr ich auch darauf vorbereitet war, ihn krank zu sehen. Seine Tage sind gezählt; wenn er das Weihnachtsfest noch überleben sollte, so wird der nächste März ihn doch sicher dahinraffen."

„Glauben Sie?" fragte das Fräulein ernst, aber ohne irgend ein Zeichen von Rührung oder Mitgefühl.

„Ich bin davon fest überzeugt. Der Baron hat ein starkes Zehrfieber, und seine Kräfte haben schon sehr abgenommen; es ist unmöglich, daß er das noch lange aushalten kann. Aber, wie viele Kranke seiner Art, vermied er es, über seinen Zustand zu sprechen, und so konnte ich nicht erfahren, ob er sich in der Behandlung eines Arztes befindet."

„Allerdings," versetzte das Fräulein. „Obgleich er nicht den geringsten Anspruch an meine Theilnahme oder an meinen Beistand hat, so geschieht für ihn, was für jeden Menschen geschehen würde, der unter meinem Dache erkrankt. Weil ich das Geschwätz in Ellrode vermeiden möchte, habe ich den Arzt aus dem etwas entferntern Marbeck kommen lassen, der meinen Bruder wöchentlich einige Male besucht."

„Möchten das gnädige Fräulein denn nicht lieber den Arzt über die Krankheit des Barons Justus befragen?"

„Nein, Monsieur Harry. Ich mag einen Fremden nicht im entferntesten mit meinem Gefühl — oder mit meinem Mangel an Gefühl für meine Verwandten, es gilt mir gleich, wie Sie die Sache auffassen — bekannt werden lassen. Sie kennen die Vergangenheit und vermögen deshalb, leidlich gerecht über den Einfluß zu urtheilen, den sie auf die Gegenwart übt. Auch sind Sie ein erfahrener Mann und waren vielfach Zeuge von Leiden und Krankheiten. Deshalb genügt mir an Ihrem Urtheile, und ich werde danach handeln."

„Handeln?" fragte der Greis, im ersten Augenblicke erstaunt. Dann aber glaubte er zu verstehen, was die Baronesse andeuten wolle, und fügte mit einer noch immer sehr an-

muthigen Verbeugung, während sein Gesicht die wärmste Anerkennung aussprach, hinzu: „Ah — ich begreife — da Euer Gnaden erfahren, daß die Lebenszeit des Herrn Barons wohl von sehr kurzer Dauer sein wird, wollen Sie alles thun, was ihn noch zu erheitern und zu erfreuen vermag.“

„Nichts der Art,“ versetzte das Fräulein mit derselben wegwerfenden Bewegung ihrer schmalen, blassen Hand, mit welcher sie die werthlosen Gaben der armen Hedwig abzuweisen pflegte. „Ich sorge für die nothwendigen leiblichen Bedürfnisse des Barons, wie ich für die eines jeden hülflosen Kranken sorgen würde, der auf meine Barmherzigkeit angewiesen wäre; weiter beabsichtige ich nichts zu thun. Es besteht kein Band zwischen ihm und mir, welches mir irgend welche Rücksichtnahme für ihn aufzunöthigen vermöchte; Sie wissen das wohl. Ich will um meiner selbst willen bis zu seinem Ende meine Menschenpflicht gegen den verlorenen Menschen erfüllen: das ist alles. Dann aber soll es auch vollkommen und für immer damit zu Ende sein. Deshalb habe ich Sie gefragt, ob Sie seinen Tod für nahe halten, und da ich höre, daß dies wirklich der Fall ist, so bitte ich Sie, mir behülflich zu sein, meine Maßregeln danach zu treffen.“

Der Greis verbeugte sich ernst und schweigend. Er glaubte zu errathen, was sie von ihm wünschte, und er wollte ihr nicht erleichtern, es auszusprechen.

Sie war aber längst darüber hinaus, sich durch die Anerkennung ihrer Mitmenschen zum Guten ermuthigen oder durch ihre Mißbilligung sich vom Schlimmen zurückhalten zu lassen, und unbeirrt fuhr sie in kaltem Tone fort: „Nicht genug, daß der Baron gewagt, selbst nach Schwarzgarten zu kommen: er hat auch noch dies blasse, unleidliche Geschöpf mit sich gebracht. So lange er lebt, muß ich es hier dulden; so bald er aber dort oben liegt“ — sie deutete in der Richtung, wo die Kapelle stand — „werde ich sie sofort wegschicken.“

Bis jetzt hatte die kleine Dame das Gespräch zwischen ihrem Bruder — das war Herr Harry — und dem Fräulein ohne die geringste Unterbrechung, aber mit sichtlicher Spannung verfolgt; jetzt brach sie in die ängstliche Bitte aus: „O, mademoiselle de Laden, thun Sie es nicht — je vous en prie — thun Sie es nicht! Pauvre enfant! Wenn Baron Juste stirbt, hat es ja nur Euer Gnaden.“

Die Baronesse machte von neuem ihre abweisende Geberde und zuckte die Achseln, als sehe sie ihre Geduld unbilliger Weise auf die Probe gestellt, und ohne den Worten der Schwester eine weitere Beachtung zu schenken, wandte sie sich wieder an den Bruder: „Von der verstorbenen Mutter meiner Nichte lebt ein Bruder in Böhmen. Es ist ein Husaren-Oberst — Herr von Eschatz — und steht mit seinem Regiment in Josephsstadt. Zu ihm werde ich das Mädchen schicken, wenn sein Vater stirbt; aber ich bin nicht Willens, in die geringste persönliche Berührung mit dem Manne zu kommen, und deshalb wollte ich Sie gebeten haben, Monsieur Harry, meines Bruders Tochter seiner Zeit nach Böhmen zu bringen.“

„Wissen Euer Gnaden etwas Näheres über den Herrn v. Eschatz?“ fragte der alte Herr, seine klaren, braunen Augen so scharf auf das Gesicht der Baronesse heftend, daß sie für einen Moment die ihrigen niederschlug.

Sie blickte jedoch sofort wieder auf und sagte gleichgültig: „Nur wenig. Er ist Wittwer und hat zwei erwachsene Söhne, die unter ihm dienen. Das ist alles, aber auch genug. Seine Kinder sind versorgt, und er selbst bekleidet eine angesehene und einträgliche Stelle. Er ist also besser im Stande, für seine Schwestertochter zu sorgen, als ich.“

„Und von dem Charakter, von den Sitten dieser Herren wissen Euer Gnaden nichts?“ fragte der Greis mit ernster Mißbilligung in seinem ganzen Wesen. „Das Kind ist so jung, und ein Mädchen, und — ich sah es zwar in Angst und

Kummer, denn sein Vater ließ es hart an, als es zu uns heraufkaum — aber ich täusche mich darin nicht: es wird sich in Kurzem zu einer Schönheit entwickeln, die ihm nur zu unheilbringend werden kann in dem Kreise, welchem Sie es überantworten wollen."

„Ich will es bloß seinen Verwandten, also seinen natürlichen Beschützern übergeben," sagte das Fräulein kühl. „Wenn Sie aber meine Bitte, meine Nichte nach Böhmen zu begleiten, nicht erfüllen wollen, Herr Harry, auch gut. In diesem Falle bringt mein Verwalter Sanders sie nach Josephsstadt."

„Euer Gnaden wissen," versetzte der Greis mit unverändert ruhiger, ernster Haltung, „daß ich nicht habe sagen wollen, ich wolle das junge Fräulein nicht nach Böhmen begleiten, wenn es unabänderlich beschlossen ist, dasselbe dahin zu senden. Ich wollte vielmehr bloß bitten, daß Sie die Gewogenheit hätten, noch ein Mal reiflich zu überdenken —"

„Ich habe alles überdacht und werde bei meinem Entschlusse bleiben," unterbrach sie ihn. „Wollen Sie die Mühe übernehmen, Herr Harry, mit dem jungen Mädchen die Reise zu machen, so werde ich Ihnen dankbar dafür sein. Ich kann es keinen bessern Händen anvertrauen; Sie besitzen die nöthige Gewandtheit, wogegen mein alter Verwalter kaum mehr Welterfahrung beanspruchen dürfte, als meine einfältige Nichte selbst."

Damit war der Gegenstand für jetzt erledigt. Herr Harry und seine Schwester verließen bald nachher Schwarzgarten, nicht ohne für Hedwig das lebhafteste Mitleid und auch nicht ohne gegen deren Tante einen eben so lebhaften Unwillen zu empfinden.

IV.

Fünf Viertelstunden von Schwarzgarten lag der Ort Ellrode, ein so echt westfälisches Städtchen, wie es im ganzen Bereich der rothen Erde zu finden war: die Straßen eng und krumm, die Häuser alterthümlich und nur nothdürftig unterhalten, die Fenster- und Thür-Oeffnungen von einer höchst eigensinnigen Unregelmäßigkeit, die Thore eng und düster, und das Pflaster holperig und vernachlässigt. Das Ganze hatte etwas Originelles, ja selbst Anziehendes. Mehr und mehr verschwindet die Eigenthümlichkeit auch dieser kleinen Städte. Die Eisenbahnen und Chausseen machen ihnen moderne Verbesserungen leicht erreichbar und ihre Bewohner für neue Ansichten und fremde Einflüsse zugänglich. Es ist nicht zu leugnen, daß dadurch den Menschen und Dingen ihr festes, eigenartiges Gepräge, was doch auch seine gute Seite hatte, beinahe spurlos abhanden gekommen ist.

Zur Zeit, von der wir reden, hatte Ellrode indeß noch wenig Vortheil aus dem Einflusse der modernen Civilisation gezogen, dagegen seine ganze — nicht frische, nein, seine ganze staubige Ursprünglichkeit bewahrt. Alles war altfränkisch, farblos und langweilig in dem Nest, von den Dohlen, die auf dem Kirchthurme horsteten, und die niemals Junge zu haben sondern stets die alten, heisern, glanzlosen Vögel zu sein schienen, bis zu den Kindern, die auf den Straßen schläfrig umherkugelten — spielen konnte man es kaum nennen —, oder in dem ausgetrockneten Stadtgraben einige verdrossen aussehende Kühe hüteten.

Auf der Höhe des Walles, den dieser Graben umschloß, erhob sich die Stadtmauer, deren festes Gefüge dem Zahn der Zeit so erfolgreich Trotz geboten hatte, daß sie mit ihren, theils

runden, theils eckigen, immer aber zinnengekrönten Thürmen sich als der besterhaltene Bau des ganzen Städtchens erwies. An einigen breitern Stellen des Walles ragten die Kronen schöner, alter Linden über die Mauer; hier und dort hatte sich in einer Spalte oder in der zackigen Brüstung eines Thurmes eine zierliche Birke oder ein schlanker Eschenstamm eingenistet. Wie anmuthig sie aber auch zur Sommerzeit durch ihren frischen Laubschmuck das graue Mauerwerk beleben mochten, eben jetzt streckten sie ihre Zweige nackt und schwarz zum Himmel empor, oder rieben sie ächzend gegen einander, wenn der stoßweise daher sausende Nordwind über die dürren Felder schnob, um sich pfeifend zwischen die alten Schornsteine und düstern Giebeldächer des Städtchens zu stürzen. Es war ein rauher Wintertag, die Luft grau und sonnenlos und dennoch trocken und gespannt, der Boden hart und starr; kein Leben, keine Bewegung war in der Natur außer dem schneidenden Ton des Windes und den häßlichen Staubwolken, die er an den Straßenecken aufwirbelte, als wolle er seine eigenen, feindseligen Angriffe auf die Augen und die Lungen der Vorübergehenden dadurch noch böswillig verstärken.

Im Schutze von Wall und Mauer dehnte sich ein hübsches Gärtchen bis zu dem gegenüber liegenden Kirchhofe aus, von welchem es durch ein grünes, hölzernes Gitter getrennt war. Jenseits desselben wuchsen drei riesige Ulmen, seltene Bäume in diesem Landstrich und deshalb der Stolz des Ortes; sie breiteten ihre Aeste schirmend über das graue Kirchendach. Inmitten des Gartens selbst lag ein altes Haus, eingebettet in ein Labyrinth zierlich geschnörkelter Beete und in etwas weiterm Abstande umgeben von einem Wäldchen wohl gepflegter Obstbäume. Es hatte hohe, zackige Giebel, deren Absätze mit Steinkugeln und kleinen Pyramiden verziert waren und auf der höchsten Spitze durch ein verwittertes, von zwei schadhaften, dünnleibigen Löwen gehaltenes Wappenschild ge-

krönt wurden. Die hohen, breiten Fenster mit den starken Steinkreuzen waren im obern Stockwerk noch mit kleinen, bleigefaßten Scheiben versehen, welche in denen des Erdgeschosses durch größere und hellere ersetzt waren.

Hinter einem dieser letztern saß eine Dame an einem Tischchen mit einer Filetarbeit beschäftigt, von welcher sie in kurzen Zwischenräumen aufblickte, um mit einem bei ihr im Zimmer befindlichen Herrn zu sprechen. „Ein beunruhigender Brief," sagte sie. „Wer brachte ihn dir, Didier?"

„Der Sohn des Schäfers; er hatte hier bei Krämern und Handwerkern zu thun und brachte ihn gelegentlich mit."

„Und sie schrieb ihn schon gestern, sagtest du, Didier?"

„Gestern Morgen bereits," sagte Herr Harry, und einen erbrochenen Brief, den er in der Hand hielt, entfaltend, las er laut:

„Mein lieber Monsieur Harry!

„Sie haben sich in Ihrer Vermuthung von dem nahen Ende meines Bruders, des Freiherrn Justus von Laden, nicht geirrt; ich glaube, daß es jetzt sehr nahe bevorsteht und im Verlaufe weniger Tage schon eintreten wird. Da ich in meinem Entschlusse, seine Tochter nach dem erfolgten Tode ihres Vaters ihren mütterlichen Verwandten zu überantworten, nichts geändert habe, so bitte ich Sie, unserm Uebereinkommen gemäß sich bereit zu halten, dieselbe nach stattgehabtem Begräbniß unverzüglich nach Böhmen geleiten zu können. Mich verbindlich der sehr geschätzten Demoiselle Harry empfehlend, bin ich

Euer Wohlgeboren

„Schwarzgarten, 22. Jänner 18— Wohlgeneigte

Vormittags 10 Uhr. Annette Freifräulein v. Laden."

„Das ist ein abscheulicher Brief!" rief Demoiselle Harry, die deutlichsten Zeichen der Entrüstung in jedem ihrer gutmüthigen Gesichtszüge. „Mit einer solchen Kaltblütigkeit zu sprechen von dem nahen Tode ihres einzigen Bruders, wie

noch keine alte Hexe von Spinnerin vom Tode ihrer Katze sprechen würde! Das sage ich dir, Didier; ich setze nie mehr einen Fuß nach Schwarzgarten!"

„Gemach, gemach, Germaine," versetzte ihr Bruder. „Verrede lieber nichts; denn ich fürchte, ehe viele Tage vergehen, werden wir Beide, du und ich, uns auf dem Wege nach dem alten Castell befinden."

„Nimmermehr! Du magst thun, was du willst; du kannst der herzlosen Person so viele Reverenzen machen, wie dir beliebt; ich werde ihr nie wieder in den Weg kommen."

„Aber Germaine, denkst du denn gar nicht an das arme Kind?"

„Daran soll ich nicht denken?" rief die Schwester in kummervollem Erstaunen aus. „Das ist es ja eben; ich dachte von Anfang an nur an das arme Wesen, und eben deshalb bin ich so entrüstet über die Hartherzigkeit dieses — dieses —"

„Dieses unglücklichen Weibes," half der Bruder ihr beruhigend ein. „Welche Fehler das Fräulein auch begehen mag, so ist es doch einzig durch die Lieblosigkeit und Härte Derer, die ihm die Nächsten waren, das geworden, als was wir es heute sehen."

Germaine brach in Thränen aus. „Du kannst aber doch unmöglich ihr Benehmen rechtfertigen wollen!" schluchzte sie.

„Nicht ein Mal entschuldigen möchte ich ihr Thun," erwiderte der Greis mit seinem ruhigen Ernst. „Aber ich kann es mir erklären aus ihrer traurigen Vergangenheit und sie tief bedauern; und ich wünsche lebhaft, so viel an mir liegt, die schlimmsten Folgen ihrer jetzigen Handlungsweise von dem unschuldigen Kinde abzuwenden."

„Du hast Recht, du hast Recht, mein Bruder," flüsterte Germaine. „Du bist viel vernünftiger, ja, und auch viel besser als ich, und ich will mich deshalb in dieser Angelegenheit gern von dir leiten lassen, Didier."

Sein klares, freundliches Auge sagte deutlich: „Das thust du ja immer.“ Er trat zu ihr, fuhr mit seiner feinen, wohlgepflegten Hand leicht über ihren ergrauten Scheitel und hob wieder an: „Ich habe den Schäferburschen herbestellt, um ihm die Antwort auf diesen Brief mitzugeben. Wenn es dir recht ist, so werde ich dem Fräulein von Laden schreiben, wie wir mit Theilnahme vernommen, daß der gefürchtete Todesfall in ihrer Familie so nahe bevorstehe, und daß wir — du und ich — in jedem Augenblicke bereit sind, nach Schwarzgarten zu kommen, um ihr und ihrer nièce die schweren Stunden so viel zu erleichtern, als es in unsern schwachen Kräften steht.“

„Thue das, thue das, Didier. Ach, das arme Kind! Wollte Gott, ich wäre schon bei ihm!“

„Siehst du, Germaine?“ sagte Herr Harry mit seinem feinen Lächeln. „Man muß nichts verreden. Hoffen wir, daß die Baronesse vernünftig ist und uns je eher je lieber kommen läßt.“

„Ja, ja,“ meinte Germaine zerstreut. „Ob sie wohl dafür gesorgt hat, ihrem Bruder den Trost der Kirche zu verschaffen?“

„Ich hörte von dem Burschen, daß der Pfarrer gestern in Schwarzgarten war, und daß in dieser Beziehung nichts versäumt worden ist. Sie ist eben eine tüchtige Frau,“ meinte der alte Herr weiter; „sie kann lebhaft hassen, aber ihre Pflicht versäumt sie deshalb doch nicht.“

„Wie, Didier, ist das eine christliche Rede in deinem Munde? Wie kann Jemand pflichttreu sein, der seinen Nebenmenschen haßt, noch dazu seinen nächsten Anverwandten, den eigenen Bruder? . . . Aber du willst schreiben; ich will dich nicht weiter stören, und über den Charakter des Fräuleins von Laden stimmen wir ja doch nimmermehr überein.“

Eine geraume Weile war es so still im Zimmer, daß man bloß das Knistern des Holzes in dem eisernen Platten-Ofen

und das Geräusch von Monsieur Harry's Feder vernahm. Seine Schwester beschäftigte sich eifrig mit ihrer Arbeit, bis die alte Pendule auf der bauchigen Commode ein Viertel vor Drei schlug. Dann stand sie auf, verließ geräuschlos die Stube und kam genau mit dem Schlage Drei zurück, um den Nachmittagskaffee für sich und ihren Bruder auf den Tisch zu stellen. Er war auch bald mit seinem Briefe fertig; und während die Geschwister ihr einfaches Vesperbrod einnahmen, verabredeten sie mit einander die zu treffenden Einrichtungen für den Fall, daß die Verhältnisse in Schwarzgarten Herrn Harry zu einer längern Abwesenheit von Ellrode nöthigen sollten. Einige Minuten vor halb Vier hüllte er sich dann in einen unbequemen, hochschulterigen Ueberrock, nahm seinen sauber gebürsteten Hut und seinen Stock mit dem gewichtigen Elfenbeinknopf und verließ das Haus.

Seine betagte Schwester stand am Fenster und sah ihm liebevoll nach, wie er noch so stattlich und rüstig durch den Garten schritt, um seine sauern Sprachstunden zu geben. Ihr gutes Auge wurde feucht, als sie des schweren Lebens voll Sorge und Entbehrung gedachte, welches er all' die langen Jahre hindurch so mannhaft getragen, daß es ihr dadurch leicht geworden war. Als er ihren Blicken entschwand, setzte sie sich nieder, unwillkürlich die Hände faltend und ein dankbares Gebet auf den Lippen.

Seit mehr als dreißig Jahren wohnten die Geschwister Harry in dem stillen Garten zu Ellrode. Ihren eigentlichen Stand und ihr früheres Leben kannte Niemand. Sie waren gekommen, als der Strom der ersten Revolution mit seinen blutigen Wogen ganz Frankreich überfluthete, und man nannte sie mit dem viel gebräuchlichen und viel umfassenden Worte „Emigrés". In ihrer Gesellschaft befand sich ein schwacher, kränklicher junger Mensch; ob er ihnen, ob sie ihm gefolgt, das erfuhr Niemand. Sie umgaben ihn mit der größten

Sorgfalt, der aufmerksamsten Pflege, und er hing sichtlich mit inniger Liebe an ihnen; aber ob er ihr Gebieter oder ihr Schützling, ob sie seine Verwandten, seine Wohlthäter, oder gar seine Untergebenen seien, das vermochten die guten Leute in Ellrode nicht zu ergründen. Als er, zwei Jahre nach ihrer Ankunft in Ellrode, starb, betrauerten sie ihn tief; in ihrer bisherigen Lebensweise änderten sie jedoch für's erste nichts. Einige Monate später bot Monsieur Harry sich den wohlhabendern Bürgern in Ellrode als Sprach- und Musiklehrer für ihre heranwachsenden Kinder an und seine Schwester als Lehrerin in der Kunst, zu zeichnen und feine weibliche Arbeiten zu verfertigen. Weil es außer dem sehr mangelhaften Unterricht in der Pfarrschule wenig Gelegenheit im Städtchen gab, der Jugend einige Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu verschaffen, erhielten Beide ziemlich viele Schüler und Schülerinnen. Was sie auf diese Weise erwarben, mußte wohl, nebst den Zinsen aus ihrem Vermögen hinreichen, ihre bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen; denn sie bezahlten nicht allein pünktlich alles, was sie brauchten, sondern sie waren auch freigebig gegen die Armen des Ortes. Wie hoch dieses Vermögen sich aber belief, wie und wo es untergebracht war, das wußte auch wieder kein Mensch, und man nahm allgemein an, daß Herr Harry in jedem Frühling und Herbste eine Reise mache, um die fälligen Zinsen zu erheben. Diese Annahme hatte etwas für sich. Der Emigré verließ dann nämlich jedes Mal für einige Tage Ellrode; sonst aber empfing er niemals, weder durch die Post noch durch einen besondern Boten, Briefe oder Gelder, und bei aller Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit gebrauchte er doch mehr, als seine und seiner Schwester Unterrichtsstunden im besten Falle eintrugen.

Das Haus, welches die Geschwister bewohnten, war zur Zeit ihrer Ankunft in Ellrode das Eigenthum des Freiherrn Sixtus von Laden auf Schwarzgarten, des Vaters von Baron

Justus und Fräulein Annette. Es hatte von Alters her dem jedesmaligen Majoratsherrn der Familie von Laden gehört, eben so unveräußerlich wie das Hauptgut Ladenburg und das umfangreiche Gut Schwarzgarten. Durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen aber hatte die Familie sich genöthigt gesehen, das reiche Ladenburg sowohl wie auch den besten Theil von Schwarzgarten, seine prächtigen, weitgedehnten Waldungen, zu veräußern. Der Baron Sixtus hatte noch den Verdruß, es erleben zu müssen, wie diese Wälder den Schlägen der Axt erlagen, wie die Ländereien von Ladenburg parzellirt und die freilich schon sehr verfallenen Schloßgebäude von dem neuen Besitzer auf den Abbruch verkauft wurden. Dieselben widrigen Verhältnisse, welche den alten Freiherrn zwangen, sich von dem größten Theile seiner ererbten Besitzungen zu trennen, nöthigten ihn auch, das Wenige an Grundeigenthum, was ihm noch blieb, zusammt dem Schlosse Schwarzgarten und dem Hause in Ellrode, seiner Tochter zu hinterlassen, obgleich ein Sohn — der Baron Justus — ihn überlebte und nach den Statuten des Hauses sein Erbe hätte werden müssen. Auf diese Umstände werden wir später zurückkommen; für jetzt genüge es, daß, als Herr Harry zur Revolutionszeit mit seiner Schwester und seinem jungen Begleiter in der Hauptstadt Westfalens eintraf und sich nach einem stillen, wohlfeilen Orte erkundigte, wo er eine anständige Wohnung für sich und die Seinigen miethen könne, der eben anwesende Baron Sixtus ihm sein Haus in Ellrode anbot. Es war in frühern Zeiten gewöhnlich von alten, unvermählten Damen aus der Familie von Laden bewohnt worden; da aber Baron Sixtus weder unverheirathete Tanten noch Schwestern hatte, stand es seit mehrern Jahren leer, und der Eigenthümer, dessen Glücksumstände bereits zu sinken begannen, war froh, einigen Nutzen daraus ziehen zu können. Herr Harry seinerseits fand den sogenannten Laden'schen Hof in Ellrode

so ganz seinen Wünschen und Bedürfnissen entsprechend, daß er auf die nicht unbilligen Bedingungen, welche der Freiherr ihm stellte, gern einging und nach dem Tode des alten Barons seinen Miethcontract mit der Erbin erneuerte. Alljährlich brachten im Frühling und im Herbst an einem schönen Nachmittage Herr Harry und Demoiselle Germaine den fälligen halbjährigen Miethzins nach Schwarzgarten; und bei einer solchen Gelegenheit wohnten wir auch ihrer ersten Begegnung mit der kleinen Hedwig bei.

Das düstere Ereigniß, welches Fräulein Annettens Brief an Herrn Harry in Aussicht stellte, war eingetroffen, und zwar ehe noch die gutherzigen Geschwister eine Antwort auf ihr Anerbieten, nach Schwarzgarten zu kommen, erhalten hatten. Die Nacht nach dem Tage, an welchem Harry seiner Schwester die Zuschrift des Fräuleins vorgelesen hatte, war die letzte des Barons Justus gewesen. Fräulein Annette hatte an dem Sterbebette des unglücklichen Mannes neben seinem armen Kinde gestanden, ohne Trauer, unbewegt, aber nicht ohne willig und aufmerksam die nöthige Hülfe zu leisten. Auf die angstvolle Bitte des Sterbenden um ihre Verzeihung — und er mußte schwer gefrevelt haben, denn die Qual der Reue war groß in seinem Herzen — hatte sie erwidert: er solle die Verzeihung des Himmels erflehen; die ihrige sei gleichgültig für sein jenseitiges Loos. Als endlich der kämpfende Geist des Unglücklichen entflohen war, hatte sie ihm die Augen zugedrückt und sich dann unverweilt in ihr eigenes Zimmer zurückgezogen, ohne sich weiter um die arme Hedwig zu bekümmern.

Der alte Verwalter hatte im Nebenzimmer gewacht, obgleich seine Gebieterin ihm in ihrer rücksichtslosen Weise befohlen hatte, sich zu Bette zu legen, weil er morgen genug zu besorgen haben werde, um aller seiner Kräfte zu bedürfen, und auch zu unbeholfen sei, um am Krankenbette etwas nützen

zu können. Er gestand beides zu, ohne jedoch dem Befehle des Fräuleins nachzukommen. Seine Sorge um das arme, geduldige Kind, das seit Wochen schon seine jungen Kräfte in der Pflege des Vaters übermäßig angespannt hatte, gab ihm zum ersten Male den Muth, dem Willen seiner Herrin entgegen zu handeln; und als er sah, wie sie sich zurückzog mit ihrer eisigen Haltung und Miene, ohne daß sie ein Wort der Theilnahme oder des Trostes an die verlassene Waise gerichtet hätte, da traf sein sonst so stumpfer Blick sie mit einem so zornigen Leuchten, daß selbst sie davor erschrocken sein würde, hätte sie ihn nicht gänzlich übersehen.

Der alte Mann trat in das Gemach, wo Hedwig trostlos neben der Leiche ihres Vaters weinte. Sie hatte zwar nicht eigentlich ihren Versorger und Beschützer in ihm verloren, aber — sie fühlte das mit dumpfer Angst — sein Dasein war eine Art von Versorgung und Schutz für sie gewesen. Dies aber war für den Augenblick noch der geringste Theil ihres Kummers. Hatte der Vater auch sie nicht geliebt, er war doch ihr sehr theuer, und er gestattete ihr, ihn zu lieben und zu pflegen; ja ihre aufopfernde Sorgfalt war ein Bedürfniß für ihn. Jetzt aber, glaubte sie, lebe Niemand mehr, der es dulde, daß sie ihn liebe, Niemand, der ihrer bedürfe — ja, es gebe keinen Menschen, dem nicht ihre Nähe eine Last sei.

Als sie in dieser bittern Qual ihr Gesicht schluchzend in den Decken des Todtenbettes verbarg, berührte eine Hand ihre Schulter, und eine zitternde Stimme bat leise: „Fräulein, liebes gnädiges Fräulein, weinen Sie nicht so. Ich — ich kann es nicht ansehen; ich habe Sie so lieb. O, ich wollte, ich wäre statt des armen Herrn gestorben, damit ich Sie nur nicht gar so bitterlich müßte weinen sehen."

Hedwig blickte zu dem Verwalter auf und suchte ihre Thränen zu bekämpfen, um seiner Bitte zu willfahren. Aber ein Wort vor allen in seinem schüchternen Versuch, sie zu

trösten, war wie Thau in die Glut ihres Schmerzes gefallen, und seine welke, runzelige Hand in ihre beiden fassend, sagte sie flehend: „O, ist es denn wahr, Herr Sanders? Haben Sie es nicht bloß aus Mitleid gesagt? Haben Sie mich lieb?"

„Ach gewiß, gewiß," bestätigte er, halb verlegen und doch eifrig. „Sie sind ja ein so freundliches Fräulein, und so gehorsam — und so brav — und haben den Herrn Vater so treu gepflegt —"

„Ach, mein Vater, mein Vater! Ich habe nur so wenig für ihn thun können; ich bin noch so jung und ungeschickt. Aber ich liebte ihn so sehr, und diese Nacht sagte er mir, er habe das wohl erkannt, und dankte mir dafür. O, Herr Sanders! mein guter, theuerer Vater dankte mir, und ich habe ihn nun verloren und kann ihm nichts Liebes mehr erzeigen." Von neuem brach sie in schmerzliches Weinen aus.

Das Selbstlose in diesem kindlichen Schmerz fiel selbst dem alten, vereinsamten Manne auf und gab ihm so warme, zärtliche Worte des Trostes und des Mitgefühls ein, daß es ihm gelang, sie zu bereden, das Todtenzimmer zu verlassen und sich für die wenigen Stunden bis zum nahen Anbruche des Tages noch niederzulegen. Sie gehorchte ihm dankbar, und neben dem Bilde ihres sterbenden Vaters nahm sie das seines guten, alten Gesichtes, welches zum Glück die Erinnerung an die harten Züge ihrer Tante verwischt hatte, mit in ihren Schlummer hinüber.

V.

Fräulein Annette von Laden hatte, so weit es ihre beschränkten Mittel erlaubten, bei dem Leichenbegängnisse ihres Bruders all den Pomp entfaltet, der von Alters her bei den

Begräbnissen Derer von Laden üblich gewesen war. Sie hatte dies nicht etwa gethan, weil ihre Gefühle für den Todten eine Milderung erfahren hatten eben durch sein Sterben, wie das ja so häufig geschieht. Sie beurtheilte ihn und seine Handlungsweise vielmehr nach wie vor mit ungesänftigter Härte und empfand über sein Hinscheiden kein Bedauern, sondern sie fühlte dasselbe im Gegentheile als eine Erleichterung. Auch hatte sie nichts von der Schwäche so mancher Menschen, die einer zu späten Reue dadurch einen Ausdruck zu geben suchen, daß sie die Versäumnisse an Liebe und an Liebeswerken, deren sie sich gegen den Gestorbenen bewußt sind, durch die sogenannten letzten Ehren, die sie ihm erweisen, zu ersetzen bemüht sind. Sie zieh sich nicht ein Mal einer Nachlässigkeit gegen den Dahingegangenen; sie hatte nach ihrer Ansicht jede Pflicht gegen ihn erschöpfend erfüllt. Die Freiin von Laden zu Schwarzgarten bestattete den dort verstorbenen Baron von Laden mit allen ihm gebührenden Ehren in die Gruft seiner Väter; das war alles.

Als der feierliche Act vorüber war, als darauf die Geistlichen, der Arzt und die wenigen Pächter von Schwarzgarten das Schloß, wo sie anständig bewirthet worden waren, verließen, blieben Herr Harry und dessen Schwester, welche auch Theil an der düstern Feierlichkeit genommen hatten, bei dem Freifräulein und dessen Nichte zurück.

Das Fräulein hatte ihren sich entfernenden Gästen bis an die Thüre des „Rittersaales“, wo man sich versammelt hatte, das Geleit gegeben. Jetzt wandte sie sich zurück in den weiten, stattlichen Raum, der eben so wohl in Folge seiner Größe und stolzen Höhe, als vermöge des Schmuckes der Wände seine Benennung verdiente. Es war das einzige noch ziemlich wohl erhaltene Zimmer in dem ganzen Schlosse; wahrscheinlich weil einerseits seine Hauptzierde, die in das Täfelwerk der Wände eingerahmten Ahnenbilder und die Grup-

pen von Waffen und Rüstungen in den Ecken und den tiefen Fensternischen eben so wenig wie die schwerfälligen, alten Schränke, Tische und Sessel anders konnten verwerthet werden, als dadurch, daß man sie an ihren Plätzen ließ, und weil anderseits eben die solide Beschaffenheit aller dieser Gegenstände selbst sie gegen die Folgen langer Vernachlässigung schützte. „Gott sei Dank," sagte Fräulein Annette; „nun ist auch das überstanden. Jetzt, Monsieur Harry, haben Sie die Güte, mir zu sagen, wann Sie Ihre Reise mit meiner Nichte anzutreten gedenken."

Hedwig schaute erstaunt zu ihrer Tante auf, während Demoiselle Harry bekümmert sie betrachtete. Herr Harry erwiderte gemessen: „Wenn das gnädige Fräulein befehlen, so kann es in acht Tagen geschehen; früher aber in keinem Falle, weil ich mich vorher gebührend bei meinen Schülern und Schülerinnen beurlauben muß."

„Gut also! Sagen wir: morgen in acht Tagen. Ich werde Sorge tragen, daß bis dahin das nöthige Reisegeld vorhanden und meine Nichte reisefertig ist."

In äußerster Spannung blickte Hedwig bald ihre Tante, bald Herrn Harry und dessen Schwester an.

Letztere fragte, als das Fräulein sich nicht herbeiließ, die stumme Bitte um Auskunft in den Blicken des Kindes zu berücksichtigen: „Haben Ew. Gnaden die junge Demoiselle mit — mit der Absicht bekannt gemacht, welche Sie mit ihr haben?"

„Ich habe nicht die entfernteste Absicht mit ihr," entgegnete Annette hart. „Es würde mir indeß lieb sein, Mademoiselle Germaine, wenn Sie meine Nichte über das Ziel und den Zweck der ihr bevorstehenden Reise unterrichteten. Ich habe mit dem Verwalter zu sprechen und werde in einer Viertelstunde wieder bei Ihnen sein."

Rasch den Saal verlassend, schnitt sie alle Gegenreden, alle Fürbitten, die sie in den mitleidigen Zügen der Geschwister las, ohne Rücksicht ab. So erfuhr Hedwig ihr muthmaßliches künftiges Schicksal wenigstens von freundlichen Lippen und in möglichst milder Darstellung. Dennoch war sie auf das tiefste erschrocken. Ein so jäher, so gänzlich unvorhergesehener Wechsel der Existenz würde selbst für einen Erwachsenen etwas Bestürzendes gehabt haben; um wie viel mehr mußte ein Kind davor scheuen! Dazu war die arme Hedwig nicht genug Kind mehr und erfahren genug in Kummer und Sorge, um nicht zu wissen, was es mit solchen Veränderungen zu bedeuten hat, oder um sich in die Illusionen einzuwiegen, mit denen eine sorglose Jugend gewöhnlich jeden Wechsel willkommen heißt. Auch kannte sie ja bereits zur Genüge das Peinliche in der Lage eines unerwarteten und unwillkommenen Gastes. Und so rang sie angstvoll die schmalen, blassen Hände und stammelte: „O mein Gott, mein Gott, wie unglücklich bin ich! Meiner Tante war ich so sehr zur Last, wie viel mehr werde ich es dem Oheim sein! Ach, und er ist so schlimm, und meine Vettern, seine Söhne, sind so wild. O, was soll aus mir werden, was soll aus mir werden?“

„Kennen Sie denn den Herrn Obersten und die jungen Herren von Eschatz, mein Fräulein?“ fragte Herr Harry das verstörte Mädchen.

„Nein; aber mein Vater sagte oft zu meiner armen Mama, wenn sie gar krank war und wir nichts zu leben hatten, mein Oheim und meine Vettern seien wüst und schlecht; und darüber weinte Mama noch mehr als über unsere Armuth.“

Die Geschwister wechselten tief bekümmerte Blicke und saßen eine Weile rathlos dem unglücklichen Kinde gegenüber. Aber es lag nicht in Herrn Harry's Natur, sich einem bloß

müßigen Bedauern hingeben. Tröstend und beschwichtigend nahm er bald den Faden des Gespräches wieder auf: „Verlieren wir den Muth nicht, mein liebes, junges Fräulein. Der selige Herr Vater kann sich ja in seinem Urtheile über Ihre Verwandten geirrt haben. Der Herr Baron Justus war schon lange krank, und da schienen ihm die Herren Officiere, die wohl ein wenig zu lustig sein mochten, leichtsinnig und wild. Es würde vergeblich sein, Fräulein Annette zu bitten, Sie hier zu lassen; für jetzt geht sie nicht darauf ein. Reisen wir also in Gottes Namen nach Josephsstadt. Sehe ich, daß Sie es gut haben werden bei dem Herrn Obersten, so lasse ich Sie dort; wo nicht, so nehme ich Sie wieder mit mir zurück. Von diesem letztern Entschlusse dürfen wir aber vor unserer Abreise kein Wort gegen Fräulein Tante verlauten lassen."

Hedwig war etwas ruhiger geworden; jedoch immer noch voll Sorge fragte sie: „Aber wohin soll ich denn gehen, wenn ich in Josephsstadt nicht würde bleiben können? Tante Annette wird mich nicht wieder aufnehmen."

„Vielleicht doch," versetzte Herr Harry mit seiner freundlichen Ruhe. „Sollte sie aber wirklich darauf bestehen, Ihnen den Aufenthalt in Schwarzgarten zu verweigern, so kommen Sie zu uns nach Ellrode. Meine Schwester Germaine und ich werden es als eine Ehre und eine Freude betrachten, einen so lieben Gast in unserm Hause zu sehen."

„Ja, kommen Sie zu uns, kommen Sie gleich zu uns!" rief Germaine und breitete die Arme gegen das Kind aus, das sich, in Dankes- und Freudenthränen gebadet, an ihre Brust warf. „Warum soll sie erst noch die weite, beschwerliche Reise machen, Didier? Wir nehmen sie heute gleich mit fort nach Ellrode und trösten und pflegen sie. Und dann werden Sie wieder froh und zufrieden sein, ma pauvre petite demoiselle."

„Wir dürfen das nicht thun, Germaine,“ sagte der bedächtigere Herr Harry. „Das Freifräulein würde es nicht zugeben; vielmehr würde sie, sobald sie von unserm Plane hörte, statt meiner den Herrn Sanders mit dem jungen Fräulein nach Böhmen schicken. Nein, der Wille der gnädigen Dame muß befolgt werden. Sehe ich dann, daß Fräulein Hedwig nicht füglich in Josephsstadt bleiben kann, so bringe ich sie wieder mit; die Reise müssen wir aber zuvor machen.“

So geschah es. Der alte Mann und das Kind traten in rauher Winterzeit den weiten, beschwerlichen Weg an, in Reise-Anzügen, welche sie kaum genügend gegen die Kälte schützten, und nur nothdürftig mit den Mitteln versehen, um sich die Erleichterungen zu verschaffen, welche in damaliger Zeit den Reisenden ohnehin noch in sehr bescheidenem Maße zu Gebote standen. Diese anstrengenden, kalten Reisetage schufen eine warme Zuneigung in den Herzen der beiden so verschiedenen Gefährten. Der liebevolle Schutz, die unermüdliche Fürsorge, welche der Greis der unmündigen Waise angedeihen ließ, erfüllten die Seele dieser Letztern mit tiefer Dankbarkeit. Die stets ungetrübte Freundlichkeit, die unermüdliche Geduld und der frohe Muth, mit der sie anderseits jede Unannehmlichkeit auf sich nahm, jede Beschwerde ertrug und sogar nach Maßgabe ihrer Kräfte für das Behagen ihres Begleiters sorgte, erwarben ihr dessen zärtliche Bewunderung und fast väterliche Liebe.

Sie waren noch eine Tagereise von ihrem Bestimmungsorte entfernt, als sie ein kleines Städtchen erreichten, in welchem sie den Postwagen verlassen und sich ein Unterkommen für die Nacht suchen mußten, weil sie erst mit einer am folgenden Morgen den Ort passirenden Post eine Gelegenheit zur Weiterbeförderung fanden. Als sie den einzigen Gasthof des armseligen Fleckens betraten, fanden sie ihn überfüllt, weil zufällig in dieser Gegend einige Truppendislocationen stattfanden und die

Officiere eines durchziehenden Regiments jeden verfügbaren Raum in Beschlag genommen hatten.

Herr Harry gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Der von Natur schon grobe Wirth, außer sich gebracht durch eine Unzahl unmöglich zu befriedigender Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, beantwortete die bescheidene Bitte des Fremden, dessen gebildete Sprache ihm nur halb verständlich war, mit einem wüsten Zornausbruch. Obwohl Herr Harry auch diesen nicht genau zu enträthseln vermochte, entnahm er doch so viel daraus, daß der Wirth nicht gesonnen sei, sich den Kopf über die Bedürfnisse eines Menschen zu zerbrechen, der offenbar von weit hergelaufen komme, während er nicht ein Mal wisse, wie er es anfangen solle, die Befehle Ihrer Gnaden des Obersten und seiner Herren Officiere zu erfüllen.

Herr Harry stand rathlos auf dem Flur des ungastlichen Hauses, und Hedwig hielt sich schüchtern an seiner Hand fest, als ein noch sehr junger Mann an ihnen vorüber in das Hauptzimmer schritt. Er sah die hier so fremdartigen Gestalten, den saubern, feinen, alten Mann und das hübsche, blasse Kind in seiner Trauerkleidung überrascht an, und ehe er die Thüre hinter sich schloß, faßte er Beide nochmals und schärfer in's Auge. Es war ein Zug großer Gutmüthigkeit in dem heitern, blühenden Gesicht, und das veranlaßte Herrn Harry, ihn anzureden. „Mein Herr —". Aber er verstummte wieder. Was hätte er wohl von dem vornehm aussehenden jungen Manne, der, nach seinem Anzuge zu urtheilen, selbst auf der Durchreise begriffen war, erbitten sollen?

Der Fremde wartete einige Augenblicke auf die Fortsetzung von Herrn Harry's Anrede, und als diese nicht erfolgte, kam er auf ihn zu und sagte freundlich: „Sie scheinen sich in Verlegenheit zu befinden, mein Herr; sollte ich Ihnen mit etwas dienen können?"

Herr Harry grüßte mit seiner gewinnenden Höflichkeit, bevor er antwortete: „Allerdings befinde ich mich in großer Verlegenheit, mein Herr. Ich bin gezwungen, mit meiner jungen Begleiterin hier zu übernachten, und nun scheint nicht allein der Gasthof überfüllt zu sein, sondern der Herr Wirth es als eine persönliche Beleidigung aufzunehmen, wenn man ihn um ein Nachtessen und ein Unterkommen ersucht."

Der junge Mann lachte. „Vollkommen wahr; ich habe vor einer halben Stunde dieselbe Erfahrung gemacht. Indessen habe ich nicht geglaubt, mich geduldig fügen zu müssen, sondern habe mir durch eine Grobheit, die eben so massiv wie die dieses Wirthes ist, ein Abendessen erbeutet. Mein Bedienter hält dabei Wache, während ich nachgesehen habe, ob er meine Pferde gehörig untergebracht hat. Große Delicatesse wird sich freilich meinem Souper nicht nachrühmen lassen; aber es ist substantiell genug, um außer für mich, auch für Sie und Ihre Tochter zu genügen. Es wird mich freuen, wenn Sie es mit mir theilen wollen."

Die Umstände waren so dringend und die Einladung des jungen Fremden war so einfach und wohlgemeint, daß Herr Harry keinen Grund fand, sie abzulehnen. Ehe er jedoch dem Helfer in der Noth in das Speisezimmer folgte, hielt er es für nöthig, einen Irrthum, in welchem derselbe sich offenbar befand, zu zerstreuen. „Mit dem größten Danke, mein Herr," sagte er, artig sich verbeugend, „nehme ich Ihr gütiges Anerbieten an; aber zuvor gestatten Sie mir, Ihnen in meiner Schutzbefohlenen, die nicht meine Tochter ist, das junge Freifräulein von Laden vorzustellen."

Bei der Nennung dieses Namens blickte der junge Mann befremdet, fast erschrocken auf, und ein jäher Farbenwechsel zeigte sich auf seinem Gesichte. Er suchte jedoch seine Bewegung zu verbergen und sagte leichthin, während sein Auge scharf auf Hedwig's Züge gerichtet war: „Sie erzeigen mir

eine Ehre dadurch, daß Sie mir das Fräulein von Laden vorstellen, und ich bitte, mir zu erlauben, daß ich Sie nun auch mit meinem Namen bekannt mache; ich heiße Walter von Hartkirch."

Hedwig machte dem jungen Herrn eine anmuthige Verbeugung, wobei ihre Züge vollkommen ruhig blieben, während Herr Harry heftig zusammenfuhr. Das schien der Fremde, der mehr mit Hedwig beschäftigt war, nicht zu bemerken, und Jener gewann dadurch Zeit, sich zu fassen. Er nannte dem Herrn von Hartkirch nun auch seinen eigenen Namen, und dann verfügten sich alle Drei in das Speisezimmer.

Ein buntes Durcheinander trafen sie hier an. Den Haupttisch umgaben die Officiere, essend, trinkend, rauchend und laut schwatzend. An einem Nebentische befand sich eine Gesellschaft reisender Kaufleute, auch mit dem Genusse ihrer Abendmahlzeit beschäftigt, aber in so stiller, schweigsamer Weise, daß man unschwer errieth, sie suchten so viel als möglich zu vermeiden, die Aufmerksamkeit der tapfern Herren auf sich zu ziehen. Hedwig hatte auf ihren, für die damalige Zeit weiten Reisen schon öfter Aehnliches erlebt; sie fühlte sich zudem jetzt doppelt beschützt, und so folgte sie eigentlich unbefangener als Herr Harry ihrem jungen Führer. In einer verhältnißmäßig ruhigen Ecke, vor einem kleinen, mit Wein, Brod und einem kalten Schinken besetzten Tische, hatte ein stämmiger Mann in einer dunkelgrauen Livree sich breitspurig aufgepflanzt, als sei er bereit, die so schwer eroberten Schätze nicht leichten Kaufs wieder loszugeben. Herr von Hartkirch hieß ihn Teller und Gläser, eine zweite Flasche Wein und ein Glas Milch für Hedwig herbeischaffen. So schwierig die Aufgabe schien, der unerschrockene Graue löste sie glücklich, und in kurzer Zeit sah sein Herr sich im Stande, bei einem, den Umständen nach ganz behaglichen, kleinen Souper den Wirth zu machen. Es gelang ihm so vortrefflich, daß Hed-

wig zum Entzücken ihres alten Freundes bald so heiter wurde, wie er sie noch nie gesehen hatte. Auch Herr Harry verlor allmälig wieder seinen Anflug von Befangenheit und betheiligte sich lebhaft an der Unterhaltung. Als Herr von Hartkirch mit der Offenheit seiner zwanzig Jahre erzählte, daß er aus dem ehemaligen Kurfürstenthume Köln sei, jetzt aber eine Reise nach Prag mache, wo er ein Jahr bei einem Bruder seiner Mutter, dem Grafen von Landeswerth, bleiben werde, sah Herr Harry ihn zwar wieder, wie zuvor bei der Nennung seines Namens, mit einem Interesse an, welches eine leichte Beimischung von Bestürzung hatte; doch nahm er keinen Anstand, dem jungen Manne den Zweck und das Ziel seiner Reise in Gesellschaft des jungen Mädchens mitzutheilen.

Herr von Hartkirch heftete seine Augen auf Hedwig's feines, blasses Gesichtchen mit einem so mitleidigen, bekümmerten Ausdruck, als gehe sie ihn weit näher an, denn eine zufällige Reisebekanntschaft. Er wurde nachdenklich und schweigsam, und als er wieder das Wort nahm, geschah es mit der Frage: „Sie haben kein Unterkommen für die Nacht? Ich bin erfreut, mehr erfreut, als ich sagen kann, daß ich wenigstens dem Fräulein von Laden ein anständiges Obdach anbieten kann. Ich ging, als ich hier alles besetzt fand, zu dem Gemeindevorsteher, der mir auf meine Bitte ein kleines Schlafzimmer eingeräumt hat, und, wie gesagt, es macht mich glücklich, dasselbe dem Fräulein zur Verfügung stellen zu können."

Hedwig wollte freilich von dieser Einrichtung nichts wissen; sie wollte eben so wenig ihren alten Freund allein den Unannehmlichkeiten des Aufenthaltes in der wüsten Speisestube überlassen, als den Fremden der Bequemlichkeit einer regelrechten Nachtruhe berauben. Allein sie mußte sich den Anordnungen ihrer beiden Beschützer fügen, und nachdem diese sie der Frau des Ortsvorstehers übergeben hatten, richteten

sie sich selbst, so gut es gehen wollte, auf einer Streu in dem allmälig stiller werdenden Gastzimmer ein.

Als Herr Harry am folgenden Morgen mit seiner Schutzbefohlenen wieder zusammentraf, erfuhr sie von ihm, daß Herr von Hartkirch in aller Frühe, während der alte Mann noch schlief, seine Weiterreise nach Prag angetreten hatte, ohne den Dank für die vielen Freundlichkeiten abzuwarten, welchen sie ihm so gern ausgesprochen hätte.

VI.

Beim Anbruche eines rauhen Winter-Abends stand Hedwig fröstelnd auf dem holperigen Pflaster eines fremden Ortes, Herrn Harry erwartend, der ihr geringes Gepäck der Fürsorge eines Postbeamten übergab, bis er es werde abholen lassen. Beklommen spähte das Kind um sich, mit dem vergeblichen Versuche, bei dem ungewissen Lichte der Sterne und dem Flackern einer schadhaften Laterne über der Thüre des Postgebäudes, den Charakter der kleinen Stadt zu erkennen, welche ihm wahrscheinlich zum Aufenthalt dienen sollte. Die Einfahrt über die Brücken und durch die Thore der Festung hatte etwas Beängstigendes für die Kleine gehabt, und mit einer an Furcht grenzenden Scheu gedachte sie des Oheims, dem sie jetzt in Folge des lieblosen Willens ihrer Tante anvertraut werden sollte. Herr Harry hatte die nöthigen Vorkehrungen getroffen und einen Führer aufgefunden. In schweigender Sorge und mit zögerndem Schritte ging Hedwig an seiner Hand ihrem unbekannten Schicksal entgegen.

Der Führer blieb vor der Wohnung des Obersten von Eschatz stehen; Herr Harry zog die Klingel und trat mit Hedwig durch die halb offen stehende Thüre in den Flur. Aus

einem innern Zimmer drang der Ton verschiedener Stimmen: einer rauhen, heisern, die nur einem schon bejahrten Manne angehören konnte, und einer zweiten von hellerm, jedoch durchaus nicht einnehmendem Klang. Sie war scharf und schnarrend, und ihr Besitzer durfte schwerlich einen Anspruch auf Sanftmuth machen.

Da auf den Ruf der Klingel Niemand erschien, klopfte Herr Harry an diejenige Thüre, hinter welcher die Stimmen hervorzudringen schienen, und auf ein barsches „Herein" öffnete er sie. Sie führte in ein mäßig großes Gemach, dessen getünchte Wände ein keineswegs frisches Ansehen hatten, während die erblindete Politur und die zerrissenen Ueberzüge der ursprünglich ohne Zweifel prächtigen Geräthschaften wo möglich noch vernachlässigter aussahen. Auf dem großen Tische in der Mitte des Zimmers brannten zwei Talglichter in verbeulten, zinnernen Leuchtern. Daneben standen Bierkrüge und Gläser, eine fast geleerte Branntweinflasche und einige Teller mit Brod und Käse. Ein dichter Tabaksrauch füllte die Atmosphäre, welche ein alter und ein junger Herr, Beide in der Uniform eines österreichischen Husaren-Regiments, vermittels ihrer qualmenden Pfeifen noch mehr zu verderben sich bemühten.

„In's Henkers Namen! kommen S' herein, Wachtmeister," polterte der ältere Officier. „Was stehen S' und lassen S' den Winter von der Straßen in die Stuben kommen? Wissen S' nit, daß die Hitz' alleweil Geld kost't, was wir besser brauchen können, als für das malefiz Ofenholz?"

„'s ist halt nit der Wachtmeister, Papa," sagte der jüngere Officier.

„Nit? Wer soll's denn aber sein?" fragte der Alte; und als er jetzt die Fremden, die auf seine Aufforderung eingetreten waren, näher in's Auge faßte, rief er aus: „Behüt' Gott

— jetzt hat der Bub' Recht gehat; 's ist nit der Wachtmeister."

„Habe ich die Ehre, den Herrn Obersten von Eschatz zu sprechen?" fragte Harry.

„Ja freilich, die Ehre haben S'; sind wohl aus'm Reich? Was wollen S' denn von mir?"

„Für's erste habe ich dem Herrn Obersten diesen Brief zu überreichen," entgegnete Harry, nahm ein Schreiben aus seiner Brieftasche und bot es dem Obersten dar.

Hatte bisher das Gesicht des alten Militairs den Ausdruck eingewurzelter Unmäßigkeit getragen, so sprach sich jetzt unverkennbar ein scharfes Mißtrauen in den ursprünglich schönen, aber durch ein unordentliches Leben entstellten Zügen aus. Er nahm den Brief nicht an, sondern sagte: „Einen Brief wollen S' mir bringen? Aus 'm Reich? — Schauen S', ich weiß Niemanden im Reich, der an mich zu schreiben hätt'."

„Ich bitte um Verzeihung, aber der Herr Oberst irren sich," versetzte Harry. „Der Brief ist wirklich an Ew. Gnaden, und Sie werden finden, daß sein Inhalt von großer Wichtigkeit ist."

„Gott behüt', Sie sprechen, als ob's um 'ne Erbschaft ging'?"

„Es handelt sich allerdings um eine Erbschaft," erwiderte Herr Harry ernst.

Der Oberst streckte jetzt, obgleich immer noch zögernd, die Hand nach dem Briefe aus. Als er aber den bekümmerten Blick bemerkte, den Harry unwillkürlich auf Hedwig richtete, zog er sie zurück und fragte mit erhöhtem Mißtrauen: „Handelt sich's um das Madel?"

„Ja wohl; der Brief kommt aus Westfalen, von dem Freifräulein von Laden, der Tante dieser jungen Dame."

„Von Laden!" rief der Oberst, und sein Mißtrauen begann sich in Zorn zu verkehren. „Sprechen S' mir nit von

Einer, die von Laden heißt, und bringen S' mir auch keine Briefe von ihr. Ich hab' nichts zu schaffen mit denen westfälischen ...."

„Aber der Herr Oberst werden sich erinnern, daß die Familie von Laden nahe mit Ihnen verwandt ist."

„Gar nit ist sie mit mir verwandt!" schrie der Alte. „Mein Vater selig ist der Herr von Eschatz gewesen und meine Mutter eine Baronne von Sebnitz."

„Weisen S' die Sachen nit so von der Hand, Papa," mischte der jüngere Officier sich jetzt in's Gespräch. „Sagt der Herr doch, daß es sich um eine Erbschaft handelt, und Sie wissen, die können wir brauchen."

Harry's Aufmerksamkeit, die bisher vorzugsweise durch den Vater gefesselt worden war, wandte sich jetzt dem Sohne zu. Er erschrack förmlich vor der unangenehmen Physiognomie, auf welche sein Blick traf, — solch ein Gepräge früh vergeudeter Jugend lag auf diesem Gesichte. Der stiere Blick habitueller Trunkenheit, die Frechheit des Schuldenmachers von Profession, die sinnliche Lippe des genußsüchtigen Lebemannes drängten sich in unverkennbarer Deutlichkeit dem Beobachter auf.

„Was hat der Malefiz-Bub' drein zu reden?" grollte der Alte. „Aber geben S' den Brief immer her. Ich kann doch Ja und Nein sagen, wann ich ihn gelesen hab'."

Er nahm den Brief und las. Sein Gesicht verzerrte sich während des Lesens in Haß und Hohn, indeß dasjenige seines Sohnes sich gierig über den Tisch vorschob, als könne der Träger es nicht abwarten, zu erfahren, ob das Schreiben nicht doch vielleicht eine Aufbesserung seiner zerrütteten Finanzen in Aussicht stelle.

Der Alte warf den Brief auf den Tisch und lachte wild auf. So höhnisch und boshaft klang dies Gelächter, daß Hedwig sich zitternd an Harry's Arm klammerte und dieser selbst

sich für einen Moment erschrocken fühlte. Der junge Officier aber rief ärgerlich: „Nu, warum lachen S' dann, Papa, und warum sprechen S' nit? — Sagen S' doch, was es ist mit der Erbschaft."

„Erbschaft?" fragte der Alte, ingrimmig mit der Faust auf den Tisch schlagend. „G'nau wie ich g'sagt hab', ist's. Das Talgg'sicht da soll ich erben und soll's füttern und großziehen, das nichtsnutzige Ding!"

„O, Herr Harry, Herr Harry," flüsterte Hedwig weinend und bebend, „lassen Sie mich nicht hier, lassen Sie mich keine Stunde hier. Ich will lieber sterben, als bei diesen Männern bleiben."

„Sie sollen hier nicht bleiben, mein theueres Kind," flüsterte Harry begütigend. „Sobald wir den Auftrag Ihrer Tante vollends erfüllt haben, gehen wir mit einander fort."

„Das fehlte holter noch," rief der junge Officier, „daß sich ein fremdes Gesindel bei uns wollt' satt essen. Aber wo kommt's denn her, die saubere Erbschaft, Papa?"

„Weißt nit, daß meine Schwester, die Rosine, einen Baron aus dem Reich hat geheirathet, und daß sie Beide gestorben sind, nachdem sie alles bis auf den letzten Kreuzer durchgebracht? Nichts haben's nachgelassen als das wüste Unkraut da; und nun schickt sein' Schwester, die verfluchte Alte, mir's über'n Hals. Aber ich nehm's nit! Ich behalt's nit da! Mag's auf der Straßen umkommen, ehe ich's in meinem Haus behalt'."

„Lassen Sie uns gehen, Herr Harry," flehte Hedwig. „Dies ist ein böser Mann und —" Sie stieß einen Schrei aus und flüchtete schluchzend an Harry's andere Seite.

Der junge Eschatz hatte sich ihr mit unsichern Schritten genähert. „So wüst ist die junge Trottel eben nit," murmelte er. „Wenn's ein paar Jahr' zugelegt hat, wird's bildsauber sein und's ist auch heuer nit uneben." Damit bog er

sich nieder, um Hedwig zu küssen, und vor dieser widerlichen Liebkosung war sie so erschreckt geflohen.

„Das ist genug, mehr als genug!“ rief Harry entrüstet. Sich zu seiner vollen, stattlichen Höhe aufrichtend, deutete er so gebieterisch auf den Sitz, den der junge Eschatz vorher inne gehabt, daß dieser ihn mit einer Miene hündischer Unterwürfigkeit sofort wieder einnahm. „Es wäre ein Frevel, ja, ein unverantwortliches Verbrechen wäre es, dies unschuldige Kind solch' unreinen Händen anzuvertrauen. Ich werde die junge Dame wieder mit mir nach Westfalen nehmen, Oberst Eschatz; und Ihnen wünsche ich, daß Sie zu der beschämenden Erkenntniß gelangen, wie nichtswürdig Sie sich gegen das verwaiste Kind Ihrer Schwester benommen haben.“

Er hatte das schmutzige Zimmer verlassen, lange bevor der Lieutenant von Eschatz sich aus seinem stupiden Erschrecken aufgerafft, und ehe der Oberst sich von seinem Erstaunen erholt hatte, von dem doppelten Staunen über die Dummheit, ihm von so weiter Ferne her ein Pflegekind aufbürden zu wollen und dann so ohne Weiteres auf diese Absicht zu verzichten, besonders aber über die unerhörte Keckheit, ihn, den adeligen Husaren-Obersten, ganz kaltblütig eines nichtswürdigen Benehmens zu zeihen.

VII.

Nach der Abreise ihrer jungen Nichte war ein Gefühl in Fräulein Annette's Brust erwacht, welches, wie wir früher erwähnten, ihr bis dahin fremd gewesen: das Gefühl der Reue. Wenn sie sich bisher, wie hart und lieblos sie immer auftreten mochte, bei jeder ihrer Handlungen vorzuspiegeln gewußt hatte, daß sie kein Unrecht begehe, keine Pflicht verletze, — bei dem Verfahren, welches sie jetzt der armen Hedwig gegen-

über beobachtet hatte, konnte sie diese Selbsttäuschung nicht aufrecht erhalten. Als die alte Kutsche, welche das Kind nach Ellrode brachte, ihren Blicken entschwand, senkte sich eine Angst auf ihr Herz, die weder Beschäftigung noch Ueberlegung zu beschwichtigen vermochten. Sie empfand nagende Gewissensbisse, und zu welcher Sophisterei sie auch ihre Zuflucht nehmen mochte, es gelang ihr nicht, den Selbstbetrug hervorzurufen, daß nicht sie es sei, an welche dies verlassene Kind die heiligsten Anrechte habe.

Mit dieser quälenden Empfindung verband sich bald eine andere, die, obgleich minder bittern Ursprungs, doch kaum weniger schmerzlich war. Zu mitleidigem Bedauern nämlich über das harte Leben, welches Hedwig unter ihrem Dache geführt hatte, und über die vielleicht noch schlimmern Tage, denen sie entgegenging, gesellte sich bei Annette der sehnsüchtige Wunsch nach der einst so grausam zurückgewiesenen Zuneigung der armen Kleinen. Immer standen ihr das schüchterne Lächeln, der bittende Blick vor der Seele, die sich unter dem Einfluß ihres harten, kalten Auges jedes Mal in einen Ausdruck der Furcht und des Kummers umwandelten; und sie würde vieles darum gegeben haben, hätte sie noch ein Mal den sanften Ton dieser kindlichen Lippen hören können, denen sie oft in so rauher Weise Schweigen geboten hatte.

Die Tage schlichen an ihr vorüber so zögernd, so kummervoll, daß sie oft glaubte, ihre Last nicht länger ertragen zu können, — und sie war doch des Unglücks seit vielen Jahren gewohnt. War sie denn unbewußt weicher geworden, hatte sie unvermerkt von einer Zuneigung, wenn auch in noch so geringem Grade, sich beschleichen lassen in der Nähe des sanften, geduldigen Kindes, das so schwer litt und nie eine Klage für sich, stets aber Trost und Mitgefühl für fremde Schmerzen hatte?

Ein trüber Märztag war angebrochen, der aber in seinem lauen Windhauch aus Süden, in dem geschäftigen Niederrieseln eines warmen Regens und in einzelnen, vollgoldigen Sonnenblitzen schon unverkennbare Frühlings-Ahnungen offenbarte. Fräulein Annette hatte, trotz mancher Beschäftigungen, den Morgen unendlich lang gefunden. Sie saß nun am Fenster ihres großen, kahlen Wohnzimmers und schaute lässig in den Garten hinaus, über dessen nasse, verwilderte Beete eben jetzt die Strahlen der Mittagssonne in hellem Glanze hinzuckten. Ihr Auge fiel auf den Steinsitz unter dem Nußbaum, und bitter stieg die Erinnerung in ihr auf, wie sie einst dem sterbenden Manne und seinem unglücklichen Kinde dies Ruheplätzchen mißgönnt hatte. Sie wechselte den Platz, um die Stelle nicht länger zu sehen.

Als sie an das gegenüber liegende Fenster trat, sah sie einen Wagen in den Schloßhof fahren. In demselben saß Herr Harry, natürlich allein, ohne das Kind. Obwohl sie es nicht anders hatte erwarten können, sank ihr doch das Herz, als sie den Greis jetzt zurückkehren sah, nachdem er den ihm mit solcher Härte aufgedrungenen Auftrag erfüllt hatte; es war ihr, als ob sie ganz etwas anderes gehofft hätte, wie den unausbleiblichen Erfolg ihrer eigenen Handlungsweise.

Sie ging Herrn Harry lebhaft entgegen, als er in das Zimmer trat, und sagte viel wärmer, als sie sonst zu sprechen pflegte: „Willkommen in Schwarzgarten, Herr Harry; bringen Sie mir gute Nachricht von meiner Nichte?“

„Das junge Fräulein hat die lange, beschwerliche Reise mit einem Muth und einer Ausdauer zurückgelegt, die in Anbetracht ihres zarten Alters fast unglaublich scheinen. und ihr meine vollste Bewunderung erworben haben. Sie befindet sich ganz wohl und sendet Euer Gnaden die ehrerbietigsten Complimente.“

Fräulein Annette athmete tief auf; sie wußte selbst nicht, ob beklommen oder erleichtert. Stockend fragte sie: „Und — und . . . ihre Verwandten, wie haben Sie die gefunden?“

„Kaum schlimmer, als ich mir die Herren nach der Beschreibung, welche der selige Baron Justus seiner Tochter von ihnen entworfen hatte, vorgestellt habe.“

„Wie, was wollen Sie damit sagen?“ fragte das Fräulein rasch und scharf.

„Nun, den Obersten von Eschatz fand ich nicht ganz nüchtern, und seinen jüngsten Sohn — der älteste war wegen grober Ausschweifungen in ein Grenzer-Regiment versetzt — zweifellos betrunken.“

„Gott sei uns gnädig!“ stammelte Fräulein Annette, und es kostete sie keine geringe Mühe, den festen, ernsten Blick zu ertragen, den Herr Harry voll auf sie heftete. „Aber,“ fuhr sie, sich gewaltsam zusammennehmend, fort: „es gab vielleicht eine besondere Veranlassung — ein Diner — eine Lustbarkeit — bei welcher die Herren Officiere des Guten zu viel gethan hatten, ohne daß man ihnen deshalb einen ernstlichen Vorwurf daraus hätte machen können.“

„Nichts der Art hatte stattgefunden,“ versetzte Herr Harry mit ungemildertem Ernst. „Die gewöhnlichen militairischen Uebungen in der Garnison waren abgehalten worden; der Oberst von Eschatz und sein Sohn befanden sich in ihrer Wohnung, allein und mit dem Genusse ihrer gewöhnlichen Libationen beschäftigt. Auch bedurfte es nur eines Blickes auf die rothen, gedunsenen Gesichter dieser beiden Männer, um zu der unumstößlichen Ueberzeugung zu gelangen, daß Beide Gewohnheitstrinker seien. Den jungen Herrn halte ich für noch etwas Schlimmeres.“

„Etwas Schlimmeres?“ fragte Fräulein Annette fast athemlos.

„Ja — verzeihen Euer Gnaden mir das häßliche Wort, denn kein anderes kommt der Wahrheit so nahe — für einen gemeinen Wüstling.“

„O Gott, sei uns gnädig! Gott sei uns gnädig!“ wiederholte Fräulein von Laden mit einem Ausdruck so heftigen Kummers, daß Herr Harry, der allerdings auf eine starke Wirkung seiner Worte gerechnet hatte, sich dennoch überrascht fühlte. „Und in solchen Händen ließen Sie das arme, unschuldige Kind? — O, Herr Harry, Herr Harry, wie konnten Sie das thun!“

„Verzeihen Euer Gnaden,“ erwiderte der Greis: „ich that es nicht. Sie hatten mir freilich befohlen —“

Aber sie ließ ihn nicht ausreden. „Sie thaten es nicht!“ rief sie, seine Hand ergreifend, „o, ich danke Ihnen! Sie haben klug, Sie haben recht gehandelt, Herr Harry. Sie wußten, daß ich unter solchen Umständen nie darein gewilligt haben würde, meine junge Nichte in den Händen ihres Oheims zu lassen.“

„Verzeihen Euer Gnaden,“ sagte Herr Harry noch ein Mal in sehr gemessenem Tone, „das wußte ich nicht; denn als ich Sie dringend davor warnte, das junge Fräulein ohne vorherige, sorgfältige Erkundigung diesen unbekannten Verwandten zu übergeben, liehen Sie mir kein Gehör. Ich habe deshalb, als ich die höchst unpassende Lage, in welche die Tochter des seligen Freiherrn von Laden in Josephsstadt gerathen sein würde, klar überschaute, durchaus nach eigenem Ermessen und auf eigene Verantwortung gehandelt. Euer Gnaden hatten dem Kinde Ihres Bruders den Aufenthalt in Ihrem Hause verweigert, und ich erkannte, daß es in den Händen, welchen Sie es aufdrängen wollten, rettungslos verloren gehen müsse. Als daher Herr von Eschatz sich eben so bestimmt wie Euer Gnaden weigerte, die Sorge für das Fräulein von Laden zu übernehmen, fühlte ich mich sehr erleichtert. Niemand erhob

einen Anspruch an die Pflicht oder das Recht, sich der Waise zu erbarmen, und so war es mir also ferner durch nichts mehr verwehrt, sie unter dem Schutze meiner Schwester in mein eigenes Haus zu nehmen und fortan vor Mangel und Gefahr zu sichern."

Das Freifräulein antwortete nicht. Es war ihr unmöglich; denn sie war zuerst auf's höchste erstaunt, dann bestürzt und endlich wie betäubt über den Sinn seiner Rede. Seine ernsten, ruhigen Worte riefen eine peinliche Scham in ihr wach, und sie hätte sich gern empört gegen die Beleidigung, daß er es wagte, eine solche Empfindung in ihr heraufzubeschwören, hätte nicht ihr Gewissen ihm unerbittlich Recht gegeben. Und schließlich gar die kühle Weise, mit welcher er seine Berechtigung, der Beschützer ihrer Nichte zu sein, aus einander setzte! Seine Schlußfolgerungen waren auch in diesem Punkte eben so richtig wie bitter, und so heiß ihr Zorn empor wallte, ihre Bestürzung überwog; denn sie fühlte sich wie gelähmt durch die Argumente, welche er mit der kältesten Ruhe vor ihr entwickelte.

Als sie kein Wort entgegnete, stand Herr Harry auf, wünschte ihr mit großer Höflichkeit einen angenehmen Nachmittag und wollte sich mit tiefer Verbeugung zurückziehen.

Die Rückkehr zu seinem gewöhnlichen Wesen brach den Bann. Fräulein Annette fuhr auf wie aus einem Traume, ergriff seinen Arm und rief: „Sind Sie nicht bei Sinnen, Herr? Denken Sie, ich werde meines" — ein langes Stocken, aber das Wort folgte doch — „meines Bruders Kind der Barmherzigkeit fremder Leute überlassen, so lange ich noch einen Bissen Brod mit ihm zu theilen habe?"

„Ich konnte durchaus nichts anderes denken," erwiderte der Greis jetzt in fast strengem Tone, „da Euer Gnaden dieses Kind um jeden Preis Menschen anvertrauen wollten, von denen wir nichts Gutes voraussetzen durften."

„Ich weiß das, ich gestehe es ja zu,“ versetzte sie mürrisch und machte ihre alte, abwehrende Bewegung mit der schmalen Hand. „Aber wenn ich ein Mal in einen Irrthum verfiel, haben Sie ein Recht, anzunehmen, daß ich nie davon zurückkommen würde? Ich wollte nach des Baron Justus Tod mir meine alte Einsamkeit sichern und glaubte zu diesem Zwecke seine Tochter ihrem mütterlichen Oheim übergeben zu können. Da dieser Glaube sich als falsch erwiesen hat, steht mein Haus meiner Nichte natürlich offen.“

„Nach den frühern Aeußerungen Euer Gnaden konnte ich dies nicht als so natürlich annehmen,“ sagte Herr Harry, durchaus nicht zum Nachgeben geneigt; „und das junge Fräulein von Laden ist mir durch die Geduld, die Sanftmuth und die Festigkeit, mit welchen sie ein überaus schweres Loos ertragen hat, so theuer geworden, daß ich es als die höchste Aufgabe meines dahinschwindenden Lebens betrachte, sie in Zukunft vor Härte und Kummer zu schützen.“

Grimmig blitzten die stahlgrauen Augen seiner Gegnerin ihn an, aber nur für einen Moment; dann sagte sie ruhig und offen: „Sie ersparen mir keinen Vorwurf, den Sie mir in Bezug auf das Kind machen können; und Sie haben Recht, denn ich habe mich schwer gegen das geduldige Wesen vergangen. Aber Sie sollten mich genug kennen, um zu wissen, daß in diesem Zugeständniß meines Fehlers auch die Bürgschaft für meine Besserung liegt. Ich will jedoch noch mehr thun, um Sie zu beruhigen, mein alter Freund. Ich will Ihnen bekennen, daß ich Hedwig herzlich lieb habe, daß ich mich seit ihrer Abreise schmerzlich nach ihr gesehnt, und daß der einzige, letzte Hoffnungsschimmer, der mir nach so vielen trostlosen Jahren aufgegangen ist, darin besteht, daß es mir gelinge, ihre Zukunft freundlich zu gestalten.“

„Gott segne Euer Gnaden!“ sagte der Greis mit feuchtschimmernden Augen. „Wenn Sie die Ansprüche der Liebe zu

Hedwig geltend machen, müssen meine eigenen Wünsche schweigen, und ich will Ihnen Ihre Nichte gleich morgen zuführen, obgleich es mir schwer werden wird, mich von dem theuern Kinde zu trennen."

„Das sollen Sie auch nicht, lieber, alter Freund. Sie und Ihre treffliche Schwester sollen mir helfen, das Vertrauen und die Zuneigung meiner Nichte mir zu erwerben. Wir wollen uns mit vereinten Kräften ihrer bisher so vernachlässigten Erziehung — nein, ihrer Ausbildung widmen; denn sie ist wohlerzogen durch die Hand Gottes, die sie durch Trübsal führte, und durch ihr eigenes, liebevolles Herz, das sich sanft und demüthig leiten ließ."

VIII.

Im ehemaligen Kurfürstenthum Köln liegt der stattliche Wohnsitz, auf welchen wir eben das glänzende Licht eines schönen Frühsommertages niederscheinen sehen. Es ist kein stolzes Schloß, wie man so manche in diesen Gegenden findet, mehr oder minder düstere Zeugen der Feudalherrlichkeit, welche einst die gepanzerte Faust auf alle diese gesegneten Lande legte. Dennoch heißt das Haus im Munde des Volkes Schloß Leedhorst, und sein ansehnlicher Umfang, seine festen Mauern, der massige Thurm über dem Portal, wie der zwar zierlichere, aber immer noch bedeutende, welcher die, dem weitvorspringenden Querflügel angebaute Kapelle krönt, rechtfertigen auf den ersten Blick diese Benennung. Aber bei näherer Beobachtung ergibt sich, daß keine Spur von Befestigung mehr vorhanden ist, und es bleibt auch zweifelhaft, ob das Alter des ganzen Baues bis in eine Zeit hinaufragt, in welcher das Bedürfniß so kriegerischer Schutzmittel sich bei der Anlage eines jeden Herrensitzes fühlbar machte.

Jetzt schauen die hellgetünchten Mauern und die vielen, klaren Fenster trotz ihrer auffallenden Unregelmäßigkeit heiter und anheimelnd über den weiten, grünen Platz hin, der sich vor der Hauptfaçade und dem breiten Flügelbau ausdehnt; und hier der kleine, scheinbar so willkürlich vorspringende Ausbau, dort das schlanke Thürmchen in der Ecke, zu welchem von außen eine so graciöse Treppe hinaufführt, wie dieser unleugbar schwerfällige Balcon vor dem breiten, niedrigen Fenster an der entgegengesetzten Seite des Hauses scheinen es nur noch anziehender zu machen; denn sie bilden eben so viele Handhaben für das Spiel der Phantasie. Was hätte die aber mit den glatten, bequemen Wohnungen zu schaffen, welche eigens erfunden wurden für modernen Comfort und moderne Langweile?

Unter einer Gruppe uralter Eichen, wie deren mehrere in malerischer Willkür ihre dichten Schatten über die ausgedehnte Rasenfläche warfen, saßen zwei junge Frauen in Traueranzügen, von mehrern spielenden Kindern umgeben, als eine ältere Dame in tiefer Wittwentrauer an der Seite eines jungen Mannes auf eine kleine Brücke zuschritt, welche sich in luftigem Bogen über den Bach schwang, der die Dorfstraße von dem Schloßplatze trennte. Auf der Höhe der Brücke, die einen hübschen Blick auf das Haus gewährte, blieb der junge Mann stehen und rief: „Die liebe, alte Leedhorst! Ich habe sie lieber, Mama, als alle unsere andern Güter."

„Das kann nicht anders sein, Walter," erwiderte die Dame, ihre klaren, braunen Augen gleichfalls mit einem sinnenden Blicke auf das Haus heftend. „Auch ich habe eine Vorliebe für Leedhorst; haben doch wir Beide den größten und ich glaube auch den schönsten Theil unseres Lebens hier zugebracht."

„Ja — und was wirst du nun sagen, liebe Mama, daß ich, obgleich ich unsere Leedhorst so hoch halte, doch im Be-

griffe bin, dich um Erlaubniß zu bitten, mich auf einige Zeit von ihr und von dir trennen zu dürfen?"

„Du willst fort, Walter?" fragte sie, beunruhigt ihren Sohn betrachtend. „Ach, weshalb willst du mich denn allein lassen? Du weißt ja, deine Schwestern reisen in wenigen Tagen auf ihre Güter."

„Ich weiß es, liebe Mama; und daß ich dennoch zu gehen wünsche, gibt dir gewiß die Ueberzeugung, daß ich glaube, es thun zu müssen."

„Kannst du mir den Grund angeben, Walter?"

Der junge Mann athmete tief auf und schwieg einen Augenblick; dann sagte er entschlossen: „Ja, Mama. Es ist immer alles klar gewesen zwischen dem Vater und zwischen dir, und es soll auch niemals ein Zweifel oder eine Verheimlichung stattfinden zwischen dir und deinem Sohne, der dir den Verlust deines geliebten Gatten, so weit dies möglich sein kann, zu ersetzen wünscht."

„Mein guter Walter, ich weiß, wie du mich liebst," sagte sie halb traurig, halb erfreut; „aber dieser Eingang macht mich dennoch besorgt."

„Dazu ist auch nicht der Schatten eines Grundes vorhanden," versetzte er schnell. „Ich will dir ohne Umschweife sagen, was ich meine. Du weißt, als ich im Herbste, nach Papa's Tode, zu Onkel Landeswerth reiste, um mir seinen Rath zu erbitten, traf ich ihn nicht in Prag. Auf dem Wege von dort nach seinen Gütern übernachtete ich in Theresienstadt. Ich war ziemlich früh dort angekommen, und weil der regnerische Abend mir wenig einladend zu einem Spaziergange schien, erwartete ich das Nachtessen im Gastzimmer. Es füllte sich allmälig, weil hier die angesehensten Einwohner der kleinen Stadt und die Officiere der Garnison, wie es schien, eine Art Réunion hatten. Das Herz war mir noch schwer von dem Schmerz um des Vaters Verlust, und so

nahm ich anfänglich keinen Theil an der Unterhaltung, bis ich einen Namen nennen hörte, der meine volle Aufmerksamkeit erregte. Man sprach von dem Obersten von Eschatz. Du erinnerst dich, Mama —"

„Alles, alles. Wie könnte ich je etwas vergessen, was mit dieser Familie zusammenhängt? Du erzähltest mir, als du vor sieben Jahren von deiner ersten Reise nach Böhmen zurückkamst, daß du auf deiner Hinreise in einem kleinen Orte bei Josephstadt einen alten Mann und ein kleines Mädchen trafst, welches nach dem Tode seines Vaters durch die Schwester desselben" — sie stockte und sprach dann die nächsten Worte mit einiger Unsicherheit aus — „das Freifräulein von Laden, nach Josephstadt zu den mütterlichen Verwandten des Kindes geschickt werden sollte."

„Ja — und zu welchen Verwandten! O, liebe Mama .... Aber ich will mir selbst nicht vorgreifen. Du weißt ohne Zweifel auch noch, daß ich dir sagte, wie das ärmliche Aeußere des kleinen Mädchens auf die große Dürftigkeit der Familie habe schließen lassen; aber ich habe damals nicht geahnt, wie arm, wie blutarm Fräulein von Laden sein muß."

„Hast du das denn jetzt erfahren?" fragte die Mutter sehr blaß und bewegt.

„Nicht direct; aber ich habe die Verwandten kennen gelernt, denen sie ihre arme, junge Nichte übergeben wollte, und es kann nur die hoffnungsloseste, verzweifeltste Lage gewesen sein, was sie zu einem so unverantwortlichen Entschlusse hat drängen können."

„Sprich dich deutlicher aus," bat die Mutter.

„Ich war der Vertraute deines Kummers über den einzigen Fehltritt im Leben meines theuern Vaters — versteh' mich recht: ich richte nicht; ich denke dabei nur an das Glück, dein Sohn zu sein. Du hast mir gesagt, daß die frühere Verlobte meines Vaters so schön, so rein, so edel gewesen

sei, wie du selbst in deiner strahlendsten Jugendblüthe warst, geliebte Mutter. Sage nun selbst, muß es nicht ein Act der Verzweiflung gewesen sein, wenn eine solche Frau ihres einzigen Bruders verwaistes Kind wahrhaft verruchten Händen übergeben wollte?“

„Ich hoffe, du siehst zu schwarz, Walter,“ sagte Frau von Hartkirch mit erstickter Stimme.

„Wollte Gott, ich könnte das auch hoffen. Aber ich hörte an jenem Abende in Theresienstadt, daß der Oberst von Eschatz wegen schwerer Vergehen cassirt worden sei, und daß sein jüngster Sohn, der noch in Theresienstadt in Garnison stehe, so tief in Schulden stecke und so erniedrigenden Umgang pflege, daß auch er das Regiment werde verlassen müssen. Ich suchte am folgenden Morgen die beiden elenden Menschen unter dem Vorwande, ihre Nichte zu kennen, auf, und fand, daß das Gerücht dies Mal hinter der Wahrheit zurückgeblieben war.“

„Das ist wahrhaft entsetzlich!“ stammelte die Mutter und lehnte sich in großer Bestürzung an das Geländer der kleinen Brücke. „Aber so fandest du die Dinge erst im letzten Herbste; vielleicht waren diese unglücklichen Menschen damals, als du das kleine Fräulein von Laden kennen lerntest, noch nicht so schlimm “

„Damals war der älteste Sohn schon wegen grober Ausschweifungen in ein Grenzer-Regiment versetzt worden, und sein Vater und sein jüngerer Bruder waren schon weit auf dem unseligen Wege vorgeschritten, dessen Ende sie nun wohl bald erreicht haben werden.“

„Und das Kind — die unglückliche Waise?“

„Danach fragte auch ich sorgenvoll; denn das arme Wesen, so verkümmert und traurig es aussah, eben so freundlich und unschuldig war es auch. Es ist zum Glück nicht in jenen

Händen geblieben, liebe Mama; sein alter Begleiter hat es unverzüglich wieder zu seiner Tante zurückgebracht."

„Gott sei Dank!" rief die Baronin erleichtert aus. „Aber da das der Fall ist, so sehe ich nicht ein, Walter, wie dich diese Angelegenheit jetzt noch weiter in Anspruch nehmen könnte."

„Wie ich dir schon sagte, liebe Mama, muß ich aus allen diesen Vorgängen auf die große Armuth des ältern Fräuleins von Laden schließen, und ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß ich wegen des einstigen Verhältnisses meines seligen Vaters zu Fräulein Annette, nachdem deine erste Trauer gemildert ist und die Angelegenheiten unseres Hauses so weit als nöthig geordnet sind, die Verpflichtung hätte, dort helfend einzuschreiten."

Eine längere Pause trat ein. Walter hatte sich auch über das Geländer gebeugt und sah, die Antwort seiner Mutter mit einiger Beklommenheit erwartend, mit anscheinender Aufmerksamkeit dem Vorübergleiten des klaren Baches zu, bis Frau von Hartkirch mit einem schweren Seufzer sagte: „Ich fürchte, es wird dir nicht gestattet werden."

„Ich muß es versuchen, Mama."

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Es wird nutzlos sein, mein Sohn. Noch in den letzten Lebenstagen deines Vaters habe ich den Versuch gemacht, ihre Verzeihung für ihn zu erlangen; denn ich wußte, daß er nie aufgehört hat, diese zu ersehnen. Ich bemerkte ausdrücklich, daß ich ihr an der Seite seines Sterbelagers schriebe, daß ein Wort der Vergebung von ihr seine letzten Schmerzen lindern würde — vergebens. Wer solch eine Bitte für einen Sterbenden zurückzuweisen vermag, der wird es als eine Erniedrigung betrachten, eine hülfreiche Hand von dessen Erben anzunehmen."

Walter schwieg eine Weile; dann wagte er einzuwenden: „Vielleicht erhielt sie deinen Brief nicht — oder sie las ihn nicht."

„Ich habe dafür gesorgt, daß Beides geschehen ist, und die bestimmte Nachricht erhalten, daß sie meine Zeilen las. Nein, es kann kein Zweifel darüber bestehen: sie würdigte mich keiner Antwort."

„Und dennoch erlaube mir, den Versuch zu wagen," sagte Walter in entschlossenem Tone. „Gelingt er mir nicht, so können du und ich uns das Zeugniß geben, daß wir unserer Pflicht, für des Vaters Verschuldung einzutreten, bis auf's äußerste nachgekommen sind; dann sind wir vollberechtigt, für immer mit seiner traurigen Jugendgeschichte abzuschließen. Ich will meine Schwester Marianne bitten, daß sie dir ihr ältestes Töchterchen für die Zeit meiner Abwesenheit auf der Leedhorst läßt, damit ich weiß, daß es dir nicht an erheiternder Gesellschaft fehlt. Die kleine Therese ist schon so verständig und dabei so sanft, daß es dir in der Nähe deiner ältesten Enkelin vielleicht wohler sein wird als in der deines unruhigen Sohnes."

„Das glaubst du nicht, Walter!" bemerkte sie mit einem liebevollen Lächeln. Es rief noch jetzt eine solche Anmuth auf ihren sanften, blassen Zügen hervor, daß man ihrem Sohne leicht glauben konnte, was er von der strahlenden Schönheit ihrer Jugend gesagt hatte. Sie gab indeß ihre Einwilligung in sein Vorhaben zu erkennen, und Beide traten zu den Damen unter der Eichengruppe, den bereits seit lange vermählten Schwestern Walter's. Er erhielt von der ältesten leicht das Versprechen, ihre kleine Tochter für die Dauer einer Geschäftsreise, die ihn für einige Zeit von der Leedhorst entfernen werde, bei der Großmutter zu lassen, und noch an demselben Tage begann er seine Vorkehrungen für die Reise zu treffen, an deren Erfolg er selbst freilich große Zweifel hegte.

IX.

Der Hügel am Flußufer, welcher die Kapelle mit der Familiengruft der Barone von Laden trug, fiel nach der Seite, nach welcher das Städtchen Ellrode lag, ziemlich steil ab in eine Thalebene, deren Anblick nicht ohne eine gewisse, eigenthümliche Anmuth war. Vom Fuße des Hügels zog sich ein Anflug von Föhren in das Land hinein, an dessen jenseitigem Rande ein stattliches Gehöft sich ausbreitete. Seine langen, rothen Ziegeldächer schauten friedlich und wohlhäbig aus dem Schutze der alten Eichenbäume und der hohen, mit Birken bestandenen Wallgräben hervor; jenseits des Hofes dehnten weite, wohlgepflegte Aecker sich aus. Am Flußufer zogen langgestreckt die Wiesen des reichen Bauern hin, die besten in dem ziemlich weidearmen Lande; und näher nach dem Städtchen zu lagen zerstreut die kleinen Häuslerwohnungen, die den Einliegern des Schulzen Johannes Lanting zum Unterkommen dienten.

Das breite Scheunenthor an der Hinterseite des großen Schulzenhauses, in welchem nach westfälischer Sitte Menschen und Thiere den Schutz desselben Daches theilten, stand weit offen. Mitten in diesem Eingange zu der Dreschtenne, den Pferde- und Kuhställen, der Futterkammer und den Getreide-Speichern, also zu den wichtigsten Gelassen des Gebäudes, befand sich ein gar wunderliches Etablissement. Hart am Ausgange, da, wo die breite Holzschwelle die künstlich mit kleinen, harten Flußkieseln ausgelegte Tenne von den zahlreichen Tümpeln und Lachen trennte, von denen das Haus, ausgenommen an der Gartenseite, wie mit Hunderten von Miniaturteichen umgeben war, lag eine der großen, breiten, geflochtenen Wannen, wie man sie zur Aussonderung der Spreu

aus dem Korne zu gebrauchen pflegt. Sie enthielt aber jetzt etwas ganz anderes als Korn und Spreu, nämlich einen Mann, der außer von seinen eigenen Kleidungsstücken, einer offenen „gedruckten“ Jacke und dem darunter hervorschauenden rothen Flanellhemde, den kurzen Manchesterhosen und blauen Wollstrümpfen an seinen gekreuzten Beinen, noch von einer Menge Kleider und Kleiderlappen umgeben war und mit seinem Zubehör die Wanne bis hoch zum Rande füllte. Er war ein Fünfziger, ein kleiner Mensch mit großem Kopfe und einem scharfen, schlauen Gesichte, dem die bunte Zipfelmütze und die ungeheuere, messingene Kneifbrille auf der spitzen Nase etwas Drolliges verliehen. Indeß hatte er weder die Mütze noch die Brille zu diesem Zwecke aufgesetzt; denn er bedurfte der erstern unstreitig wegen seines spärlichen Haarwuchses, und letztere war ihm eben so unumgänglich nöthig wegen des Geschäftes, in dessen Verrichtung er eben begriffen war. Er bemühte sich, einen dicken, gewächsten Zwirnfaden in ein eben nicht feines Nadelöhr einzufädeln, und als er nach einigen vergeblichen Versuchen damit fertig geworden, nahm er einen Hornknopf aus seinem Munde, wo er ihn bisher mit mehrern andern seinesgleichen aufbewahrt hatte, und begann nun denselben mit einer eigenthümlichen, werfenden Armbewegung an ein Kleidungsstück anzunähen, welches, obgleich von größerm Umfang und neuem Stoff, doch in Schnitt und Farbe eine große Aehnlichkeit mit seiner eigenen Beinbekleidung hatte.

In seinem Rücken, tief im Hintergrunde der Tenne wurde eine Thüre geöffnet, welche, neben dem ungeheuern Schornstein angebracht, die Scheuer mit der Küche verband. Ein Bauernmädchen, eine feste, gedrungene Gestalt, in Hemdsärmeln, rothem Flanellrock und blauer Schürze, die hellrothe Kattunmütze auf dem glanzlosen, semmelblonden Haar, schritt auf den kleinen Schneider zu, in der einen Hand ein kleines, mit

Branntwein gefülltes Glas, in der andern eine große Butterschnitte tragend. Als sie neben ihm stand, fragte sie freundlich: „Nu, Töne, wu geiht't? Hest du de Buxe [1]) bald fieddig?" [2])

„Sogelieks," versetzte er. „Ick bün all de Knööpe an't ansetten," und er nahm zu diesem Behufe einen zweiten Knopf aus dem Munde.

„Hier breng'k die dienen Imbett; hest du kienen Aptiet?"

„Et schickt woll; awer wist du mie nich taudrinken?"

„Prost!" sagte sie, einen kleinen Schluck aus dem Gläschen nehmend und es ihm dann hinbietend, während sie ein Gesicht schnitt, als sei ihr der Genuß des Branntweins höchst unangenehm.

„Danke," sagte er, Glas und Butterbrod nehmend. „Weeßt du, woa ick gistern neiht hevv?"

„Nee, wu söll ick dat roaden können? Du geihst döör't ganze Land."

„'t is so watt; und vööral vöör Kapellen-Kermisse. Door is kein olt Wiew, of et will wat Nigges [3]) hewwen."

Er fing jetzt an, schweigend seinen Imbiß zu verzehren, und nöthigte die Dirne dadurch, zu fragen: „Nu, Töne, woa hest denn gistern neiht?"

„Up'n Sommerhoff."

Beide schwiegen wieder. Er hatte sich offenbar vorgenommen, daß sie „ihm kommen sollte", und so mußte sie, wenn sie etwas von ihm erfahren wollte, das Gespräch wohl wieder eröffnen. Sie that es auch nach kurzem Schweigen mit der

[1]) Beinkleid.

[2]) In der westfälischen Mundart wird häufig, wo im Hochdeutschen er oder e steht ie als Doppellaut gebraucht, doch so, daß man beide Buchstaben hört und der Hauptton auf das e fällt; z. B. fertig — fieddig, gelb — giel.

[3]) Neues.

Bemerkung: „Dat is denn kein Wunder, dat du mehr tau dauhn hest, as du twingen kannst, wenn du so noo wieden Sieden[1]) up Arbeit geihst. Den Sommerhoff liggt jo up de annere Kante von Ellrode."

„Woll woahr; meer[2]) se wullen mi pattou[3]) nich los= looten."

„Wat hest du der dann neiht?"

„En niggen brunen, bombassinen Rock fö̈r de Sommer= höffsche un en niggen laakenschen Jaß[4]) fö̈r Manns[5])."

Wieder Schweigen, bis sie abermals fragte: „Wu büst du der denn henkommen? Du hest der doch anders noch nich neiht, Töne?"

„Du büst ok hellsch[6]) niesgierig, Sänn'ken[7])."

„Wenn 't mie nich seggen wist, denn holl 't fö̈r die," sagte sie kurz angebunden und wollte sich eben zum Gehen wenden, als er sie zurückhielt mit den Worten: „Wacht en Bietken, door kömmt der Eenen an."

Sie schaute auf und sah, wie ein junger Mann in städ= tischem Anzuge das „Hecken", eine Art niedrigen Schlagbaumes, der die Stelle schützt, wo zwischen den Wällen der Weg vom Hofe in's freie Feld hinausführt, zu öffnen suchte. Es kostete einige Mühe; denn der Hauptpfosten des Heckens war ziem= lich tief in den schlammigen Boden gesunken. Aber der Fremde brachte es nicht nur schnell und gewandt zu Stande, sondern, als er hindurch geschritten war, schloß er den Eingang auch wieder vorsichtig hinter sich ab.

„Dat 's en döögenden[8]) Jungen," bemerkte Sänn'ken halb für sich.

„Et schickt woll," meinte der Schneider; „meer ick weet der Eenen, de dat nich gern hören söll."

[1]) weiten Seiten. [2]) meer — aber. [3]) partout. [4]) Ueberrock von städtischem Zuschnitt. [5]) Hermann. [6]) gewaltig. [7]) Sann= chen. [8]) ein tüchtiger.

„Wat nich gern hören söll?“ fragte Sänn'ken bissig.

„Nu, wat du ewen seggt hest.“

„So! . . . Wat heww ick denn seggt? Geiht dat Eenen wat an, wat ick segg? Ick kann seggen, wat ick will, un wei dat nich höören will, de loot sick de Uhren taustoppen.“

„Mienetwegen,“ versetzte der Schneider, nun auch brummig. „Wenn ick Manns Sommerhoff was, denn söll ick woll wetten, wat ick deed.“ [1])

„Manns Sommerhoff! Wenn du Manns Sommerhoff wärst!“ rief jetzt Sänn'ken im Tone äußerster Verachtung. „Du met sammt dienen Manns Sommerhoff, Ji hewwt met Ju Beiden an den Bergschulte noch nich so vöel te seggen, as use Noower [2]) siene olle Katte.“

Töne Lindert, so war des Schneiders voller Name, wurde einer Antwort dadurch überhoben, daß der Fremde das Scheunenthor jetzt erreicht hatte und ihm und seiner aufgeregten Gesellschafterin höflich guten Tag bot. Sänn'ken erwiderte den Gruß freundlich, Töne aber begnügte sich mit einem kurzen Kopfnicken und einem verdrießlichen Ruck an seiner Zipfelmütze.

„So fleißig?“ leitete der Fremde das Gespräch ein. „Gott helf' Euch bei der Arbeit!“

„Danke, Heer,“ versetzte Töne, einigermaßen beschwichtigt dadurch, daß der junge Mann das Wort an ihn richtete und somit seine Wichtigkeit anzuerkennen schien; „et is vandage [3]) hellsch warm.“

„Wenn Ihr darunter leidet,“ meinte der junge Mann lächelnd, „warum kleidet Ihr Euch denn so warm? Man sollte glauben, Euer wollenes Hemd müßte für Weihnachten ausreichen.“

„Nee, Heer, dat versteiht hei nich; wenn hei ens [4]) an miene Johren kommen is, un so vöel Besonders hört und

[1]) thäte. [2]) Nachbar. [3]) heute. [4]) ein Mal.

seihen heww, as ick, dann sall hei sick ook woll mehr up den Liewe hangen as so 'n lichtfieddigen [1]) Sommer-Jaß."

„Ach," versetzte der Fremde, jetzt hell auflachend, „so meint Ihr wohl, daß man seine Erfahrungen warm halten müsse?"

„'nau [2]) so, dat is 'nau so; de Heer is nich schwor van Begriepp; wat seggst du, Sänn'ken?"

„Et kann so sien un 't kann ook nich sien," antwortete Sannchen vorsichtig. „Awer will de Heer nich lück neuger [3]) kommen?"

„Gern, wenn's erlaubt ist. Gehört ihr Beide hier in's Haus?"

„Nee, dat is Töne Lindert; hei geiht rund met sien Handwerk und heww nett [4]) föör Vader ne nigge Buxe maakt, un denn meckt hei mie en nigg Kleed. Meer ick bün Sänn'ken Lantings."

„Dat will seggen, Heer," erläuterte Töne, „sei is den Bergschulte Jehannes Lanting siene Dochter."

„So — und dann ist hier wohl der Hof des Schulzen Lanting?"

„Hei het't troffen," sagte Töne mit so wohlwollender Wichtigkeit, als habe der Fremde das Glück gehabt, ein schwieriges wissenschaftliches Problem zu lösen.

Dieser fragte: „Ist der Schulze zu Hause?"

„Nee; meer mien Moder is in de Köcke, [5]) und wenn hei gefälligst lück neugger kommen will, dann kann hei jo met ehr küren [6]), bis Vader van het Land kümmt."

„Gern, wenn du mir den Weg zeigen willst."

Sänn'ken ging voraus, und der junge Mann folgte ihr, während Töne Beiden mit mißbilligendem Kopfschütteln nach-

[1]) lichtfieddig bedeutet leicht und leichtfertig je nach Umständen. [2]) genau. [3]) lück = klein, ein wenig, etwas; neuger = näher. [4]) gerade. [5]) Küche. [6]) sprechen.

sah: „Dat Mannsmensche steckt ehr verdexelt in de Ogen. Wenn Manns Sommerhoff dat wüßt, gavw't keinen Hilk[1])."

Inzwischen war der Fremde mit Sänn'ken durch die innere Thüre in die geräumige Küche getreten, wo die Bäuerin am Heerde stand, mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt. „Wo blivst du doch, Dierne?" rief sie ihrer Tochter entgegen. „Wenn du mit Töne Lindert kallst,[2]) dann is door sien Liewen[3]) kein Ende an."

„Ick kann door nich vöör, Moder; door is en frömden Menschen, de hevv noa Vader frogt."

„Guten Morgen, Frau Schulze Lanting," nahm der Fremde das Wort. „Ich fragte freilich nach Ihrem Manne, aber ich denke, ich kann mein Anliegen eben so gut bei Ihnen anbringen."

„Hei hevv en Anliggen?" fragte die Bäuerin, ihn mit einem sehr zweifelhaften Blicke betrachtend. „Ick söll doch woll nich gläuven, dat hei en aarmen Reisenden is."

„Wie man's nimmt," versetzte der junge Mann heiter lachend. „Ein Reisender bin ich wirklich, wenn auch nicht gerade arm."

„Woa kümmt hei denn van denne,[4]) und woa will hei hen?"

„Ich komme aus dem Bergischen und will für's erste in hiesiger Gegend bleiben."

„Ut et Bergsland?" fragte Sänn'ken neugierig. „Dat is woll allmächtig wiet van hier?"

„Schwieg stille," sagte die Bäuerin, „dat geiht di nicks an, un ick weet, woa dat is; ick bün door all ens west."

„Sei, Moder, Sei sünd door west?" fragte Sänn'ken mit so staunender Ueberraschung, daß die Bäuerin sich sehr geschmeichelt fühlte.

[1]) Hilken = kuppeln. Hilkemaker = Kuppler. Hilk = Heirath, die durch Kuppeln zu Stande gekommen ist.

[2]) plauderst. [3]) in seinem Leben. [4]) von dannen? woher?

„Jo," antwortete sie; „ick bün door in mienen jungen Johren west, up de Bittfahrt noa de Moder Goddes in den Hardenberg. Dat's en Kloster, möst du wetten, midden in de Berge. Meer wat will hei dann hier?" wandte sie sich wieder an den Fremden. „Is hei en Koopmann? Hei hevv doch nicks bie sick, keinen Kasten und keine Kiepe."

„Ich bin auch nicht Kaufmann," antwortete der Fremde lächelnd; „ich bin Alterthumsforscher."

„Alter ..... dat verstoah ick nich. Kannst du 't begriepen, Sänn'ken?"

„Nee, Moder, van so 'n Ambacht [1]) hevv ick mien Lievedage [2]) noch nich hhöört."

Beide starrten den Fremdling in so rathloser Verwunderung an, daß dieser sich veranlaßt sah, ihnen zu erklären: „Ich besuche alte Städte, Schlösser und Kirchen, um dort Dinge aus frühern, längst vergangenen Zeiten ausfindig zu machen, über die ich dann Bücher schreibe."

Das verringerte aber das Staunen und die Verwirrung seiner Zuhörerinnen nicht, und sie würden ihn wohl noch eine Weile mit dem Blicke stupider Verwunderung angestiert haben, wäre nicht ihre Aufmerksamkeit plötzlich von ihm abgelenkt worden.

Ein Mann in Bauerntracht, etwas über Mittelgröße, breitschulterig und grobknochig, war trägen, fast schlotterigen Ganges vom Hofe aus in die Küche getreten und sah nun, die kurze Thonpfeife zwischen den Lippen, die Bäuerin und Sänn'ken eben so verwundert an, wie diese ihren Gast. Nach kurzer Pause nahm er die Pfeife in die Linke, strich sich mit der Rechten das schlichte, von Sonne und Regen verfärbte Haar vom Scheitel nach der Stirne herunter und fragte in etwas schleppendem Tone: „Wat stoh Ji [3]) door te kieken, Ji

[1]) Handwerk. [2]) Lebtage. [3]) Ji = Ihr.

Fraulüde? Hevv Ji von U [1]) Liewen noch kein fremd Manns-
mensche seihn?“

„Buur, hei hevv seggt —“ „Vader, hei seggt, hei is en
ollen —“ riefen die Bäuerin und ihre Tochter gleichzeitig aus
und verstummten auch Beide zugleich wieder, weil sie noch
immer nicht im Klaren über des Gastes Stand und Absichten
waren.

So schwerfällig das Begriffsvermögen des Bauern auch
war, er erkannte deutlich, daß seine „Fraulüde“ ihm keine
Auskunft über den Fremden zu geben vermochten. Geleitet
von dem angeborenen Mißtrauen des westfälischen Bauern
gegen alles Neue, und von seiner eingewurzelten Abneigung,
in Berührung zu kommen mit dem Unbekannten, Fremden,
wandte er sich äußerst schroff gegen den jungen Mann mit
der Frage: „Wat is hei vöör eenen, un wat will hei hier?“

„Sind Sie der Schulze Lanting?“ war die Gegenfrage.

„Jo, ick bün de Bergschulte. Wat will hei mi?“

„Wie ich Ihrer Frau schon sagte, bin ich aus dem Ber-
gischen und wünsche mich eine Zeit lang hier in der Gegend
aufzuhalten, weil ich die alten Bilder und andere Merkwür-
digkeiten in der Kapelle auf der Höhe zu beschreiben und ab-
zuzeichnen beabsichtige.“

„Doortau,“ sagte der Bauer, „habbe hei nich neudig
habb, no den Bergschulte te kommen. Dat is de Dodenka-
pelle von de Ladenschen; wenn hei de van binnen afmolen will,
dann mööt hei dat gnädige Fröölen um Verlöff [2]) dertau frogen.“

„Das werde ich auch thun,“ erwiderte der junge Mann;
„weil ich aber gehört habe, daß die alte Dame nicht sehr
zugänglich und gefällig ist, so wünschte ich mich vorher einige
Zeit hier in der Gegend aufzuhalten, um mir einige gute
Bekannte zu erwerben, die meine Bitte bei dem Fräulein
unterstützen könnten.“

[1]) U = Euer. [2]) Verlöff = Erlaubniß.

„Hei is slikkerig,“ [1]) sagte der Bauer, den jungen Mann mit einer Art Anerkennung betrachtend; „meer hei haut doch dornieven.“

„Wie so?“

„Jo — wu will hei hier Bekennden kriegen, wenn hei hier Nümmes [2]) hett, de em kennt?“

„Aber dazu will ich ja hier bleiben, damit man mich kennen lernt.“

Der Bauer schüttelte den Kopf. „Dat geiht nich. Wei söll denn wat met em te dauhn willen hewwen? Woa will hei denn bliewen?“

„Hier bei Euch, wenn Ihr erlaubt.“

„Is hei nich wies?“ [3])

„Ich hoffe doch. Zwar weiß ich wohl, daß Euer Hof kein Wirthshaus ist; allein gerade deshalb möchte ich bei Euch wohnen. Und was den Kostenpunkt betrifft —“

„Nu sied stille,“ unterbrach der Schulze ihn grob. „Hewwe ick em nich seggt, dat ick em hier nich hewwen will? Wat söll wie met so'n frömden Menschen beginnen? Wie hewwen genaug met use eegene Saaken te dauhn.“

„Aber Ihr sollt ja auch nichts weiter mit mir beginnen, als daß Ihr mir eine Stube einräumt und mich gegen gute Bezahlung an Euerm Tische mit essen laßt.“

„Justement, dat is et. Meint hei, dat hei den Schulte von den Berg dat betahlen kann, dat door alle Middage un alle Ovende, de use Herrgott kommen lätt, en wildfrömden Menschen bie em an de Tofel sitt un jeden Brocken tellt, [4]) de hei in't Muul steckt? Ne, dat kann hei nich, so rieke is kein Könnig.“

„Ich muß mich darin finden, wenn Ihr meine Bitte nicht gewähren wollt. Wenn Ihr aber auch selbst mich nicht auf=

[1]) Schlau. [2]) Niemand. [3]) klug. [4]) zählt.

nehmen möget, so werdet Ihr doch vielleicht die Gefälligkeit haben, Euern Einfluß in der Gegend dahin zu benutzen, daß einer Euerer wohlhabenden Nachbaren mich für einige Zeit in's Haus nimmt."

„Ne, dat dauh't [1]) ook nich; ick will Nümmes anders in Ungelegenheit brengen, wenn ick mie selvst derut holle. [2]) Goh' hei noo Ellrode in't Wierthshuus."

„Aber damit ist mir nicht gedient; ich bin dadurch zu weit von der Kapelle und der ganzen umliegenden Gegend entfernt."

„Door kann ick em nich helpen," sagte der Bauer hartnäckig. „Un 't is mie ook eenerlei; et geiht mie jo nicks an."

Die beiden Söhne des Bauern, welche im Laufe des Gespräches auch eingetreten waren, hatten sich von Sänn'ken über den Gegenstand desselben in's Klare setzen lassen, und während ihre Schwester meinte, der Vater sei doch gar zu „fort aff" mit dem Fremden, gaben sie durch Nicken und Winken ihr Einverständniß mit der Handlungsweise des Familienhauptes zu erkennen. Die Bäuerin sagte gerade heraus: „Du hest Recht, Buer; ick will mie ook van keene frömde Landlöpers in de Pötte kieken loaten."

„In euerm Rechte seid ihr," rief der Fremde lachend; „aber ochsengrob seid ihr auch. Freilich kann euch Niemand zwingen, mir Kost und Logis zu geben; aber ihr könntet mir doch höflicher die Thüre weisen."

„Dat is nich unse Aat," [3]) brummte der Bauer, während der junge Mann sich an Töne Lindert wandte, welcher, von der Neugierde getrieben, unter dem Vorwande, sich eine Pfeife anzuzünden, in die Küche gekommen war. „Nun, Ihr welterfahrener Mann," sagte der Reisende gut gelaunt zu

[1]) Dat dauh't = das thue ich. [2]) derut holle = heraus halte.
[3]) unsere Art.

dem kleinen Schneider, „wißt Ihr keinen Ausweg für mich armen Neuling?“

Töne hielt eben einen brennenden Spahn an seine Pfeife und paffte mächtig, um sie in Zug zu bringen. Da er, auf diese Weise beschäftigt, nicht sofort mit dem Munde antworten konnte, that er es durch Mienen und Geberden. Er winkte mit Kopf und Augen und sagte, sobald sein Stummel brannte, mit großer Wichtigkeit: „Jo, Heer, ick weet Roath.“

„Ei, das ist ja prächtig!“ rief der Fremde. „So theilt ihn mir doch mit.“

„Sachte, sachte,“ versetzte Töne, wie zur Abwehr die Hand erhebend. „Schult'sche, söll dat nich woll wat sien föör de Köstersche[1]) op den Kapellenberg?“

„Töne,“ sagte die Bäuerin, an welche diese Frage gerichtet war, in anerkennendem Tone, „Töne, du weeßt doch alltieds, wu de Harke an den Steel sitt.“

Töne nickte selbstzufrieden: „Verloot die meer op Töne Lindert, dann kömmst du nich te kort.“ Hierauf rauchte er eifrig weiter und starrte schweigend in das Heerdfeuer.

„Ich warte noch immer auf Euern Rath, guter Freund!“ sagte der Fremde.

„Kennt hei de Köstersche op den Kapellenberg?“ fragte Töne dagegen.

„Nein; ich kenne Niemanden hier.“

„Dann sall ick em woll föörsprecken mööten.“

„Bei wem, Töne?“

„Nu, bie de Köstersche.“

„Was ist mit ihr?“

„Sei hett all ens 'ne Kostgänger'sche gehatt; et was en fien Wiefken.[2]) De Mann was en Hauptmann weßt, so watt se en Captein heiten, und in het Johr vöör den russischen Winter was hei blieven.“[3])

[1]) Die Küsterin. [2]) Weibchen. [3]) geblieben, gefallen.

„Jo," meinte die Bäuerin, „dat is en guden Roath. De Kammer, woa de Capteinsfrau wo'nnt hevv, is noch in Order; doar kann hei slopen. Un sien Jetten [1]) kann em de Kösterſche ook kloar maken; sei hevvt et in ehren jungen Tied in Ellrode bie de Postmester'ſche leert."

Als der Fremde sich geneigt zeigte, auf diese Vorschläge einzugehen, und der Schulze und seine Frau sich demnach vor fernern Zudringlichkeiten von seiner Seite gesichert fühlten, stellte sich bald ein gutes Einvernehmen zwischen ihnen und dem jungen Manne her. Sie luden ihn ein, das jetzt bereitete Mittagsmahl mit ihnen zu theilen; nach Beendigung desselben sollte Töne Lindert ihn nach dem Kapellenberge begleiten, um sein Fürsprecher bei der Frau des Küsters zu sein.

X.

Töne Lindert's Fürsprache war von gutem Erfolg gewesen, vielleicht auch war sie von dem einnehmenden und anständigen Aeußern seines Schützlings unterstützt worden. Wie dem immerhin sein mochte — der Fremde war nach einigem Hin- und Herreden im Hause des Küsters auf dem Kapellenberge aufgenommen worden und hatte sich in dem ihm angewiesenen Zimmer auf ein längeres Bleiben eingerichtet. Er befand sich in seiner neuen Wohnung viel besser, als er erwartet hatte. Seine Hauswirthin war eine freundliche, reinliche und ziemlich geschickte Frau, völlig bereit, allen seinen billigen Wünschen nachzukommen. Sein helles, geräumiges Zimmer hatte eine einfache, recht anständige Einrichtung. Ein besonderer Vorzug desselben bestand darin, daß es außer der Thüre, durch welche es mit der Küsterwohnung in Verbindung stand, noch eine zweite besaß, die in's Freie führte.

[1]) Essen.

Der ruhige Sommerabend senkte sich friedlich schön auf den stillen Fluß und dessen Ufer, als der Fremde, welcher sich bei dem Küster unter dem Namen Florenz Walter eingeführt hatte, so weit mit seinen Einrichtungen zu Stande gekommen war, daß er sich in seiner Stube heimisch und behaglich zu fühlen vermochte. Er trat unter die Bäume hinaus mit dem Wohlgefühl eines Menschen, der, vom Schicksal an einen fremden Ort geführt, so glücklich war, sich ohne Aufenthalt eine ihm zusagende Wohnstätte herzustellen. Auch gestand er sich mit freudiger Ueberraschung ein, daß, was immer das Innere seiner Wohnung zu wünschen übrig lassen möge, ihre Lage weit anmuthiger sei, als er dies in einem an landschaftlichen Reizen so armen Ländchen, wie dieser Theil Westfalen's ist, hatte erwarten können. Unter den beiden mächtigen Roßkastanienbäumen, die den Platz vor dem Hause des Küsters beschatteten, stand er an die kunstlose, hölzerne Einfriedigung gelehnt, welche den Grasfleck von dem sich draußen vorüber schlängelnden Fußwege nach Ellrode trennte. Die Wellen des Flusses am Fuße der Anhöhe schimmerten noch im Widerscheine des hinschwindenden Lichtes, und obgleich die Sonne bereits gesunken war, war es noch vollkommen hell auf der schönen Erde. Die Linden an dem Kirchlein droben und das Gras aus den gemähten Wiesen am Flußufer erfüllten die Luft mit ihren süßen Düften, und aus dem dichten Erlengebüsche in der Niederung tönte noch der helle, durchdringende Schlag der Amsel.

In diesen Laut klang plötzlich ein anderer, eben so hell, eben so klar, aber weit inniger zum Herzen sprechend, als das Lied des muntern Vogels. Das Abendläuten aus Ellrode tönte durch die stille Luft wie aus großer Nähe herüber, und das Glöckchen in der Kapelle fiel mit silberreiner Stimme ein. Florenz Walter zog das leichte Sommermützchen von dem braunen Haar und beugte andächtig betend den schönen

Kopf. Und während er leise die frommen Worte des Angelus Domini aussprach, theilten seine Gedanken sich unwillkürlich zwischen der Gottes-Mutter und der lieben irdischen Mutter, an deren Seite geschmiegt er allabendlich dasselbe Gebet gestammelt hatte, da er noch kaum groß genug war, um seine gefalteten Händchen auf ihr Knie zu legen.

Als er den Kopf wieder erhob, sah er, daß er seine Andacht nicht allein noch auch unbemerkt verrichtet hatte. Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand auf dem Fußwege draußen in einfacher aber sehr sorgfältiger Kleidung eine Dame, deren schönes, klares Gesicht und anmuthige Haltung unverkennbar die Vorzüge der Jugend und einer guten Erziehung verriethen. In dem Augenblicke, wo Walter sie gewahrte, beendete auch sie ihr Gebet und machte das Zeichen des Kreuzes, und als er sich dann in halber Verwirrung hastig vor ihr verbeugte, erwiderte sie ruhig seinen Gruß und schritt an ihm vorüber. Sie schien aus der Richtung von Ellrode gekommen zu sein und ging jetzt an der entgegengesetzten Seite des Hügels hinunter, an dessen Fuß sie sich im Schatten einer Doppelreihe alter Bäume verlor.

Der junge Mann sah ihr gedankenvoll nach. Sie schien nach Schwarzgarten zu gehen. War es ihr Wohnort, oder weilte sie dort als zeitweiliger Gast? In welchem Verhältniß stand sie zu der Frau, um derentwillen er in diese Gegend gekommen war?

Sein Nachdenken wurde gestört durch den Küster, welcher unbemerkt zu ihm getreten war und jetzt sagte: „Das war das gnädige Fräulein, Herr Walter."

„Das gnädige Fräulein?"

„Ja," bekräftigte der Mann, über das Erstaunen seines Gastes lächelnd, „das Fräulein von Laden; natürlich nicht unsere alte gnädige Dame, sondern Fräulein Hedwig, des seligen Baron Justus' Tochter."

„Also Hedwig — Hedwig von Laden!“ rief der junge Mann aufgeregt; der Winterabend in dem böhmischen Dorfe, der freundliche Greis und das geduldige Kind standen mit lebhaftester Deutlichkeit vor seinem geistigen Auge. „Aber,“ fragte er wieder, „wie kommt es, daß eine solche Dame so spät noch allein draußen ist, ziemlich weit, wie mir scheint, von ihrem Schlosse entfernt?“

„Ach, das ist nichts so Besonderes,“ rief der Küster. „Das Fräulein kennt in der ganzen Gegend Weg und Steg so genau, daß sie gewiß nicht irre gehen wird; auch ist sie selbst hier herum weit und breit so gut bekannt und so wohl angesehen, daß ihr Niemand ein unebenes Wort sagen würde.“

„Es könnten sich aber doch Fremde in der Umgegend umhertreiben, welche der jungen Dame nicht nach Gebühr begegneten.“

„Fremde?“ meinte der Küster kopfschüttelnd. „Außer dem alten Jonas, dem Packjuden, und der schwarzen Lisbeth mit der Porzellankiepe sehen wir hier in Jahr und Tag keinen Menschen, der nicht nach Ellrode oder nach Marbeck gehörte; und die kennen und respectiren das Fräulein eben so gut wie irgend ein Knecht vom Schlosse.“

„Das Fräulein sah wohl aus und war auch sehr gut gekleidet,“ bemerkte Walter in halbem Selbstgespräch.

Der Küster antwortete aber doch darauf: „Nun, dafür ist sie eine Laden zu Schwarzgarten.“

„Das ist sie, wie Ihr sagt; ich hörte indeß, die Herrschaften zu Schwarzgarten seien — seien nicht besonders reich,“ bemerkte der junge Mann, seinen Satz nicht so beendend, wie er es ursprünglich beabsichtigt hatte.

„Das sind sie freilich nicht,“ bestätigte der Küster. „Sie müssen sich sehr einschränken; aber die alte Gnädige hat ihre Freude an dem jungen Fräulein und hat mehr für sie übrig als für sich selbst. Es ist auch kein Wunder; Jedermann, der

sie kennt, hat Fräulein Hedwig lieb, und da das alte Fräulein keinen Menschen auf Gottes weiter Erde mehr hat als diese Nichte, so ist leicht zu begreifen, daß sie an ihr hängt wie an einem eigenen Kinde."

Walter nickte beistimmend. „Also das ist wahr, daß es den armen Damen schlecht geht?" fragte er nach einer Weile. „Ich hörte auch sonst schon davon sprechen," fügte er prüfend hinzu.

„Nun, schlecht, das ist ein wenig viel gesagt," antwortete sein Gesellschafter. „Die Leute übertreiben gern, und das kann auch nicht anders sein. Sie schwätzen heut zu Tage noch eben so viel wie in alten Zeiten. Dazumal, bei all' den Kriegsläuften, da gab es noch etwas zu schwätzen; gegenwärtig aber — du lieber Herrgott — gegenwärtig passirt nichts von Belang, und wenn die Leute über das sprechen wollen, was alle Tage vorfällt, müssen sie es ein wenig ausschmücken, sonst klingt es nicht recht."

„Daran ist viel Wahres; aber, wie Ihr das ja auch zugebt, etwas scheint doch an dem Gerede von den beschränkten Verhältnissen auf Schwarzgarten zu sein."

„Ja, junger Herr, leider. Die Alten haben schlecht gewirthschaftet, und nun müssen die Jungen dafür büßen."

„Die Jungen? Ich dächte, Ihr hättet gesagt, das eine Fräulein von Laden sei bereits alt."

„Nun, ich hätte eigentlich sagen sollen: die Nachkommen; denn die beiden Gnädigen, die Alte sowohl wie die Junge, büßen die Sünden ihrer Väter."

„Habt Ihr Schwarzgarten schon gekannt, ehe sie dort so heruntergekommen waren?"

„Gewiß habe ich das. Ich bin hier in der Küsterei geboren und groß geworden; am Magdalenentag sind es dreiundsiebenzig Jahre, daß ich dort in der Kapelle getauft bin. Ich bin dabei gewesen, als der Baron Sixtus seine erste und

seine zweite Frau Sonntags nach der Hochzeit zum ersten Male in die Kapelle zur Messe führte, und auch als er begraben wurde; ich war gegenwärtig bei der Taufe seiner Kinder, und als sein einziger Sohn, der Baron Justus, neben ihm in die Gruft gesenkt worden ist."

„Baron Justus? War das der Bruder des alten und der Vater des jungen Fräuleins?"

„Ja, Herr Walter. Ein schöner, junger Herr war der seiner Zeit, aber wild wie ein Unwetter und stolz wie Lucifer. Und so war's denn auch nicht zum Verwundern, daß er sich keine Freunde gemacht, wohl aber den Rest von den Familiengütern, den sein Vater noch übrig gelassen, durchgebracht hat. Du lieber Herrgott, wenn's dabei noch geblieben wäre!"

„Wie? Er konnte doch nicht mehr durchbringen, als er hatte?"

„Doch, Herr; das Vermögen seiner Schwester hat er auch noch ruinirt. Wie das eigentlich zugegangen ist, weiß kein Mensch. Sie ist eigentlich seine Halbschwester, und er konnte an ihre Güter — zwei schöne, große Güter sind's gewesen — nicht kommen; denn sie stammten von ihrer eigenen Mutter, seiner Stiefmutter, her, und er hatte nicht das mindeste Recht daran. Auch hat sie ihn niemals gut leiden können, das ist ortsbekannt. Und doch hat sie fast alles, was sie besaß, hergegeben, um seine Schulden zu bezahlen. Warum sie solches gethan, das habe ich noch nie begriffen und werde es nicht begreifen, wenn ich auch noch fünfzig Jahre Küster auf dem Kapellenberge bleibe . . . . Aber da bringt meine Frau ein Licht und Essen in Euere Stube, und Ihr werdet wohl hungerig und müde sein. Laßt's Euch wohl schmecken, und gute Nacht, Herr. Träumt etwas Gutes die erste Nacht in der Küsterei; denn solch ein Traum, so sagt man, wird alle Mal wahr."

Die beiden Männer schritten langsam auf das Haus zu. Im Gehen fragte Walter: „Von woher kam das Fräulein vorhin noch so spät? Liegt da hinaus etwa ein Edelsitz, wo sie einen Besuch gemacht haben könnte?"

„Nein; wir haben hier außer Schwarzgarten nur zwei Edelhöfe in der Gegend, Nettelhorst und Voorsthausen, und die liegen beide nach der andern Seite über Marbeck hinaus."

„Besucht sie denn auch wohl die Bauern und Pächter in der Nachbarschaft?"

„Ja wohl, wenn es Krankheiten oder sonstige Unglücksfälle gibt. Sie weiß gut mit Alten und Kranken umzugehen; und wenn die Reihe ein Mal an mich kommen sollte, will ich sie lieber um mich haben als einen Doctor."

„So hatte sie heute wohl auch einen Krankenbesuch gemacht?" forschte Walter.

„Ihr seid höllisch neugierig, junger Herr," sagte der alte Mann, beinahe mit Töne Lindert's Worten, und sah Walter ein wenig bedenklich an; aber aus den offenen Zügen des jungen Mannes sprach eine so reine, ungeheuchelte Güte, daß der Alte dem einnehmenden Eindrucke unwillkürlich nachgab und hinzufügte: „Ich will Euch indeß aus dem Traume helfen. Das Fräulein ist jedenfalls in Ellrode gewesen, um ihre Freunde, den Herrn Harry und dessen Schwester, zu besuchen."

„Herr Harry! Lebt der noch?" rief Walter lebhaft.

„Was? Ihr kennt ihn?" fragte der Küster erstaunt. „Ich dächte doch, Ihr wäret hier fremd."

„Das bin ich freilich," sagte Walter wieder ruhig. „Ich war bis jetzt noch niemals in dieser Gegend; aber ich habe vor mehrern Jahren auf einer Reise einen sehr freundlichen, alten Herrn kennen gelernt, der sich Harry nannte und mir Ellrode in Westfalen als seinen Wohnsitz angab."

„Ja, das wird so sein; der alte Herr verreist von Zeit zu Zeit, um seine Renten einzufordern. Nun, er hält sich noch gut, und die Mamsell, seine Schwester, auch."

„Lebt diese bei ihm?"

„Natürlich; und Fräulein Hedwig hält gar viel von den beiden alten Leuten, die ihre Lehrmeister in fremden Sprachen, Musik und mancherlei andern Künsten gewesen sind, wie sie sich für eine vornehme Dame schicken."

„Also ist Fräulein Hedwig in Schwarzgarten erzogen worden?"

„Nicht ganz; zwei Jahre war sie in einem Kloster und einen Winter im Hause der Frau von Glandorf in M.... Es ist Fräulein Annette schwer geworden, sagt der alte Sanders — das ist der Verwalter, Herr —, sie so lange von sich zu lassen. Sie ist eine brave Dame, unsere Gnädige, wenn's auch mit der Freundlichkeit bei ihr nicht weit her ist; was sie für Recht hält, das thut sie, wenn es ihr noch so hart und sauer wird. Und jetzt nochmals gute Nacht, Herr Walter; ich will mein Nest aufsuchen, denn ich muß frühzeitig bei der Hand sein zum Morgenläuten."

XI.

Der Garten des Laden'schen Hofes in Ellrode prangte in voller Herrlichkeit. Zwei riesige Hortensien-Stauden zu beiden Seiten des Eingangs vergalten Herrn Harry's sorgfältige Pflege durch die reiche Anzahl ihrer großen, hellrothen Blüthenbüschel; und die Lieblinge Demoiselle Germaine's, die Nelken und Levkoyen, füllten verschiedene große Beete mit der Pracht ihrer manchfachen Farben und die Luft mit dem Reichthum ihres süßen Duftes.

Die Geschwister saßen an einem Tischchen am offenen Fenster ihres Wohnzimmers einander gegenüber, die Dame mit einer Nadel-Arbeit, der alte Herr mit den Aufgabe-Heften seiner Schüler beschäftigt. Die Zeit war schonend mit ihnen umgegangen; außer einigen neu hinzugekommenen Fältchen in den guten alten Gesichtern, einer vergrößerten Langsamkeit in den Bewegungen Herrn Harry's und dem jetzt vollends weiß gewordenen Scheitel Germaine's schienen sie, seit wir ihnen zuletzt begegneten, kaum gealtert.

Der Bruder war ganz in seine Arbeit vertieft; die Augen der Schwester aber wanderten von Zeit zu Zeit über ihre Näherei hinweg zu den Blumen des Gartens oder auf das Gesicht ihres Gesellschafters hinüber. Plötzlich sagte sie halblaut: „Das ist seltsam."

„Daß Gottfried Nibbeling so viele Fehler macht?" fragte Harry aufschauend. „Im Gegentheil; es hängt ganz natürlich mit seiner Faulheit zusammen."

„Nein; daß ein Fremder, ein Herr obendrein, über den Kirchhof auf unser Thor zuschreitet. Richtig, er zieht die Glocke."

„Ich habe auch keine Ahnung, wer das sein könnte," versetzte Harry, nach der bezeichneten Richtung blickend.

Die alten Leute sahen ruhig zu, wie die Magd das Gitterthor öffnete und nach einigen mit dem Fremden gewechselten Worten diesen auf das Haus zuführte. In der Nähe desselben angekommen, grüßte er mit so ausgezeichneter Höflichkeit, daß Demoiselle Germaine sich sofort für ihn eingenommen fühlte und ganz erfreut war, als sie bei seinem Eintritte in das Zimmer den ersten günstigen Eindruck durch seine Persönlichkeit bestätigt fand.

„Herr Harry," sagte der junge Mann, nach den üblichen Verbeugungen den ihm angebotenen Sitz einnehmend, mit einer Schüchternheit, welche ihn nach dem Urtheil der alten

Dame sehr wohl kleidete, „ich muß sehr um Ihre Nachsicht bitten, daß ich so ohne weiteres die flüchtige Bekanntschaft zu erneuern suche, welche vor bereits sieben Jahren durch einen bloßen Zufall vermittelt wurde."

Beide Geschwister sahen sehr erstaunt auf, Herr Harry ein wenig verlegen obendrein. „Mein lieber Herr," entgegnete er etwas zögernd, „deuten Sie mir es nicht übel: aber ich kann mich durchaus nicht darauf besinnen, wo ich Ihnen schon begegnet sein sollte."

„Es war, wie gesagt, vor etwa sieben Jahren an einem kalten, stürmischen Abende in Böhmen, in der Nähe von Josephstadt."

Augenblicklich kam jetzt Herrn Harry sein Gedächtniß zu Hülfe: „Mein Gott — Sie können doch nicht — und doch — Sie müssen es sein, wenn nicht alles mich trügt: unser Mitgast oder eigentlich unser gütiger Wirth in jenem erbärmlichen Dorfe in Böhmen."

„So ist es, ich bin Walter Hartkirch."

„Seien Sie uns willkommen, herzlich willkommen, Herr Baron; ich weiß, Sie sind es meiner Schwester, der ich so oft Ihre Freundlichkeit gerühmt habe, eben so sehr wie mir."

Germaine bestätigte ihres Bruders Worte, und Walter erwiderte: „Sie legen meiner doch bloß natürlichen Handlungsweise einen so großen Werth bei, daß ich mich eigentlich beschämt dadurch fühle; indeß bin ich dem Zufall dankbar, der mir, wie ich zu meiner Freude sehe, Ihre gute Meinung erwarb."

Als er nicht weiter sprach, und auch Herr Harry sich bloß schweigend verbeugte, fragte Germaine mit der ihr eigenen Raschheit: „Und darf man erfahren, Herr Baron, welcher Zufall Sie in dieses abgelegene Städtchen führt?"

„Es ist kein Zufall, verehrtes Fräulein, vielmehr kam ich ausdrücklich, um Sie und Ihren Herrn Bruder aufzusuchen, weil ich Ihres Rathes und Beistandes dringend bedarf.“

Die Geschwister schauten ihn wieder voll Erstaunen an, weil sie nicht einzusehen vermochten, wie solch ein junger, vornehmer und gewandter Mann des Rathes und der Hülfe zweier alter, in tiefer Abgeschiedenheit lebender Leute benöthigt sein sollte; doch verbeugten Beide sich zusagend, und Herr Harry versicherte herzlich, daß er zu jedem Dienste bereit sei, den er dem Herrn Baron irgend zu leisten vermöge.

„Ich danke Ihnen von Herzen,“ sagte Walter einfach. „Zunächst möchte ich Sie bitten, mir zu sagen, ob Sie meinen Namen schon früher kannten, als seit jener Zeit, wo wir uns in Böhmen begegneten.“

„Ja, Herr Baron,“ antwortete Harry sehr ernst. „Ich kannte schon lange vor jener Zeit nicht allein Ihren Namen, sondern auch Ihren Vater.“

„Gut denn,“ versetzte Walter; „es geschieht um meines Vaters willen, daß Sie mich hier sehen.“

„Wie?“ fragte Harry überrascht. „Ist denn nicht der Freiherr Friedrich von Hartkirch vor beinahe einem Jahre gestorben?“

„Leider ist er das; und er hat scheiden müssen mit einer schweren, ungelösten Verbindlichkeit. Diese ist auf mich, seinen Sohn und Erben, übergegangen, und ich bin hier, um ihr, wo möglich, nachzukommen.“

Demoiselle Germaine erblaßte; auch ihr Bruder wechselte ein wenig die Farbe und fragte mit einem tiefen Athemzuge: „Und gegen wen, glaubten Sie, daß der selige Freiherr von Hartkirch eine solche Verpflichtung hinterlassen habe?“

„Gegen die Freiin Annette von Laden auf Schwarzgarten.“

Germaine nickte mit dem Kopfe, die Worte Walter's kummervoll bestätigend; ihr Bruder seufzte tiefer als vorher

und sagte mit dem Ausdrucke schweren Bedauerns: „Ja, so verhält es sich; aber diese Verpflichtung kann nicht mehr erfüllt werden — es ist zu spät dazu.“

„O, sagen Sie das nicht!“ rief Walter bekümmert aus. „Lassen Sie mich vielmehr hoffen, daß das, was dem Vater versagt blieb, dem Sohne nicht unmöglich sein werde.“

Harry blickte mit fast bestürztem Erstaunen auf seinen jungen Gast. „Wissen Sie denn wohl, was geschehen,“ fragte er, „wie und von wem gegen diese unglückliche Dame gefehlt worden ist? — Nach der Hoffnung und der Absicht, mit welcher Sie hierher gekommen zu sein scheinen, muß ich das wirklich bezweifeln.“

„Sie irren nicht,“ erwiderte Walter aufrichtig, „wenn Sie annehmen, daß manches in dieser traurigen Angelegenheit mir dunkel ist. Was ich weiß, habe ich von meiner Mutter erfahren, und sie selbst sah nicht ganz klar in dieser Sache, obgleich mein Vater ihr stets volles Vertrauen schenkte.“

„Das wird schon richtig sein,“ bemerkte Harry; „auch der Baron von Hartkirch war nicht von allem unterrichtet, was in jener, für das Fräulein von Laden so verhängnißvollen Zeit geschehen ist.“

„Sie aber scheinen mit diesem allem vollkommen bekannt zu sein, mein Herr, wie Sie auch einer der vertrautesten Freunde der Familie von Laden sind; und das ist eben der Grund, weshalb ich mich in dieser eben so zarten wie schwierigen Angelegenheit an Sie wende.“

Der Greis heftete seine klaren Augen mit einem beinahe strengen Ausdruck auf das Gesicht des jungen Mannes und antwortete: „Ich bin nicht allein ein *vertrauter*, sondern auch ein *treuer* Freund der Familie von Laden.“

„O, Herr Harry,“ rief Walter schmerzlich bewegt, „Sie denken doch nicht, daß ich etwas von Ihnen erbitten wolle, was Ihr freundschaftliches Verhältniß zu dem Fräulein

nur im geringsten zu trüben vermöchte? Ich bin mit durchaus reinen und wohlwollenden Absichten hierher gekommen."

„Die aber völlig unausführbar sind," entgegnete Herr Harry mit ungemildertem Ernste.

Eine bedrückende Pause trat ein.

„Nehmen Sie mir nicht allen Muth," hob Walter nach einer Weile bittend wieder an. „Ich will es nicht betonen, daß ich selbst eine herbe Täuschung erfahren würde, wenn ich unverrichteter Sache in meine Heimath zurückkehren müßte. Vielleicht aber kann es Sie nachsichtiger gegen meine Wünsche stimmen, wenn ich Ihnen sage, daß die einzige Zufriedenheit, welcher meine trauernde Mutter in der Zukunft noch zugänglich sein wird, von dem Gelingen meiner Bemühungen abhängt."

„Mein Herr," erwiderte Harry, „ich weiß kaum, was ich Ihnen antworten soll. Ich habe ja nicht ein Mal die entfernteste Idee von den Plänen, die Sie in's Werk zu setzen wünschen."

„Ach, ich habe leider keinen bestimmten Plan. Ich möchte gut machen, wo, wie ich mit Schmerz erfahren habe, mein theuerer Vater gefehlt hat. Ich weiß ja, daß das verlorene Jugendglück nicht zu ersetzen, die Tage düsterer Hoffnungslosigkeit, welche vorüberschwanden, nicht mehr zu erhellen sind; aber es soll hart und bitter sein, wenn ein Menschenleben zur Neige geht im Kampfe mit Entbehrungen und Sorgen, und ....." er stockte und suchte vergebens nach Worten, um seine Absichten zart und klar zugleich auszudrücken. „Ich — ich wünsche — ich würde mit Freuden —"

Herr Harry kam ihm zu Hülfe und zwar ganz gegen seine sonst so milde Natur in rauher, schonungsloser Weise. „Herr Baron," sagte er, „Sie glauben wohl, Ihres Vaters Verschuldungen abzahlen zu können?"

„Nein, o nein!" rief der junge Mann. „Ich habe ja schon gesagt, daß meine Mutter und ich von der Unmöglichkeit einer Vergütung überzeugt sind. Wir wissen, daß die Vergangenheit der unglücklichen Dame unwiederbringlich verloren ist; wir möchten nur, daß uns der Versuch gestattet würde, ihr wenigstens die noch übrige Lebenszeit so heiter wie möglich zu gestalten."

„Das Eine ist so unmöglich wie das Andere," versetzte Harry finster. „Die größte Wohlthat, die Sie der Freiin von Laden erzeigen können, ist die, daß Sie dieselbe weder durch Ihren Namen noch durch Ihre Person an Ihren Vater erinnern."

Walter schwieg bestürzt, weil er nicht wußte, wie er noch eindringlicher reden solle, und seine Züge nahmen einen so kummervollen Ausdruck an, daß Germaine, obgleich sie in der Sache ihrem Bruder Recht gab, aus Mitleid für den jungen Mann in's Mittel zu treten suchte. „Sei nicht so streng, Didier," bat sie. „Ich erkenne dich ja gar nicht wieder. Monsieur le baron meint es gewiß gut, — kannst du ihm denn durchaus keinen Rath ertheilen?"

„Nein, Germaine, durchaus nicht; ich kann in dieser Sache weder etwas rathen noch thun."

„Ach, Herr Harry, letzteres würde Ihnen doch so leicht werden."

„Ich wüßte nicht, in welcher Weise es geschehen könnte."

„Einfach dadurch, daß Sie mich in Schwarzgarten einführten."

„Mon Dieu, quelle saillie!" rief Demoiselle Germaine erschrocken, und Herr Harry fragte in demselben Augenblicke mit unverhohlenem Unwillen: „Wähnen Sie, daß einem von Hartkirch der Zutritt in Schwarzgarten gestattet würde?"

„Nicht unter diesem Namen, würde ich Sie bitten, mich vorzustellen," entgegnete Walter schüchtern.

„Also zu einer Lüge glauben Sie mich bestimmen zu können?“ fragte der Greis, jetzt sichtlich gereizt.

Ein brennendes Erröthen, ein hastiges Auffahren Walter's war die Folge dieser verletzenden Frage. Doch vermochte ihn der Gedanke an das hohe Alter und die ehrenwerthen Beweggründe des Beleidigers, seinen Zorn niederzukämpfen und in ruhigem Tone zu erwidern: „Sie fühlen sich offenbar berechtigt, mir schonungslos wehe zu thun mit Rücksicht auf meinen Vater, und doch kennen Sie von diesem theuern Vater nicht mehr, als den einzigen Fehltritt seiner Jugend, ja seines ganzen Lebens. Wenn Sie, Herr Harry, wie ich, seine Pflichttreue in allen übrigen Lagen des Lebens, das Glück, das er bereitete, die zahllosen Gutthaten, die er verrichtete, gekannt hätten, Sie würden anders urtheilen über ihn, und auch über seinen Sohn, der keinen höhern Wunsch kennt, als da, so weit es angeht, thatsächlich zu vergüten, wo dem Vater selbst leider nichts als unfruchtbare Reue gestattet war.“

Der Ernst und die Aufrichtigkeit in den Worten seines Gastes rührten den Greis; die ursprüngliche Milde seiner Natur gewann die Oberhand, und er sagte jetzt mit einem herzlichen Blick auf den jungen Mann: „Ich möchte Ihnen gern helfen, wenn ich dürfte.“

„O, Sie dürfen es, und Sie allein können es!“ rief Walter, neuen Muth fassend. „Ich habe mich bei meinem Wirth, dem Küster auf dem Kapellenberge, unter dem Namen Florenz Walter eingeführt und damit keine Unwahrheit gesagt, sondern nur etwas verschwiegen; denn ich heiße Florentin Walter von Hartkirch. Ich —“

„Wie?“ unterbrach Demoiselle Germaine ihn lächelnd, „Sie wohnen bei unserm guten Freunde Bernd Wichering? Wie kommen Sie denn dahin?“

„Auf wunderlichem Wege,“ antwortete Walter, gleichfalls lächelnd. „Nachdem ich bei dem Schulzen Lanting vergebens

ein Unterkommen gesucht hatte und beinahe handgreiflich durch ihn an die Luft gesetzt worden wäre, bin ich durch Vermittelung eines seltsamen, kleinen Schneiders, Töne Lindert, bei dem Küster Wichering einquartirt worden und befinde mich dort ganz wohl."

„Also Töne Lindert hat Sie bereits in den Fingern?" fragte Harry lachend. „Ce grand maquignon! Nehmen Sie sich in Acht, oder Sie sind verheirathet, ehe Sie es wissen."

„So viel ich weiß, sind die Töchter des Küsters verehelicht, also ist die Gefahr nicht so nahe," sagte Walter, auf den Scherz eingehend.

„Aber was machen Sie denn in der Küsterei, Herr Baron?" fragte Germaine.

„Und welchen Grund Ihres Kommens und Bleibens haben Sie den Leuten genannt?" fügte ihr Bruder hinzu.

„Ich habe mich für einen Alterthumsforscher ausgegeben, welcher wünsche, die alten Bilder und Kunstgegenstände in der Kapelle abzuzeichnen. Auch das ist keine Unwahrheit; denn ich habe mich von Kindheit an viel und gern mit solchen Dingen beschäftigt. Und jetzt bin ich auch wieder bei meiner frühern Bitte angelangt. Ich hoffte, sie würden mich als Antiquar in Schwarzgarten einführen; ich würde alle meine Kräfte anspannen, um unter dieser Hülle das Wohlwollen, die Achtung des Freifräuleins zu erringen und so allmälig die Möglichkeit herbeizuführen, ihr nützlich zu sein."

Herr Harry schüttelte wieder bedenklich den Kopf. „Ich fürchte, ich fürchte: es ist vergeblich. Ihre Wünsche sind unerfüllbar. Indeß bin ich jetzt von der Reinheit und Wärme Ihrer Absichten überzeugt und herzlich gern bereit, Sie zu unterstützen, so weit meine Kräfte und früher eingegangene Verpflichtungen es erlauben."

„Ich danke Ihnen auf's innigste, Herr Harry; und weil Denen, die eines guten Willens sind, der Friede verheißen ist, so hoffe und vertraue ich, daß die Frucht auch meines guten Willens Friede und Versöhnung sein wird."

XII.

Am Tage vor Kapellen-Kirmeß war großes Putz- und Scheuerfest im Hause des Schulzen Lanting. Die Bäuerin hatte mit Hülfe ihrer Tochter und einer von der Feldarbeit zurückgehaltenen Magd die ganze Wohnung vollkommen unter Wasser gesetzt. Tische und Bänke, Fenster und Thüren, die Dielen in den Stuben und die Fliese in der Küche waren mit großer Kraft und Ausdauer bearbeitet worden, und in dem Hauptschmuck der Wände, dem Zinn- und Kupfergeräth, brach sich der Widerschein des großen Heerdfeuers in unzähligen kleinen, spielenden Lichtern.

Es war still in dem großen Gehöft; denn es war früh Feierabend gemacht worden. Knechte und Mägde hatten sich zerstreut, um ihren eigenen Obliegenheiten nachzugehen, während der Bauer mit seinem ältesten Sohne nach Ellrode gegangen war, um einige befreundete Bürger zum bevorstehenden Feste „herauszunöthigen". Nur die Frauen des Hauses waren noch beschäftigt. Die Bäuerin saß am Heerde und überwachte das Braten des Speckes in der umfangreichen Kuchenpfanne, und ihre Tochter hatte sich vor der Küchenthüre auf einem umgestülpten Kübel niedergelassen und rupfte die Suppenhühner für den künftigen Mittag.

Da kamen Schritte vom Hecke über den Hof daher und näherten sich der Stelle, wo Sänn'ken saß. Sie wußte wohl, wer kam; aber sie blickte nicht auf, sondern gab sich den Anschein, als habe sie keinen andern Gedanken als ihre Arbeit,

bis Töne Lindert's Stimme dicht an ihrer Seite sagte: „Gu'en Ovend, Sänn'ken; Gott help die!"

„Süh es [1]), Töne, büst du dat? Wo kömmst du so laat [2]) noch van denne?"

„Ick komm van Marbeck und goh noo Huus, und do woll ick ju doch in't Vörbiegohn Dagestied seggen [3])."

„Danke, Töne; goh sitten." Sie deutete auf einen in der Nähe liegenden Holzklotz.

„Ick hevv nich lange Tied," erwiderte er, ließ sich aber doch nieder. „Ji hewwt woll schruppt un schuert?" fuhr er fort, einen Blick durch die offenen Fenster in die Stube werfend.

„Dat's secker; Vader un Bernd sünd ook noa Ellrode, üm de Frönde uttenäudigen."

„Meer ji hewwt kein gedohen Wirk [4]) maakt," sagte der Schneider. „Ji hewwt den Dreck in de Hüüke [5]) schruppt un't liekt woll [6]), dat Sünt Peter Juen Huus=Patron is [7])."

„Wu kömmst du mie vör? Scheerst du mie de Geck? [8])"

„Nee, 't liekt wisse so; doar hangen jo siene Fießnietten [9])." Er deutete auf einige in den Fenstern hängen gebliebene Spinngewebe.

„Wenn 't anders nix is," sagte Sänn'ken kaltblütig; „de dauh'n uns nich weh."

„Et is mie ook ewenvööl [10])," entgegnete Töne. „Du heft et bietter [11]) as Stienken Sommerhoff; ick hevw all seih'n, dat de ehr Moder ehr met den Tweihl [12]) üm de Uhren slog, as sei den Stooven slegt fiegt [13]) hadd."

„Wat goht mie de Sommerhoff'schen an?" fragte Sänn'ken unwirsch.

[1]) Sieh einmal. [2]) spät. [3]) Tageszeit, d. h. guten Morgen, guten Tag u. s. w. [4]) gethanes Werk, vollendete Arbeit. [5]) Ecken. [6]) scheint wohl. [7]) daß Sanct Peter euer Hauspatron ist. [8]) Hältst du mich zum Narren? [9]) Fischernetze. [10]) ebenviel, einerlei. [11]) besser. [12]) Putztuch. [13]) gefegt.

„Dat segg ick ook," versetzte Töne. „Ick hew et de Olle ook all seggt, dat du ewen so wienig van Manns wat wietten willst as hei van die."

„Do hest du Recht hadd," sagte Sänn'ken. Aber geärgert schien sie doch zu sein; denn sie riß dem Huhn, welches sie rupfte, mit einem unwilligen Ruck die halbe Haut von der Brust.

„Sachte, sachte," bemerkte Töne bedächtig. „Du verdierbst de Höhner. Jo, jo, sülk jung Volk sitt vull Unverduld. Dat hew ick düssen Ovend all dücker [1]) seih'n."

„Wat hest seih'n?"

„Nu, dat ji junge Fraulüde, as ji de Kermisse of dat Danzen in de Köppe hewwt, rein dull bünt. Do was Oleid Essewigs, den rieken Timmermann in Marbeck siene Dochter; sei smett van düssen Noamiddag ehr Moders beste Koffekanne in Stücke, üm dat seit nich gau genaug [2]) met Manns Sommerhoff no'n Danz konn kommen."

Sänn'ken wurde dunkelroth, fragte aber in gleichgültigem Tone: „Gaww't dann van Dage in Marbeck wat te danzen?"

„Jo; de Musikanten, de morgen ob den Kapellenberg speelen, blieven düsse Nacht in de Herberge te Marbeck, und doa hew de Borgemester Verlöff gegiewen, dat sei up Schmid Luur sine Dielle bis niegen Uhr van Ovend speelen dörft."

„Dat hadd hei ook loaten könnt."

„Worüm? — Dät seih'k nich in."

„Dat's doch kloar. Wenn die Kierls düssen ganzen Ovend speelt, dann sünd sei morgen möde, un dann geiht't so slöperig; dor's dann kein Fuck [3]) dorbie."

„Dat hest du miß. Wenn sei et van Dage probirt, dann könnt sei't morgen so vööl bietter; dat hew Manns Sommerhoff ook tegen Oleid Essewigs seggt, un sei hewwen affsproaken [4]), wenn door nix tüschen kömmt, dann willt sei mor-

[1]) Oefter. [2]) schnell genug. [3]) Schick, Zug. [4]) abgesprochen.

gen met sick Beiden »Kläpperken sesse« danzen. — Meer et wörd all laate; ick will mie bie diene Moder de Piepe anstiecken un dann noa Huus gohen. Gu'n Nacht, Sänn'ken."

„Gu'n Nacht, Töne," sagte Sänn'ken kurz und stach einem der jetzt völlig kahlen Hühner die Augen aus mit einer Wuth, als seien es die ihrer vermeinten Nebenbuhlerin. Sie war auch nicht ohne Ursache so zornig. „Kläpperken sesse" war der Haupttanz; seit einem halben Jahre hatte Manns Sommerhoff bei jeder Gelegenheit ihn mit ihr, nur mit ihr getanzt, — und nun! Thränen der Wuth traten ihr in die Augen, und sie faßte den festen Entschluß, morgen dem Treulosen ihre Gleichgültigkeit, ja, ihre Verachtung gründlich zu zeigen.

Wie fast jedes Haus in der Umgegend, hatte auch Schloß Schwarzgarten am folgenden Tage seine Gäste. Auf eine sehr verbindliche Einladung der Baronesse Laden waren Herr Harry und seine Schwester zur Diner-Zeit im Schlosse eingetroffen, und jetzt saß die Wirthin mit ihren Gästen im Garten unter dem Nußbaum. An dem mit einer grauen Damast-Serviette überdeckten Steintische stand Hedwig und bereitete den Kaffee.

Wie war der Garten verändert, seit wir in Hedwig's Kinderzeit einen Blick in denselben warfen! Die Obstbäume und der Weinstock waren sorgfältig gepflegt, Pfade und Beete höchst sauber gehalten, und eine Fülle von Blumen aller Art erfreuten Herz und Sinn durch ihre glänzenden Farben und süßen Düfte. Zwar das Schloß hatte sein düsteres Aeußere bewahrt; denn Fräulein Annette's Mittel reichten nicht aus, um die erforderlichen Verbesserungen vorzunehmen. Aber die dringendsten Reparaturen waren doch nach und nach zu Stande gebracht worden; die erneuerten Dachfirsten und Giebelränder, sowie die hellen Fenster mit den zwar bescheidenen, aber tadellos weißen Vorhängen ließen keinen Gedanken an Nachlässigkeit mehr aufkommen.

„Es gibt in der ganzen Welt keinen Kaffee so gut wie in Schwarzgarten,“ sagte Mademoiselle Germaine, behaglich aus ihrer Tasse schlürfend. „Ich habe das schon öfter bemerkt, kann aber nicht umhin, es nochmals zu wiederholen.“

„Das Lob dafür gebührt meiner Nichte“ meinte Fräulein Annette. „Sie steht der Milchwirthschaft wirklich musterhaft vor, und deshalb haben wir eine so vorzügliche Sahne.“

War der Garten verändert, um wie viel mehr noch war es die Besitzerin! Ihre zwar immer noch blassen und ernsten Züge verriethen keine Spur von Härte oder Bitterkeit. Ihr einst so feindlich kaltes Auge hatte einen guten, stillen Blick, der keine Furcht mehr hervorrief, kein Vertrauen verscheuchte und der selbst in zärtlicher Wärme aufleuchten konnte, wenn er auf Hedwig's sanftes, junges Antlitz fiel. Seit dieses Kindes muthige Opferwilligkeit und selbstlose Reinheit ihr den Glauben wiedergegeben, daß Gottes Ebenbild doch nicht ganz verwischt und verloren sei in der armen Menschenseele, hatte sie wieder Vertrauen zu sich selbst und zu Andern gefaßt; sie hatte gelernt, ihre Pflichten mit Liebe zu erfüllen und also eine ruhige Zufriedenheit um sich her zu verbreiten, und selbst in einer ruhigen Weise heiter und zufrieden zu sein.

Und Hedwig! Wer hätte zweifeln können, daß sie glücklich sei, der sie sah so fröhlich und blühend, so offen und vertrauend, so sorglos und bereit, ihr argloses Herz jeder unschuldigen Freude zu öffnen! Alle Wunden, welche frühes Unglück ihrer jungen Seele geschlagen, waren vernarbt und vergessen; jede Spur aus den Zeiten ihrer gramvollen Kindheit war verwischt. Zärtlich gehalten, sorglich gepflegt, von mütterlichen Augen behütet, ja selbst von einer liebevollen Hand geschmückt, bot sie ein so liebliches, anziehendes Bild sorgenloser Jugend in einer bevorzugten Lebensstellung, daß kaum ein Blick auf sie fallen konnte, stumpf genug, um ihre ausgezeichneten Eigenschaften nicht anzuerkennen. So war es klar wie das Licht,

daß ihre alten Freunde sie nicht anders als mit liebevoller Bewunderung betrachten konnten, und ein Glück war es für sie, daß die rauhe Schule ihrer ersten Jahre sie vor der Gefahr, sich verwöhnen zu lassen, sicher stellte.

Die Unterhaltung hatte sich eine Weile um kleine häusliche Vorkommnisse und Interessen bewegt, als Hedwig fröhlich ausrief: „Endlich! da kommt Herr Sanders!“ Und als er näher trat, um seinen Platz am Tische einzunehmen, sagte sie scherzend: „Herr Verwalter, es ist Ihr Glück, daß Sie sich einfinden; wenn Sie noch länger gezögert hätten, würden Sie zur Strafe kalten Kaffee bekommen haben.“

„Er würde mir aus der Hand des gnädigen Fräuleins doch gut schmecken,“ schmunzelte der Alte, strahlend vor Vergnügen.

„Ei, Sanders, was reden Sie da?“ fragte die Baronesse lächelnd. „Sie werden meine Nichte eitel machen. Wo steckten Sie denn so lange, alter Freund?“

„Euer Gnaden entschuldigen mich: ich hatte nachzusehen, daß im Hofe und in den Ställen alles für den Abend vorbereitet würde; denn wenn die Dienstboten zur Kapellen-Kirmeß gehen, kommen sie niemals früh nach Hause.“

„Das wird zweifellos richtig sein,“ meinte Herr Harry. „Nun, dergleichen Lustbarkeiten sind hier ja selten genug, und einen fröhlichen Abend können Sie den Leuten schon gönnen.“

Sanders antwortete nicht, sondern sah seine Gebieterin bedenklich an. „Ich muß gestehen, Sanders,“ sagte sie lächelnd, „daß ich mich zu monsieur Harry's Meinung bekenne.“

„Ach, Euer Gnaden,“ versetzte der Verwalter mit einem Stoßseufzer, „Sie wissen nicht, wie das Volk heut' tollt, und wie confus es morgen in all den dicken Köpfen aussieht.“

„Sind Sie ein solcher Feind lustigen Lebens, Herr Sanders?“ fragte Hedwig lachend. „Was werden Sie dann sagen,

wenn Sie hören, daß ich meine Tante gebeten habe, uns, sobald es kühler wird, auch nach der Küsterei hinaufzuführen?"

„Unser gnädiges Fräulein belieben einen Scherz mit mir zu machen," sagte der alte Mann kopfschüttelnd.

„Durchaus keinen Scherz," erwiderte Hedwig. „Der gute Küster hat uns so oft eingeladen und sah immer so betrübt aus, wenn meine Tante uns entschuldigte, daß es mir jedes Mal leid that; und weil ich nun von Tante Annette gehört habe, daß man in ihrer Jugend von Schwarzgarten aus fast nie beim Kirchweihfeste gefehlt hat, so habe ich eine Zusage für den alten Wichering von ihr erbettelt."

„Und das ist dir leicht genug geworden," sagte das Freifräulein. „Ich sah, daß du selbst keine geringe Lust hattest, den Trouble anzusehen, und was sollte ich da anfangen? — um so mehr, als ich vertraute, daß auch unsere lieben Gäste nachsichtig gegen deine jugendliche Neugierde sein und nichts dagegen haben würden, uns für ein Stündchen zum Küster zu folgen."

„O, gewiß nicht, gewiß nicht!" rief Germaine lebhaft. „Ich freue mich darauf, die Affensprünge zu sehen, welche die garçons und jungen Dirnen machen werden."

Herr Sanders schüttelte melancholisch den Kopf. Er war fest überzeugt, daß die Herrschaften ihr außerordentliches Vorhaben bereuen würden. „Ach, Euer Gnaden," gab er zu bedenken, „Sie haben keine Idee davon, wie die Welt sich verschlimmert hat. Zu meiner Zeit war das alles anders; die Leute standen steif vor Respect, wenn Baron Sixtus mit Gemahlin und den jungen gnädigen Herrschaften unter sie traten. Aber jetzt? Die gnädige Baronesse werden es erleben, daß die ungehobelten Wichter[1]) und Burschen fortfahren, vor ihren Augen zu tanzen und zu springen."

[1]) Mädchen.

Ein leichter Schatten flog über Fräulein Annettens Gesicht, weil sie im Grunde eben so schmerzlich wie ihr alter Diener das Hinschwinden des Ansehens der alten Adelsgeschlechter überhaupt, wie ihres eigenen Hauses insbesondere, empfand. Zwar hatte sie Einsicht genug, sich selbst zu gestehen, daß die Trägheit und Verschwendung, welche der Adel der Umgegend sich seit mehrern Generationen hatte zu Schulden kommen lassen, diese Einbuße großentheils herbeigeführt habe; doch schrieb sie auch vieles den verderblichen Wirkungen des Zeitgeistes zu, der sich seit der französischen Revolution auch in diesen abgelegenen Landstrichen breit machte, — wie sie meinte, sehr zum Unheil, sehr zum Schaden der ganzen Bevölkerung.

Indeß wie unangenehm diese Reflexionen auch sein mochten, sie schwanden hinweg vor dem klaren Ton von Hedwig's Stimme, welche fröhlich ausrief: „Aber, Herr Sanders, deshalb gehen wir ja gerade hin! Haben Sie denn nicht gehört, daß ma bonne demoiselle Germaine sich eben so wie ich auf die Affensprünge der jungen Leute freut?"

Der Verwalter war nicht zu überzeugen; er fuhr fort, den Kopf zu schütteln und halb besorgt, halb mißbilligend drein zu schauen, während Harry sich mit den Worten an Fräulein Annette wandte: „Wenn Euer Gnaden es erlauben, so werde ich diesen kleinen Ausflug benutzen, um einer Bitte nachzukommen, die vor einigen Tagen an mich gerichtet worden ist."

„Bedürfen Sie denn meiner Erlaubniß dazu, monsieur Harry?"

„Ja wohl, Euer Gnaden. Droben auf dem Berge beim Küster wohnt seit Kurzem ein junger Mann von anständigem Aeußern und guten Conduiten. Er beschäftigt sich mit einem Metier, welches man in frühern Jahren kaum kannte. Ich muß aber gestehen, daß ich es für eine eben so angenehme wie wohlanständige Beschäftigung halte, wenn es auch nicht

sehr einträglich sein mag. Der junge Mann ist Alterthumsforscher; er zeichnet alte Gebäude, Monumente und Kunstgegenstände ab, oder er beschreibt sie und verbindet damit wo möglich einen kurzen Abriß ihrer Geschichte, ihres Entstehens, ihrer Bedeutung und was noch sonst Wichtiges oder Besonderes sich darüber sagen läßt."

„Ich begreife, daß das eine höchst interessante Beschäftigung sein muß; aber wozu soll sie dienen?"

„Sie ist dazu bestimmt, merkwürdige alte Bauwerke, Grabmäler, Geräthschaften und alles, was in diese Kategorie gehört, nicht allein den Kennern und Freunden solcher ehrwürdigen Gegenstände bekannt zu machen, sondern auch zu verhüten, daß diese selbst, wenn sie durch die Einwirkung des Alters oder anderer schädlicher Einflüsse dem Untergang anheimfallen sollten, damit nicht auch sofort völligem Vergessen preis gegeben seien."

Die Baronesse nickte verständnißvoll. Eine solche Absicht, eine auf einen solchen Zweck gerichtete Beschäftigung hatte in ihren Augen etwas sehr Verdienstliches, und Walter hätte sich unter keiner andern Gestalt so vortheilhaft bei ihr einführen können, als unter der eines Alterthumsforschers.

„Wie haben Sie den jungen Mann kennen gelernt, monsieur Harry?" fragte sie dann.

„Er hat sich mir in Ellrode vorgestellt. Der Küster hatte ihm von den Beziehungen erzählt, in welchen zu Euer Gnaden zu stehen ich die Ehre habe. Deshalb kam er zu mir, um mich zu bitten, ihm bei der gnädigen Baronesse die Erlaubniß auszuwirken, nicht allein das Aeußere und Innere der Kapelle, sondern auch das des Schlosses zu dem vorhin berührten Zwecke abzeichnen oder beschreiben zu dürfen, je nachdem die betreffenden Gegenstände sich mehr für das eine oder andere eigneten."

„In Schwarzgarten ist ja kaum noch etwas übrig von der alten Pracht," bemerkte Fräulein Annette mit verdrießlichem Stirnrunzeln.

„Das Schloß ist doch unleugbar ein malerisches, altes Bauwerk," meinte Harry, „und der Rittersaal enthält auch noch manche Merkwürdigkeit, die an Alter und Seltenheit weit und breit nicht ihres Gleichen findet."

„Mag sein; — und Sie sagen, es ist ein anständiger Mensch?"

„Durchaus; er hat beinahe das Ansehen eines Mannes von Distinction."

„Und er heißt?"

„Er hat einen einfachen, bürgerlichen Namen, — Walter."

„Walter! Gott sei uns gnädig!" rief das Fräulein erblassend; mit einem Blick auf ihre Nichte, welche sie erstaunt ansah, fügte sie, sich fassend, hinzu: „Ich dachte, das sei ein Taufname."

„Der junge Mann führt ihn als Familienname, wie es ja auch Leute gibt, die Friedrich, Ludwig oder Arnold heißen; etwas wunderlich ist das freilich, aber man erbt eben seinen Namen und hat nicht die Freiheit, sich einen zu wählen." Herr Harry sprach diese Entgegnung in äußerst ruhigem, leichtem Tone und mit der gleichgültigsten Miene von der Welt aus, so große Mühe es ihn kostete, diesen Ton und diese Miene fest zu halten.

Fräulein Annette bemerkte das wohl; sie schrieb jedoch die innere Erregung des alten Herrn dem Umstande zu, daß er sich bewußt sei, unwillkürlich eine peinliche Erinnerung in ihr wach zu rufen; und weil sie selbst sich völlig wieder gefaßt hatte, erwiderte sie: „Nun, wir wollen dem armen Menschen keinen Vorwurf aus seinem Namen machen, und wenn er, wie Sie ja sagen, bescheiden und anständig ist, mögen Sie ihn, falls wir ihn droben treffen, mir vorstellen. Aber

jetzt, mademoiselle Germaine, denke ich, wird es Zeit, daß wir aufbrechen, wenn wir noch auf dem Kapellenberge ankommen wollen, ehe die Leute dort gar zu munter geworden sind."

Demoiselle Germaine hatte während des Gespräches zwischen dem Fräulein und ihrem Bruder dem Anscheine nach sehr lebhaft mit Hedwig geplaudert; sie hatte indeß immer mit halbem Ohr auf die Worte gelauscht, welche Jene sprachen. Sie erinnerte sich nicht, je in ihrem Leben mit so ängstlicher Spannung auf das Resultat einer Unterredung geharrt zu haben. Deshalb fühlte sie sich auch durch das erwünschte Ergebniß derselben sehr erleichtert, und sie gab ihre Zustimmung zum Aufbruche mit einer solchen Munterkeit, daß der Verwalter die feste Ueberzeugung gewann, „die alte, leichtsinnige Französin" sei die eigentliche Anstifterin der unklugen Promenade nach der Küsterei.

XIII.

Walter stand am geöffneten Fenster seines Zimmers in der Küsterei — die Thüre hielt er heute wohlweislich geschlossen — und sah mit einigem Bedauern auf den hübschen Grasfleck vor dem Hause hinaus, den zahllose schwere Fußtritte schonungslos zerstampften. Zwar tröstete er sich mit dem Gedanken, daß die Ruhe einiger Tage oder ein wohlthätiger Regen die zertretenen Halme wieder aufrichten würde, und daß die Scene draußen in ihrer Art auch wohl des Anschauens werth sei; im Grunde genommen hätte er indessen doch lieber gesehen, daß die friedliche Stille seines Asyls nicht gestört worden wäre.

An Stille war hier freilich heute nicht zu denken. Die Küche und die große Wohnstube des Küsters, welche letztere nur durch eine dünne Wand von Walter's Zimmer getrennt

war, waren mit Kaffee trinkenden Bäuerinnen angefüllt, und das Geräusch ihrer lauten, eifrigen Unterhaltung summte unaufhörlich in seinen Ohren. Von der Dreschtenne, welche durch eine weit aufgesperrte Thüre mit der Küche zusammenhing, tönte die schrille Musik herüber, welche die ländlichen Tänze begleitete, verbunden mit dem harten Stampfen und dem lauten Jauchzen der Tanzenden. Im Schatten der Kastanienbäume waren einige mit weißen Tüchern bedeckte Tische aufgestellt, auf denen eine Auswahl von Honigkuchen, Bretzeln und ganz ungenießbaren Zuckerherzen ausgelegt war, nach welchen Süßigkeiten, unbeschadet ihrer schlechten Beschaffenheit, große Nachfrage stattfand. Ungleich stärker belagert war jedoch ein am Ende des Platzes aufgeschlagenes Zelt, in welchem Branntwein und Bier ausgeschenkt wurde.

In den Pausen zwischen den Tänzen schlenderten die jungen Leute, die dumpfe Tenne verlassend, auf dem Grasplatze hin und her, anfänglich in einiger Entfernung von Walter's Fenster und nur verstohlene Blicke dort hinüber werfend, allmälig aber näher kommend und dreister danach hinschauend, besonders als der junge Mann, des wirren Treibens müde, sich tiefer in's Zimmer zurückgezogen hatte, um einen Versuch zum Lesen zu machen. Es war ihm jedoch kaum gelungen, seine Aufmerksamkeit an das Buch zu fesseln, als er auch schon gestört wurde. Halb lautes Sprechen und Kichern schlug aus nächster Nähe an sein Ohr, und als er aufblickte, gewahrte er Sänn'ken Lanting und ein anderes Bauernmädchen, welche sich über die Fensterbrüstung in sein Zimmer hineinlehnten, während Sänn'ken's Bruder hinter ihnen stand, anscheinend nur halb einverstanden mit dem Beginnen der Mädchen. Als aber Walter's Auge ihn traf, fühlte er sich doch bewogen, die Initiative zu ergreifen, und während seine Begleiterinnen auf's neue höchst albern kicherten, griff er höflich an die Mütze mit den Worten: „Gu'n Dag, Heer; so flietig op en Sunndag?“

„Guten Tag, Lanting," sagte Walter, den jungen Bauern, den er nur einige Male in seinen Arbeitskleidern gesehen hatte, in seinem Sonntagsanzuge nur mit einiger Mühe erkennend. „Großer Fleiß ist das nicht; ich lese bloß zum Vergnügen."

„Fòör Pläsir?" wiederholte Bernd Lanting etwas verdutzt; und seiner Schwester einen gelinden Rippenstoß versetzend, fuhr er halb laut fort: „Wichter [1]), hei segg, hei lieest in de Bööke föör Pläsir."

„Hewwst du dat noch nich bücker [2]) gehört, Bernd?" fragte Sänn'ken's Gesellschafterin. „Dat deuht de Vicarius alle Dage."

„Nee, dat is nich föör Pläsir, Janno [3])," beharrte Bernd, „dat is en Mööten [4]); hei biedt [5]) sien Brevier."

„Et kann so sien un 't kann ook nich sien," versetzte Janno. „Hei heww ook noch annere Bööke as van de swarten met en golden Sniett, un dat söllt doch woll nich luuter Kierkbööke [6]) sien."

„Janno heww Recht," meinte Sänn'ken. „Ick heww use gnädige Frölen ook all länger as 'ne geslagene Stunne under de Böcken [7]) sitten seihen, met en Book in de Hand, un det was kein Kierkbook."

Bernd war geschlagen; er sah Walter drollig verlegen an und sagte: „Ick mööt em dann woll gläuven, dat hei föör Pläsir in sien Book kiecken heww; mer op Kapellen-Kermiß künn hei woll wat Bietters [8]) dauhn."

„Das ist möglich," entgegnete Walter; „schlagt mir denn ein Mal etwas Besseres vor, Lanting."

„Nu, door is nich vöel Wiesheit tau neudig. Kann de Heer nich danzen?"

„»Kläpperken sesse« nicht," erwiderte Walter.

„Ook nich Ekkesehse?" [9])

[1]) Mädchen. [2]) öfter. [3]) Johanna. [4]) ein Müssen. [5]) betet. [6]) Kirchenbücher, Gebetbücher. [7]) Buchen. [8]) Besseres. [9]) Ecossaise.

„Eben so wenig.“

„Dann heww hei noch nich vöel Fiens läärt,“ flüsterte Janno Sänn'ken zu und wurde dafür von dieser mit einem freundschaftlichen: „Holl dien Muul, Wicht,“ zur Ruhe verwiesen. Bernd aber fuhr in voller Seelenruhe fort: „Dann kann 'ck em nich helpen, wenn hei nich anners en Bietken met uns noa de Tenten will gohen; dann verännert hei sick doch ens.“

„Ganz Recht, Lanting,“ versetzte Walter, gutmüthig auf den Vorschlag des jungen Bauern eingehend; „wir wollen mit einander einen Besuch bei den Buden machen.“

Bernd sah wieder höchst verblüfft aus. Er hatte die ganze Unterredung bloß auf Anstiften seiner Schwester geführt und eigentlich gehofft, daß Walter die Einladung, sich ihm und den Mädchen anzuschließen, ablehnen werde. Es war ihm durchaus nicht angenehm, mit dem jungen Herrn, vor dem er, dessen höherer Bildung wegen, einen etwas widerwilligen Respect empfand, und welchen er, als einen Fremden, doch im Grunde der Gesellschaft des Anerben vom Bergschulzen-Hofe nicht würdig erachtete, so vor aller Welt umher zu ziehen. Deshalb kratzte er sich, während Walter seine Mütze nahm und die Thüre aufschloß, mit der einen Hand hinter dem Ohre und stieß mit der andern Janno an, ihr halblaut zuraunend: „Loat Sänn'ken met den Böökeschriever loopen und loat wie Beiden te Hoope [1]) goh'n.“

Gleich darauf schlenderten die beiden Paare, sich in einer Linie haltend, während jedoch Bernd Lanting und Janno es Sänn'ken anheimgaben, sich mit Walter zu unterhalten, den Buden zu. Hier begann Letzterer splendide Einkäufe an Pfefferkuchen und Krengeln zu machen und sie, heiter scherzend, unter die Mädchen zu vertheilen. Bernd sah mit sauersüßer Miene

[1]) Zusammen.

zu; als aber Walter endlich auch zwei Zuckerherzen kaufte, erhob er Einspruch.

„Dat is nich neudig, Heer," sagte er mürrisch. „Ick hewwe Janno en Hiette [1]) kofft, un Sänn'ken —"

„Sänn'ken hat noch keines, wie ich sehe," fiel Walter ein, „und Janno scheint das ihrige schon verzehrt zu haben."

„Ne, Heer," sagte Sänn'ken; „ehr Mooder heww't in't Verwahr, dat et bie't Danzen nich in Stücken geiht."

„Gut also, dies ist für Sänn'ken; was fangen wir aber mit dem zweiten an?"

„Giewwen Sei et mie," entschied Janno, „ick kann ganz guod twee bruuken, an jeder Siede van mienen Speigel ene."

„Dat loat die nich infallen," rief Bernd unwirsch. „Wat, Wicht? Hewwst du nich an dat Hiette genaug, wat ick die giewwen hewwe?"

„Et kann sien un 't kann ock nich sien; worüm sall ick dor nich noch ene bie niemmen, wenn't mie so fröndlick andeint wörd [2])?"

„Worüm nich? — Um dat mie dat nich deint [3]). Wat hest dacht, Wicht? Geihst Johr und Dag met ene, un willst nu noch en anner Zuckerhiette niemmen, als wat ick die giewwen hewwe?"

Bernd's lautes Sprechen hatte bereits die Folge, daß eine Gruppe Neugieriger um ihn und seine Gesellschaft sich sammelte, unter ihnen in erster Linie Töne Lindert.

Diesen Umstand benutzte Walter, um den eifersüchtigen Unmuth des Schulzensohnes im Entstehen zu ersticken. „Seid doch nicht unvernünftig, Bernd," rief er gutmüthig lachend. „Es ist durchaus nicht mein Wunsch, Euerm Schatz mein Zuckerherz aufzudrängen; ich verehre es viel lieber meinem ältesten Freunde hier in der Nachbarschaft." Damit legte er das kostbare Gebäck in des erstaunten Töne Hände.

[1]) Herz. [2]) angeboten wird. [3]) gefällt.

„Awer, Heer, wat sall ick met en Zuckerhiette dauh'n?" fragte der Beschenkte, dem ein Päckchen Tabak viel willkommener gewesen wäre, während die Umstehenden in lautes Lachen ausbrachen.

„Nun, ich weiß es nicht," antwortete Walter. „Wenn Ihr es nicht essen wollt, so hängt es neben Euern Spiegel, wie Sänn'ken Lanting."

„Sänn'ken Lanting?" fragte Töne jetzt erst recht bestürzt. „Heww de ook en Hiette van em?"

„Dat heww ick, Töne," erwiderte Sänn'ken, mit innerm Vergnügen bemerkend, daß noch Jemand außer dem kleinen Schneider unangenehm erstaunt über ihre Beziehungen zu dem hübschen Fremden zu sein schien; „un 't is woll dat beste, wat op de heele[1]) Tente[2]) was. Hei habb' giern mit mie danzen wullt, mer hei kann kein Kläpperken sesse un kein Ekkesehse, un dorüm bün wie no de Tenten gohn tau use eigen Pläsir."

„Wicht," knurrte Töne Lindert, „kannst de Schnute[3]) nich hollen? Sühst du nich, dat Manns Sommerhof so witt wuodden is as Kalk an die Müüre?"

„Dann striek em doch met en Bietken Röthsel an," versetzte Sänn'ken kaltblütig. „Kommt, Heer. Ji mööt Vader un Moder noch gu'n Dag seggen; sei sitten in Köster's Köcke bie den Koffee."

Walter fand sich amusirt, schon zum zweiten Male im Zeitraum von einer Viertelstunde der Gegenstand einer grundlosen Eifersucht geworden zu sein, und weil er keine Verpflichtung fühlte, den ihm ganz unbekannten Manns Sommerhoff zu beruhigen, begleitete er Sänn'ken ohne Widerrede zu ihren Eltern.

Töne wandte sich inzwischen zu Manns, einem hübschen, kräftigen Burschen, der aber augenblicklich ein sprechendes Bild

[1]) Ganze. [2]) Bude. [3]) Schnauze.

des rathlosesten Verdrusses war. „Wees man tevriedden[1]), Manns, dat is ehr nich bedacht; sei deuht man so, üm dat 't ehr iergert, dat du noch nich met ehr danzt hewst, und dat du den ganzen leiwen Dag met de Dochter von den Timmermann hen und wier lopen büst.“

„Dat 's wat Schön's! Wei heww mie anners seggt, dat ick dat dauh'n mößt, as du, du leigen[2]) Kierl?“

„Dat heww'k die ook seggt, üm dat du anners nich met ehr an den Gang kommen künnst.“

„Un wat is doar nu van kommen? — Du hest seggt, sei söll so week wöären, dat ick ehr üm en Finger söll dreihen können, un nu frögt se nix dornoa un löppt met den frömden Landstrieker.“

„Dat is kein Landstrieker, dat is en dögenden Heeren; in Ellrode hewwt sei mie seggt —“

„Ich frog den Düwel dorna, wat sei die in Ellrode seggt hewwen,“ unterbrach Manns, den die Vertheidigung seines vermeintlichen Nebenbuhlers verdroß, ihn knurrig. „Du hest mie lowt, dat du mie bie Sänn'ken Lantings ne guodde Siede maken willst, un nu smitst du de ganze Saake in't Fule.“[3])

„Wat, du willst mie noch wat verwieten[4]), du Dummerjohn? — Leer du mie keinen Hilk maken, du Kiek-in-de-Welt!“ rief nun Töne seinerseits auch erbost. „Wenn du't bietter[5]) kloar kriegen kannst ohne Töne Lindert, dann is mie't ook enerlei; ick sloa doar keine Hand meer an[6]).“ Damit wendete er sich andern Bekannten zu und ließ Manns Sommerhoff in einem solchen Gemisch von Wuth und Kummer zurück, daß der arme Bursche keine andere Zuflucht wußte, als die leider so nahe stehende Branntweinbude.

Walter hatte sich indeß nach einer kurzen Unterhaltung mit dem Bergschulzen und seiner Frau von der ihm aufge-

[1]) Zufrieden. [2]) böser. [3]) wirfst du die ganze Sache in's Faule. [4]) verweisen, vorwerfen. [5]) besser. [6]) lege keine Hand mehr daran.

drungenen Gesellschaft in guter Art loszumachen gewußt und hatte auf einem, hinter dem Hause herführenden, kleinen Umwege die Linden an der Kapelle erreicht, von wo aus er einen Gang in die Haide machen wollte, um dem Getümmel bei seiner Wohnung auszuweichen. Da trat Fräulein Annette von Laden ihm mit Demoiselle Germaine entgegen, während fast in demselben Augenblicke auch Herr Harry und Hedwig, um die Ecke des Gebäudes kommend, ihnen folgten. Walter war keinen Augenblick über die Person des Freifräuleins im Zweifel, und es kostete ihn große Mühe, die Bewegung zu beherrschen, die ihn bei dem plötzlichen Anblick der Dame ergriff, gegen welche sein Vater sich einer so schweren Schuld geziehen hatte. Mit einer Ehrerbietung, wie er sie sonst einzig seiner Mutter zollte, beugte er sich tief vor ihr und trat dann bescheiden zur Seite, um sie mit ihrer Gesellschaft vorüber zu lassen. Herr Harry aber begnügte sich nicht damit, den Gruß, den der junge Mann auch ihm bot, zu erwidern; er reichte ihm die Hand und sagte freundlich: „Wie, Sie wollen den Schauplatz der Freude schon verlassen, Herr Walter? Wir dagegen glaubten eben zur rechten Zeit zu kommen, um das Vergnügen der Kirchweih genießen zu können."

Walter gab eine gleich heitere Antwort und wollte sich nach einer abermaligen Verbeugung entfernen, als Harry, den aufmerksamen Blick gewahrend, den das Freifräulein auf seinen Schützling heftete, sich mit den Worten an sie wandte: „Dies ist der junge Mann, von welchem mit Euer Gnaden zu reden ich die Ehre hatte, Herr Florenz Walter. Die gnädige Baronesse von Laden, Herr Walter, haben mit Antheil von Ihren Bestrebungen in Bezug auf Alterthumskunde gehört."

Walter, der nicht vorausgesetzt hatte, daß sein alter Bundesgenosse ihn bei einer so zufälligen Begegnung der Dame vorstellen werde, verlor durch diese neue Ueberraschung mehr

und mehr die ruhige Sicherheit des Benehmens, welche ihm in andern Fällen durch das Bewußtsein seines Ranges und Reichthums, wie durch die Gewohnheit, sich in den Kreisen der vornehmen Welt zu bewegen, zum bequemen Eigenthum geworden war. Die Bewegung jedoch, die er in Folge davon verrieth, schadete ihm in den Augen des Freifräuleins nicht. Da sie keine Ahnung von der wahren Ursache derselben haben konnte, schrieb sie dieselbe ganz natürlich einer Beklommenheit zu, bei dem jungen Fremden hervorgebracht durch das Imponirende ihrer Stellung und Persönlichkeit im Gegensatze zu seiner jugendlichen Unbedeutendheit; und eben so natürlich nahmen die bei ihm vorausgesetzten Empfindungen sie für ihn ein. Sie beantwortete Harry's Vorstellung mit leutseliger Freundlichkeit und ließ sich mit Walter in ein Gespräch über seine vermeintlichen Berufsarbeiten ein, und ehe noch die kleine Gesellschaft den Eingang zur Küsterwohnung erreicht hatte, hatte sie ihm die Erlaubniß ertheilt, nach Schwarzgarten zu kommen, um das Schloß und was in demselben für seine Bestrebungen von Wichtigkeit sein möge, zu besichtigen und zu beschreiben.

Der Küster und seine Ehehälfte geriethen indeß durch die Erscheinung der Damen und deren Begleitung in große Verlegenheit. Die Herrschaft hatte so manches Jahr lang nicht an dem Kirchweihfest theilgenommen, daß die guten Leute, trotz der Annahme ihrer Einladung, nicht auf das Kommen des Fräuleins gerechnet hatten. Jetzt erinnerten sie sich mit Schrecken, daß sie keinen Raum besaßen, wohin sie die vornehmen Gäste führen konnten. Mit ängstlicher Hast brachte der Küster Stühle vor das Haus hinaus und stammelte dabei: „Ach Herr, Euer Gnaden, die Küche und die Stube sind so voll Qualm und Rauch, und die Nebenkammer, Euer Gnaden, die Nebenkammer —“

Jetzt bot Walter mit so bescheidener Höflichkeit sein kleines Zimmer an, daß das Freifräulein, fast eben so sehr, um ihn nicht durch eine Abweisung zu verletzen, als um den Küster seiner Verlegenheit zu entheben, auf das Anerbieten einging. In wenigen Minuten saß die Gesellschaft um den alten, eichenen Klapptisch, und die Küsterin brachte leichten Herzens und fröhlichen Angesichtes Milch, Hausbrod und Kirschen, die nämlichen Gerichte, wie der Küster voll Genugthuung bemerkte, welche die Herrschaft von Alters her auf Kapellen-Kirmeß zu genießen pflegte.

„Wir müssen Ihnen sehr dankbar sein, Herr Walter," begann Demoiselle Germaine, „daß Sie uns in Ihr Zimmer eingeladen haben. Es ist draußen sehr heiß und staubig, und hier ist es so frisch und kühl."

„Sie sind sehr nachsichtig, Fräulein," sagte Walter lächelnd, „daß Sie, an das allerliebste Wohnzimmer im Laden'schen Hof zu Ellrode gewöhnt, hier etwas zu loben finden."

„Sehen Sie, Mademoiselle Germaine!" rief Hedwig fröhlich. „Ich bin es nicht allein, die Ihr Zimmer so behaglich findet. Sie haben ein besonderes Talent, einen Raum wohnlich einzurichten, und ich halte das für eine der hübschesten unter Ihren vielen guten Eigenschaften."

Die alte Dame dankte gut gelaunt für die kleine Schmeichelei, und Harry sagte: „Das gerühmte Talent meiner Schwester in Ehren; dem jungen Herrn hier fehlt es aber gewiß nicht an einem ähnlichen. Es sind dieselben alten Geräthschaften hier, die ich immer in diesem Stübchen kannte, und doch ist seine Physiognomie durchaus verändert."

„Natürlich, Herr Harry; das ist die Folge der Erscheinung so geehrter Gäste."

„Das ist es nicht allein."

„Nein, nicht allein," stimmte Fräulein Annette ihm bei. „Sie haben einige Zeichnungen an den Wänden aufgehängt;

dort ist ein kleines Real mit Büchern, und auf dem Tische am Fenster befinden sich Blumen und ein Schreibzeug."

„So ist's," bemerkte Harry. „Sie haben dem Zimmer den Stempel Ihrer Beschäftigungen und Liebhabereien aufgedrückt, und das gibt ihm ein menschliches Ansehen."

„Ach, das kann nur ein schwacher Abdruck sein," meinte Walter seufzend. „Ich habe, seit ich hier bin, noch wenig unternommen."

„Das wird besser, wenn Sie nach dem Schlosse kommen," versetzte Harry. Als er aber sah, wie heftig Walter durch den Gedanken an den geheimen Sinn, den er mit seinen Worten verband, erregt wurde, fügte er ablenkend hinzu: „In der Kapelle können Sie doch keine große Ausbeute für Ihre Zwecke gefunden haben."

„Ich habe die Kapelle selbst von der West- und der Südseite gezeichnet, desgleichen die Wappenschilder der gebrannten Fenster," erwiderte Walter, die betreffenden Blätter von seinem Schreibtische herbeiholend und im Stillen seine Trägheit verwünschend, die ihn verhindert hatte, sein kleines Talent zum Zeichnen besser auszubilden. Seine Arbeiten fanden aber eine nachsichtigere Beurtheilung, als sie, wie er sich selbst sagte, verdienten; und als das Freifräulein sich bald darauf mit ihrer Begleitung von ihm verabschiedete, um einige der anwesenden Bauern und Bäuerinnen zu begrüßen, blieb er zurück mit dem lebhaften Wunsche, einen ähnlichen, günstigen Eindruck auf sie gemacht zu haben, wie er von ihr empfangen hatte.

XIV.

So wie der Sommer voranschritt und Walter's Aufenthalt auf dem Kapellenberge sich verlängerte, machte er auch stetige Fortschritte in dem Wohlwollen und der Achtung des

Freifräuleins. Es verging nur selten ein Tag, der ihn nicht in Schwarzgarten sah., und wenngleich seine angeblichen Berufsarbeiten den Vorwand für sein Kommen boten, so betrat er doch schon seit längerer Zeit das Schloß niemals mehr, ohne auch einige Zeit in Gesellschaft der Damen zuzubringen.

Sein ursprünglicher Plan, die frühere Verlobte seines Vaters vor den Sorgen und Entbehrungen sicher zu stellen, welche, wie er nicht zweifelte, ihr Leben umdüsterten, war inzwischen der Ausführung um keinen Schritt näher gekommen. So wohlwollend und freundlich die Baronesse von Laden ihn auch immer behandeln mochte, einen so gütigen Antheil sie an ihm und seinem Streben zu nehmen schien, dennoch hielt sie den Abstand zwischen ihrer anerkannten, vornehmen Stellung und dem untergeordneten Standpunkte eines jungen Mannes ohne Namen und Verbindungen fest. Wenn sie sich zuweilen in seiner Gegenwart über sich und die Ihrigen äußerte, so geschah dies zweifelsohne in keiner andern Absicht, als um dem jungen Bürgerlichen eine Belehrung über Gewohnheiten und Privilegien, Sitten und Ansichten zukommen zu lassen, die ihm, ihrer Ueberzeugung nach, eben so neu als nützlich sein mußte. Nachdem sie in Bezug auf ihn durch einige oberflächliche Fragen erfahren hatte, daß er seinen Vater schon verloren, daß aber dieser ihm und seiner verwittweten Mutter ein hinreichendes Einkommen hinterlassen habe, um unabhängig davon zu leben, kam sie nie mehr auf ihn selbst und seine persönlichen Angelegenheiten zurück. Er war in ihren Augen ein junger, strebender Mann, den sie protegirte, ein einflußloser Gelehrter, dessen Laufbahn sie dadurch ebnete, daß sie nicht allein die seltenen Ueberreste einer stolzen Vergangenheit, die in ihrem Besitze waren, seinen Zwecken zur Verfügung stellte, sondern viel mehr noch dadurch, daß sie ihm einen Blick in eine Welt gestattete, die ihm sonst auf immer verschlossen geblieben sein würde; und so faßte sie für ihn jene

eigenthümliche Zuneigung, welche uns ein dankbarer und intelligenter Schützling einflößt, dessen künftige Erfolge wir vielleicht halb unbewußt zu einem nicht geringen Theil unserer eigenen Einwirkung zuschreiben.

Inzwischen hatte sich bei längerm Verweilen in der Nähe von Schwarzgarten Waltern die Ueberzeugung aufgedrängt, daß seine Befürchtungen in Bezug auf die beschränkten Verhältnisse des Freifräuleins nur zu begründet waren. So einfach und eingezogen die Damen lebten, so fleißig und unverdrossen der treue, alte Verwalter die Wirthschaft leitete, das geringe Einkommen der Baronesse reichte nicht hin, um sie und ihre Nichte nur einigermaßen standesgemäß zu unterhalten. Man sprach in der ganzen Umgegend offen von den Verlegenheiten der alten Gnädigen, von den Schulden, die auf dem Rest ihres Besitzthums hafteten, von den aufgelaufenen Zinsen und von der drohenden Nothwendigkeit, in Kurzem abermals einen Theil des Gutes zu verkaufen. Das oft sehr nachdenkliche Wesen der Baronesse, die sorgenvolle Miene des alten Sanders waren unverkennbar eine Bestätigung dieser Gerüchte, und seit einiger Zeit erschien selbst die jugendliche Heiterkeit Hedwig's bisweilen gedämpft wie von dem Schatten eines Kummers, obwohl ihre Tante wie auch der Verwalter, was Walter's scharf aufmerkendem Auge nicht entging, stets bemüht waren, in ihrer Gegenwart sorglos und heiter zu scheinen.

War der junge Mann bekümmert über die Sorgen und Verlegenheiten der alten Dame, so war seine Theilnahme für Hedwig noch wärmer und ängstlicher. Er hatte von dem Augenblicke an, wo er ihr in Böhmen begegnete, ein tiefes Interesse für sie empfunden. Sie war damals ja noch ein Kind, aber dennoch ging sie mit so viel bewußter Geduld und Entschlossenheit dem unsichern Geschicke entgegen, vor dem ihr doch sichtlich bangte. Er bewunderte diese Eigenschaften in ihr um so mehr, als er, der glückliche Liebling sehr nachsich-

tiger Eltern, sich eine gewisse Verwöhnung wohl eingestand, und aufrichtig zweifelte, ob er mit solcher Ruhe und Ergebung einem ähnlichen widerwärtigen Schicksale in's Auge sehen würde, wie dieses schwache Mädchen. Der Umstand, daß sie einen Namen trug, der für seine Eltern von schmerzlicher Bedeutung war, hatte ihn verhindert, sein flüchtiges Zusammentreffen mit ihr zu vergessen, und so hatte er ihrer im Laufe der Zeit oft und stets mit theilnehmender Sorge gedacht. Ihre plötzliche Erscheinung an dem Abende nach seinem Einzug in die Küsterei hatte sein Herz in eine große und freudige Bewegung versetzt. Bevor er wußte, wer sie war, hatte die seltene Schönheit, zu der sie sich entwickelt, im Verein mit der ruhigen Anmuth ihres Wesens ihn mit einer Bewunderung erfüllt, deren Wärme ihn selbst überraschte. Als er gleich darauf erfuhr, wen er gesehen, fühlte er sich glücklich in der Voraussetzung, welche ihr Aeußeres zu rechtfertigen schien, daß sie in durchaus guten Verhältnissen leben müsse; denn ihm bedünkte, daß ihre gewählte Kleidung, ihre blühende Gestalt und ihre vornehme Haltung unwiderleglich bewiesen, daß sie sich aller Vortheile einer bevorzugten Stellung erfreue.

Diese Ueberzeugung hatte sich, als er allmälig mehr und mehr mit der Art und Weise ihres täglichen Lebens bekannt wurde, einerseits befestigt, — anderseits konnte er sich dagegen nicht verhehlen, daß sie selbst zur Zeit nicht ganz frei von Sorgen sei, und daß ihre Umgebung ihr etwas verheimliche, was aller Wahrscheinlichkeit nach eine Quelle künftigen Unglücks werden könne. Seine Neigung zu ihr war bereits so stark, daß er sich hierdurch weit tiefer beunruhigt fühlte, als durch alle Verlegenheiten ihrer Tante, obgleich er doch eigentlich nur, um diese zu heben, nach Schwarzgarten gekommen war.

Walter hatte mehrere Stunden eines heißen Augusttages hindurch im Rittersaale zu Schwarzgarten gezeichnet und geschrieben. Seine vorgeblichen Arbeiten näherten sich ihrem Ende; denn es gab wenig Gegenstände mehr, die einen Vorwand für seine Beschäftigungen boten, und welche er nicht schon dazu benutzt hatte. Wenn er sein Incognito beibehalten wollte, konnte er also seine Abreise nicht lange mehr hinausschieben, und so sah er sich gezwungen, rasch zu handeln, so schwer der Entschluß ihm auch wurde. Er legte seine Mappen und Zeichenstifte zusammen und verließ den Saal mit dem Vorsatze, den Verwalter aufzusuchen, um mit ihm offen über die Verhältnisse des Freifräuleins zu sprechen. Vorher aber wollte er sich bei den Damen verabschieden und suchte sie deshalb in ihrem Wohnzimmer auf.

Auf sein Klopfen rief Hedwig's Stimme das „Herein", und als er das Zimmer betrat, sah er sie allein an ihrem kleinen Arbeitstische vor dem Fenster.

„Haben Sie Ihre Arbeit für heute beendet?" fragte sie in freundlicher Erwiderung seines Grußes. „Meine Tante ist dort" — sie deutete auf die offene Thüre des Nebenzimmers — „mit Herrn Sanders beschäftigt; sie wird aber wohl bald frei sein."

Er nahm den Stuhl, welchen sie ihm anbot, und sagte: „Es ist meine Absicht, auch für mich heute noch eine Audienz bei Herrn Sanders zu erbitten; ich bedarf des Rathes und vertraue sehr auf seine Einsicht und Erfahrung."

Hedwig sah ihn erstaunt und halb lächelnd an, als sie bemerkte: „Einen bessern und treuern Mann als unsern guten Sanders gibt es in der Welt nicht, und auch kaum einen fähigern Landwirth und Rentmeister. Was aber seine Erfahrungen und Einsichten darüber hinaus angeht" — sagte sie mit heiterm Lachen — „ich fürchte fast, sie bleiben hinter den Ihrigen zurück."

„Es sind aber vielleicht eben seine Kenntnisse auf jenem Felde, aus denen ich Nutzen zu ziehen wünsche, mein gnädiges Fräulein."

Hedwig würde diese Antwort für Scherz genommen haben, wäre nicht der Ton, in welchem sie gegeben wurde, so durchaus ernst gewesen; und als sie ihren Gesellschafter darauf ansah, fühlte sie sich überrascht von dem nachdenklichen und bekümmerten Ausdruck seines Gesichtes. „Einem Künstler und Schriftsteller," bemerkte sie, noch immer bemüht, einen scherzenden Ton beizubehalten, obgleich sie selbst heimlich unruhig war, „kann die Ernte nicht verhageln, noch der Graswuchs verdorren; sonst würde ich wirklich glauben, Sie wünschten sich bei unserm guten Verwalter Raths zu erholen, wie ein solcher Schaden auszugleichen sei."

„Wenn auch nicht mir selbst, so könnten doch Andern, die ich gleich werth halte, Unglücksfälle zugestoßen sein," versetzte Walter mit zunehmendem Ernst. „Mein dringendes Verlangen, zu helfen, zu lindern, würde es dann wohl rechtfertigen, wenn ich dazu die Beihülfe des guten, alten Mannes zu erwerben suchte."

„Ihre Mutter — Ihre Schwestern?" fragte Hedwig mit einer so theilnehmenden Wärme, wie sie solche kaum jemals für Jemanden außer ihrer Tante empfunden hatte.

„Ich danke Ihnen innig, mein gnädiges Fräulein, für den Antheil, den Sie uns bezeigen; die Meinigen aber sind wohl und zufrieden. Es ist — es ist — Ihre Fräulein Tante, die Baronesse von Laden, um die ich besorgt bin."

Ursprünglich hatte es nicht in seiner Absicht gelegen, mit Hedwig über die Lage ihrer Tante zu sprechen; die ungewohnte Wärme in ihrem Tone hatte ihn zu größerer Offenheit veranlaßt, als er selbst bei kühlerm Blute gut geheißen haben würde. Da aber jetzt dieser Punkt ein Mal berührt war, würde es sehr schwer gewesen sein, zurückzuweichen; ja, Hedwig's

nächste Worte gaben ihm schon die Ueberzeugung, daß dies geradezu unmöglich sein werde. „Meine Tante?“ fragte sie in angstvollem Tone, aber dennoch mit fester Selbstbeherrschung ihre Stimme so weit dämpfend, daß die im Nebenzimmer Befindlichen nicht aufmerksam gemacht wurden: „Was ist mit meiner Tante? — ich bitte, sagen Sie mir alles.“

„Beruhigen Sie sich, mein gnädiges Fräulein,“ bat Walter, bestürzt über den Eindruck, den seine Worte auf sie ausübten. „Ich weiß nicht mehr als Sie; eigentlich sollte ich sagen, ich weiß nichts. Aber es hat mir nicht entgehen können, daß die Baronesse von Laden mit — mit schweren Sorgen kämpft, und bei der tiefen Hochachtung, ja, der warmen Bewunderung, welche Ihre Tante mir einflößt, kann ich das lebhafte Verlangen nicht besiegen, ihr diese Sorgen, so weit mir das immer vergönnt sein würde, zu erleichtern.“

„Sie achten, Sie bewundern meine Tante?“ sagte Hedwig lebhaft. „Sie stimmen also nicht in das Urtheil ein, welches sie hart und kalt, trocken und herzlos nennt? — O, wie mich das freut, daß sie doch ein Mal, ein Mal die verdiente Anerkennung findet, obgleich sie —“ Sie stockte verlegen.

„Obgleich sie,“ ergänzte Walter mit einem halb trüben, halb schalkhaften Lächeln, „auf die Anerkennung eines so unbedeutenden Menschen nur wenig Gewicht legen wird. Ich sehe das ein, und deshalb wollte ich mich mit meiner Bitte um Vertrauen an den Verwalter wenden, — und ich habe Sie um Verzeihung zu bitten, daß ich mich verleiten ließ, Sie, mein gnädiges Fräulein, von meinen darauf bezüglichen Wünschen zu unterhalten.“

Hedwig fürchtete, ihn verletzt zu haben; sie sagte deshalb herzlich und warm: „Es ist Ihnen gewiß nicht Ernst mit diesen steifen Worten. Wem sollten Sie wohl offener und rückhaltloser von Ihrer Sorge um meine gute Tante und von Ihrer herzlichen Anerkennung ihres Werthes sprechen können,

als mir, die alle diese Gefühle, und gewiß noch in erhöhtem Maße, theilt?"

„Ich fühle, ich weiß das! War ich doch in diesen letzten glücklichen Monaten Tag für Tag der gerührte Zeuge eines so schönen Familienlebens, wie es vielleicht auf der weiten Erde seines Gleichen kaum gibt; und mehr als alles Uebrige, was mich an diese ausgezeichnete, schwer geprüfte Frau fesselt, reißt mich die innige Zärtlichkeit hin, mit welcher dieser sonst so feste Charakter sich Ihnen zuneigt."

Hedwig erröthete dunkel über die Huldigung, welche sich in den letzten Worten gegen sie selbst aussprach, und neben einer beklemmenden Angst wegen des Unwillens, der ihre Tante erfüllen würde, wenn sie eine Ahnung von der Verwegenheit des jungen Mannes hätte, empfand sie zugleich eine Freude, wie sie noch niemals ihr Herz geschwellt hatte. Doch hatte die schon lange um ihre Tante gehegte Sorge ihr Ohr so sehr geschärft für alles, was sich auf diese bezog, daß sie auch jetzt, trotz der Bewegung, in welche Walter's Worte sie in Bezug auf sich selbst versetzt hatten, augenblicklich seine Hindeutung auf eine besondere Beziehung, in der er zu der Baronesse von Laden stände, auffaßte. Alles Andere gewaltsam in den Hintergrund drängend, fragte sie gespannt: „Was Sie an meine Tante »fesselt«, Herr Walter — wollen Sie damit sagen, daß noch ein anderes Band zwischen Ihnen und ihr bestände als das eines allerdings freundlichen, aber doch erst kurzen Verkehrs?"

„Ich habe das eigentlich nicht sagen wollen, mein Fräulein; die Worte sind mir in der Wärme der Unterredung entschlüpft. Da sie aber ein Mal gesprochen sind, will ich nicht den Versuch machen, sie zurückzunehmen oder ihnen eine gleichgültige Deutung zu geben. Es sind allerdings Beziehungen vorhanden zwischen dem Fräulein von Laden und mir von so inniger und schmerzlicher Natur, daß das ganze Glück

meiner Zukunft von der Art und Weise abhängt, wie die Baronesse selbst diese Beziehungen auffassen wird, wenn sie ihr Vorhandensein erfährt."

„Sie versetzen mich in ängstliche Spannung," erwiderte Hedwig, tief aufathmend. „Meine Tante hat eine kummervolle Jugend, ein einsames, freudloses Leben gehabt, und es sind erst wenige Jahre, seit sie sich vergleichungsweise heiter und zufrieden fühlt. Wenn es möglich ist, Herr Walter, so ersparen Sie ihr neue Stürme. Sie hat so schwer gelitten und hätte so sehr verdient, glücklich zu sein; Niemand kann dies so gut wissen wie ich, die ihr so viel, ja, die ihr alles verdankt."

„Fräulein Hedwig," entgegnete Walter mit unsicherer Stimme, weil ihre dankbare Rührung ihn tief bewegte, „gestatten Sie mir, Ihnen zu wiederholen, daß die Liebe der Baronesse zu Ihnen dem Wunsche, der mich nach Schwarzgarten führte — den Rest ihres Lebens vor Kummer und Sorgen zu sichern, so weit dies in menschlichen Kräften liegt —, eine solche Wärme verliehen hat, daß das Mißlingen desselben ein persönliches Unglück für mich sein würde."

Wieder übergoß ein glühendes Erröthen Hedwig's Wangen und Stirne. Sie konnte sich keine klare Rechenschaft darüber geben, ob sie erschrocken, erzürnt oder glücklich durch die seltsamen Erklärungen Walter's sei; das lebhafte Gefühl dessen, was sie ihrer Tante schuldig war, gab ihr jedoch die Antwort ein. „Es muß für einen Jeden, der Zeuge davon wird, rührend sein," sagte sie mit kühler Haltung, „zu sehen, welche Liebe meine theuere Tante mir erweist, welche Opfer sie mir so freudig und unablässig bringt, — denn sie lebt nur für mich. Wie ihr Verhältniß zu mir aber einen Fremden bewegen könnte, sich ihrer oder ihrer Verhältnisse anzunehmen, fasse ich nicht; und ich gestehe gern, daß ich nicht allein wünsche, sondern es auch für angemessen halte, daß der Dank für die

Wohlthaten, die ich von meiner Tante empfange, ihr von mir selbst bezeugt werde."

Walter sah sie betrübt an; es lag etwas so Abweisendes in ihrem Tone mehr noch als selbst in ihren Worten, daß er die schmeichelnde Hoffnung, ihr trotz seines angeblich niedern Standes ein wärmeres Gefühl eingeflößt zu haben, völlig schwinden fühlte. „Wenn ich Ihnen unbescheiden schien, mein gnädiges Fräulein," bat er, „so verzeihen Sie mir um des tiefen Antheils willen, den ich für die Baronesse empfinde, und der vieles von der Ehrfurcht und Liebe eines Sohnes für seine Mutter hat. Was ich thun kann, um die Zukunft der verehrten Frau nach Möglichkeit zu erheitern, soll geschehen, und ich hoffe dazu auf den Beistand ihrer treuen, alten Freunde und Diener."

Er sprach die letzten Worte hastig aus; denn das Freifräulein und Herr Sanders hatten ihre Unterredung beendet und gesellten sich zu den beiden jungen Leuten. Der Verwalter entfernte sich bald wieder, und nach einer kurzen, freundlichen Unterhaltung mit der Baronesse, an welcher Hedwig sich fast gar nicht betheiligte, empfahl sich auch Walter, um seinen Vorsatz, den alten Sanders in seinem Zimmer aufzusuchen, ohne Verzug auszuführen.

XV.

Der Verwalter war erstaunt, den jungen Mann bei sich eintreten zu sehen; denn bei aller rücksichtsvollen Artigkeit, mit welcher Walter den treuen, alten Diener des Freifräuleins stets behandelte, hatte doch das schüchterne Wesen desselben eine Annäherung zwischen ihm und dem jungen Fremden nicht begünstigt. Seine Verwunderung sollte aber noch sehr zunehmen, als dieser ihm ohne alle Umstände mittheilte, daß er

gekommen sei, um ihn zu bitten, ihm eine nähere Einsicht in die Lage seiner Gebieterin zu gestatten, damit sie Beide dann über die Mittel berathen könnten, durch welche ihren Verlegenheiten auf die wirksamste Weise abzuhelfen sei.

„Ich glaube, Sie haben mich nicht recht verstanden, Herr Sanders," nahm Walter lächelnd das Wort, als der alte Mann ihn schweigend und bestürzt anstarrte.

Herr Sanders schüttelte den Kopf, noch immer ohne zu antworten und ohne den Blick von seinem Gaste zu verwenden.

„Aber sprach ich denn nicht deutlich?" fragte Walter belustigt. „Ich bat Sie, mir zu sagen, worin die Haupt-Verlegenheiten der Baronesse ihren Grund —"

Jetzt unterbrach Sanders ihn in einem ziemlich rücksichtslosen, entrüsteten Tone: „Was für zudringliche Fragen wagen Sie mir zu stellen, junger Herr? Kommen da von Gott weiß woher und bekümmern sich um Dinge, die Sie nicht" — mit Daumen und Zeigefinger schnalzend — „das angehen! Was scheeren Ihrer Gnaden Angelegenheiten, Sie — was wissen Sie davon?"

„Sehr wenig, mein lieber Herr Verwalter, nicht mehr, als was alle Welt darüber spricht," war die ruhige, selbst freundliche Antwort; „deshalb erbat ich mir ja von Ihnen eine Aufklärung darüber —"

„Die ich Ihnen aber nicht geben werde," unterbrach Sanders ihn auf's neue, nicht im mindesten besänftigt. „Kümmern Sie sich um Ihre eigenen Sachen, und lassen Sie mich in Ruhe."

„Weshalb sind Sie so aufgebracht, Herr Sanders? Der Punkt den ich berührt habe, ist ja leider allbekannt; wie kann es Sie also dermaßen verletzen, daß ich ihn zu besprechen wünsche mit dem Vorsatze, den Verlegenheiten des Fräuleins von Laden wo möglich ein Ende zu machen?"

Jetzt bekam eine Art verächtlicher Verwunderung die Oberhand über die Entrüstung des Herrn Sanders. „Ein Ende machen!“ brummte er. „Als ob solch ein junger — ein junger ... Herr das mit ein paar Worten zuwege bringen könnte, woran ein alter Mann wie ich sein ganzes Leben lang vergeblich gearbeitet hat!“

„Mit einigen Worten würde ich das auch gewiß nicht vermögen,“ versetzte Walter. „Aber — aber — ich bin nicht ohne Mittel, und ich würde sehr geneigt sein, Ihrer Gebieterin die nöthigen Capitalien vorzustrecken, um sie von ihren andern lästigen Gläubigern zu befreien.“

Sanders setzte sich schwer auf seinen Stuhl nieder, von dem er vorhin in seiner Entrüstung aufgefahren war, und blickte mit dem Ausdruck der Verzweiflung in Walter's Gesicht. Nach kurzer Pause fragte er sehr gedrückt und doch zornig: „Sie haben sich wohl schon mit den andern — Schurken in Verbindung gesetzt?“

„Mit welchen Schurken, Herr Verwalter?“ rief der junge Mann jetzt seinerseits auch aufgebracht. „Was bewegt Sie, mir nicht allein ein verletzendes Mißtrauen zu bezeigen, sondern mich auch fortgesetzt auf's unverantwortlichste zu beleidigen?“

„Warum drängen Sie sich in unsere Angelegenheiten? — Wir haben Sie nicht gerufen und brauchen Ihre Hülfe nicht.“

„Ihr Wort in Ehren, Herr Sanders, aber Sie bedürfen wohl der Hülfe. Es ist mir sowohl wie jedem andern Menschen in der Umgegend bekannt, daß Fräulein von Laden eine bedeutende Summe auf ihre Flußwiesen aufgenommen hat, daß in den letztverflossenen Jahren die Zinsen von diesem Capital nicht mehr bezahlt worden sind, und daß der Gläubiger jetzt darauf besteht, entweder bis zum nächsten Zahlungstermine

sämmtliche fällige Zinsen zu erhalten oder die Wiesen zwangsweise subhastiren zu lassen."

Sanders athmete schwer. Die Wahrheit dieser Behauptungen vermochte er nicht zu leugnen; aber es gereichte ihm nicht allein zum Kummer, sondern auch zum bittern Aerger, sie sich von diesem fremden Menschen so höhnisch, wie er sich einbildete, in die Zähne geschleudert zu sehen. Weil er indeß nicht widersprechen konnte, begnügte er sich, mit einer Bitterkeit, die sonst seinem guten, schüchternen Wesen gänzlich fremd war, zu fragen: „Und Sie haben also wohl Lust und Geld genug dazu, uns das fragliche Capital sammt den fälligen Zinsen vorzustrecken?"

„Ich kam zu Ihnen in der Absicht, Ihnen dies Anerbieten zu machen," antwortete Walter ruhig.

Herr Sanders schwieg abermals, dies Mal überwältigt von einer Art freudigen Schreckens, mit dem etwas Beschämung sich mischte. Walter betrachtete ihn einige Augenblicke lächelnd und fuhr dann fort: „Weil Sie mir nicht trauen, Herr Verwalter, muß ich Ihnen wohl einen Bürgen stellen. Der alte Freund Ihrer gnädigen Dame, Herr Harry in Ellrode, kennt mich und meine Verhältnisse zur Genüge, um Ihnen alle erforderliche Auskunft über meine reinen Absichten sowohl als über mein Vermögen, den Verlegenheiten des Freifräuleins abzuhelfen, geben zu können. In dieser Beziehung verweise ich Sie also zu ihm. Von Ihnen aber wünsche ich Aufklärung über den eigentlichen Stand der Angelegenheiten der Baronesse zu erhalten."

„Ja," sagte der alte Mann, halb verlegen, halb vergnügt sich die Hände reibend, „wenn Herr Harry für Sie einsteht, dann verlange ich nichts mehr; dann ist alles gut, alles gut. . . . Seien Sie mir nicht böse über mein anfängliches Mißtrauen, junger Herr. Ihre Gnaden hat so viel ausgestanden in ihrem

Leben und so wenig Freunde in der Welt, daß ich kaum glauben kann, es dürfte uns noch Gutes begegnen."

„Ich weiß, wie wahr Ihre Worte sind," versetzte Walter; „aber lassen Sie uns jetzt keine Zeit mehr verlieren: sagen Sie, wie wir nicht allein für den Augenblick, sondern auch für die Zukunft den Sorgen der Baronesse ein Ende machen können."

„Ach, das wird kaum möglich sein. Viele schwere Jahre hindurch haben wir uns kümmerlich, kein Mensch weiß wie kümmerlich, durchgeholfen, aber doch immer es möglich gemacht, die Zinsen zu bezahlen. Das ging so, bis vor sieben Jahren die lange Krankheit und dann das Begräbniß des seligen Barons Justus viel Geld kostete; und dann kam die Reise noch dazu, die Ihre Gnaden unser junges Fräulein nach Böhmen machen ließ — rein für nichts und wieder nichts. Da geriethen wir zuerst in's Schleppen mit der Zinsenzahlung und konnten nicht wieder beikommen, bis wir endlich dazu übergehen mußten, den Hof zu verkaufen, den wir noch bei Marbeck hatten. Nun, da kamen wir mit den Interessen wieder in's Reine; aber der Hof war weg, und er trug ohne den Blutzehnten fünf und achtzig Thaler jährlich ein."

„War denn," fragte Walter theilnehmend, „dieser Ausfall im Vergleich zu der Einnahme des Fräuleins so groß?"

„Sehr groß," bestätigte der alte Mann mit trauriger Miene. „Ganz Laden, alle Waldungen bei Bewerwick, alles Holz und die besten Höfe von Schwarzgarten so wie die eigenen Güter des Freifräuleins waren ja weg. Dazu das schwere Capital, welches wir auf die Wiesen hatten aufnehmen müssen — es ging nicht mehr; wäre auch nicht gegangen, wenn auch nicht ...."

„Wenn nicht? — Ich bitte Sie dringend, bester Herr Verwalter," sagte der junge Mann herzlich, „ganz offen gegen

mich zu sein; Sie können auf meine Verschwiegenheit eben so sehr bauen wie auf meine Bereitwilligkeit, Ihnen beizustehen."

„Ja — ich werde wohl alles sagen müssen. Also: wir wären doch in Verlegenheit gerathen, wenn auch nicht in den drei oder vier Jahren, ich weiß nicht genau, wie lange es dauerte, unsere gnädige Baronesse so viel Geld ausgegeben hätte für die Education, wie sie's nennt, unseres lieben, jungen Fräuleins. Aber darüber," rief der alte Mann, von plötzlicher Angst erfaßt, „lassen Sie um Gottes willen nicht das Geringste verlauten. Wenn Fräulein Hedwig erführe, daß ihre Tante um ihretwillen in Sorgen gerathen ist, sie hätte keine ruhige Stunde mehr; und wenn das liebe Kind anfinge zu trauern, so wäre es mit Ihrer Gnaden ganz vorbei. Ach Gott, ach Gott! Unser junges Fräulein ist die einzige Freude, die Ihre Gnaden auf der Welt hat; wenn das arme junge Herz seine Lust und Fröhlichkeit verlöre, so könnte man Ihre Gnaden nur gleich begraben und mich alten Mann auch."

„Seien Sie unbekümmert," versicherte Walter. „Ich werde gewissenhaft schweigen, schon um meiner selbst willen; denn ich würde mir viel lieber selbst ein Leid zufügen, als Fräulein Hedwig oder ihrer Tante einen trüben Augenblick verursachen. Was aber unser Geschäft angeht — können Sie mir ungefähr sagen, wie groß die Capital- und die Zinsen-Schuld ist, die auf den Wiesen haftet?"

Sanders holte ein Buch herbei und gab mittels desselben Waltern die gewünschte Auskunft, während er sich im Stillen wunderte über die sichtlichen Kenntnisse derartiger Angelegenheiten, die der junge Mann dabei verrieth.

„Kündigen Sie das Capital, sobald Sie können; die Gelder für die aufgelaufenen Zinsen sollen binnen vierzehn Tagen in Ihren Händen sein," sagte Walter. „Ich werde zugleich die Einrichtungen treffen, daß der Betrag des Capitals vor dem Verfalltage in Ihrem Besitze ist."

„Ach, das ist Hülfe, das ist wahre Hülfe!“ stammelte Sanders, ganz bewegt vor Freude und Rührung. „Aber,“ fügte er zögernd, und doch von seiner Ehrlichkeit getrieben hinzu, „haben Sie auch wohl bedacht, junger Herr, daß es uns wohl nicht möglich sein wird, Ihnen die Interessen immer rechtzeitig zu bezahlen?“

„Aber, bester Herr Sanders,“ fragte Walter lachend, „haben Sie auch wohl bedacht, daß ich dieses Geschäft nicht sowohl mit dem Verlangen abschließe, hohe Zinsen zu ziehen, als vielmehr mit dem Wunsche, einer Dame gefällig zu sein, die ich wie ein Sohn ehre und liebe?“

Der alte Mann schüttelte den Kopf und lächelte doch zugleich freundlich, als er erwiderte: „Ich habe schon wohl sagen hören, daß Maler und dergleichen Leute wunderliche Menschen wären; wenn sie Alle so sind wie Sie, junger Herr, dann ist etwas daran — aber ich, für mein Theil, ich habe nichts gegen solche Wunderlichkeit.“

Walter besprach sich jetzt noch mit dem Verwalter über die beste Art, das Freifräulein zu bestimmen, das von ihm vorgeschlagene Geschäft abzuschließen, und trat dann seinen Weg nach dem Kapellenberge an, halb erfreut über den erwünschten Ausgang seiner Unterredung mit Sanders, und mehr als halb betrübt über die Kälte, mit welcher Hedwig ihn heute behandelt hatte.

XVI.

Die Kapelle auf der Anhöhe war von dem berühmten kriegerischen Fürstbischofe von Münster, Bernhard von Galen, erbaut worden. Außer dem Gedächtnißtage des h. Antonius, dem die Kapelle geweiht war, — und dessen Festtag, auf welchen „Kapellenkirmeß“ fiel, die ganze Umgegend feierte, als

sei es eine der „vier hohen Zeiten" — wurde in dem Kirchlein der Namenstag seines Erbauers, der zwanzigste August, besonders hochgehalten. An diesem Tage wurde in der Kapelle ein Hochamt celebrirt und am Nachmittage die feierliche Vesper gesungen; während der Octav wurde jeden Morgen eine Messe gelesen und jeden Abend der Segen in dem einsamen Gotteshause.

Hedwig pflegte diesen kirchlichen Festen regelmäßig an der Seite ihrer Tante beizuwohnen; am letzten Tage der diesjährigen Octav aber war sie allein zur Kapelle hinaufgestiegen, weil der Verwalter in Geschäften nach Marbeck gefahren war, und Fräulein Annette sich für unabkömmlich in Schwarzgarten hielt. Ueberhaupt war die Kirche heute spärlich besucht; die Buchweizen-Ernte drängte, und nur Greise und alte Frauen, die nicht mehr zur Feldarbeit tüchtig waren, hatten sich beim Gottesdienste eingefunden.

An den vorhergehenden Tagen hatten die Damen aus Schwarzgarten Walter an jedem Morgen in der Kapelle getroffen und, ehe sie sich wieder nach Hause begaben, einige freundliche Worte mit ihm gewechselt. Deshalb fiel es Hedwig auch nicht auf, daß der junge Mann sie beim Ausgang aus der Kirche grüßte und einige Schritte an ihrer Seite ging. Als er sich aber anschickte, mit ihr den Hügel hinunterzusteigen, wurde sie befangen; sie fühlte sich unsicher über das Benehmen, welches sie gegen ihn einschlagen sollte. Obwohl sie wünschte, er möge sie ihren Weg jetzt allein verfolgen lassen, konnte sie sich doch nicht ermuthigen, ihm dies zu verstehen zu geben. Sie war sich bewußt, am verflossenen Abende ihrer Pflicht gemäß sich gegen ihn benommen zu haben, und dennoch hatte sein sichtlicher Kummer über ihre kühle Sprache sie betrübt. Mochte sie sich noch so oft und so deutlich sagen, daß seine und ihre Lage ihr durchaus geboten hätten, so und nicht anders zu handeln, und daß er selbst die Zurückweisung,

die sie ihm habe ertheilen müssen, dadurch verschuldet, daß er die Grenzen der ihm gebotenen Zurückhaltung überschritt, — dennoch fühlte sie Reue, weil sie sich nicht verhehlen konnte, daß sie ihn beinahe geflissentlich durch ihre Kälte verletzt hatte.

Obgleich er den ganzen Sommer hindurch in der Küsterei gewohnt, war sie doch durch seine Anwesenheit nicht im geringsten beengt oder in ihren hergebrachten Gewohnheiten gestört worden. Sein ruhiges, bescheidenes Wesen und seine stets gleiche, strenge Zurückhaltung beließ ihr die vollkommene Sicherheit und Unbefangenheit, welcher sie bis dahin sich erfreut hatte. Sie machte ihre Spaziergänge in Feld und Haide, ging zu ihren alten Freunden nach Ellrode oder stieg den Hügel hinauf, um ihre Andacht in der Kapelle zu verrichten, wie sie das von Kindheit an gethan. Ihrer Tante war es eben so wenig eingefallen, eine Aenderung hierin eintreten zu lassen, als wenn ein Dorfschulmeister oder ein Handwerker bei dem Küster eingezogen wäre; und wenn Hedwig ihren neuen Bekannten auch freilich mit andern Augen betrachtete, so fühlte sie sich doch eben so wenig wie Fräulein Annette beunruhigt durch seine Gegenwart. Walter hatte bisher das ihm bewiesene Vertrauen völlig gerechtfertigt; er hatte, wo er Hedwig auch begegnen, wie oft er mit ihr zusammentreffen mochte, nie eine Unterredung mit ihr anzuknüpfen gesucht, ihr niemals seine Begleitung angeboten, sondern sich immer streng auf einen ehrerbietigen Gruß und eine Frage nach dem Befinden der Baronesse beschränkt.

Jetzt zum ersten Male wich er von diesem Herkommen ab. Er schritt an Hedwig's Seite den Hügel hinunter, während er sich mit ungewöhnlicher Wärme nach ihrer Tante erkundigte und von seiner Theilnahme für sie sprach. Hedwig antwortete freundlich aber kurz, und als sie dann die schattigen Buchen am Fuße der Anhöhe erreichten, grüßte sie ihn wie zum Abschiede und beschleunigte, sich von ihm abwendend, ihren Schritt.

So rasch jedoch ihre Bewegungen waren, bemerkte sie doch, wie gekränkt er aussah, und unwillkürlich blickte sie deshalb noch ein Mal zurück, freundlicher grüßend als vorher.

Diese kleine Inconsequenz gab dem jungen Manne den Muth wieder; er eilte an ihre Seite und sagte schnell: „Erlauben Sie, daß ich Sie um etwas bitte, mein gnädiges Fräulein! Herr Sanders wird heute Ihrer gnädigen Tante einen Wunsch von mir vortragen; wenn es Ihnen möglich ist, so unterstützen Sie ihn."

„Das kann ich Ihnen versprechen," erwiderte sie lächelnd, „sogar ohne zu wissen, um was es sich handelt; denn wenn mein guter, alter Freund sich herbeiläßt, etwas von meiner Tante zu erbitten, so bin ich überzeugt, er ist sicher, daß die Gewährung ihr nicht schwer werden wird."

„Ich weiß doch nicht," meinte Walter. „Es würde zwar sehr erwünscht für mich sein, und ich darf wohl sagen, es wäre auch für die Baronesse selbst gut, wenn sie auf meinen Vorschlag einginge — aber — ich bin ihr noch so fremd, daß ich mich keiner sichern Hoffnung hinzugeben wage."

„Der Umstand darf Sie nicht beunruhigen. Ich habe die Ueberzeugung, daß meine Tante Sie achtet und schätzt, und aus diesem Grunde wird sie, wenn sie es vermag, eben so gern Ihnen einen Dienst erzeigen, wie dem ältesten ihrer Bekannten. Aber, um was handelt es sich eigentlich bei dieser hochwichtigen Angelegenheit?"

„Ich wünsche ein Capital gegen genügende Sicherheit unterzubringen, und weil ich erfahren habe, daß Herr Sanders eines von ungefähr dem gleichen Betrage für das Fräulein von Laden sucht, so wünsche ich dringend, daß mir erlaubt würde, das Geschäft mit dem Verwalter abzuschließen."

„Herr Walter," sagte Hedwig traurig lächelnd, „Sie haben nicht die Wahrheit gesprochen."

„Nicht die Wahrheit gesprochen?“ fragte Walter erschrokken. „O, denken Sie nicht so schlimm von mir. Es ist wirklich so, wie ich Ihnen sagte. Welchen Grund könnte ich auch haben, Sie irre zu führen? Es betrübt mich aber sehr, daß Sie mir mißtrauen.“

„Das thue ich ja nicht,“ sagte Hedwig herzlich. „Ich glaube gewiß, daß die Thatsachen, die Sie mir mitgetheilt haben, richtig sind; aber Sie sprachen nicht den wahren Beweggrund für Ihren Wunsch aus.“

„Nicht den wahren Beweggrund?“

„Nein; denn meine Tante soll nicht Ihnen, — Sie wollen ihr einen Dienst erweisen.“

„Ich betheuere Ihnen, Fräulein Hedwig —“ rief er bestürzt; „Sie irren wirklich, wenn Sie die Sache aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Ich bin es, dem eine Wohlthat — o, Sie können nicht ahnen, welch eine große Wohlthat — durch die Gewährung meines Wunsches erzeigt würde!“

Hedwig sah ihn sehr erstaunt an. Walter war offenbar sehr bewegt, und die Wichtigkeit, die er der Angelegenheit beilegte, fing an, sie zu verwirren. Deshalb entgegnete sie mit etwas geringerer Sicherheit als bisher: „Ich kann nicht annehmen, daß Ihnen die Vermögensverhältnisse meiner guten Tante, die, wie ich fürchte, sehr derangirt sind, ein Geheimniß geblieben seien; die ganze Gegend weiß ja leider darum. Aber selbst, wenn dies wäre, wenn Sie von der irrigen Ansicht ausgingen, das von Ihnen vorgeschlagene Arrangement könne gewinnbringend für Sie sein, so ist mir Ihr dringendes Verlangen, es zu Stande kommen zu sehen, unverständlich; denn ich zweifele nicht, daß Eigennutz Ihnen eben so fremd ist wie jede andere niedere Gesinnung.“

Hedwig hatte mit so herzlicher Wärme gesprochen, daß Walter unwillkürlich ihre Hand ergriff und mit einer Freude,

welche ihr selbst erst verrieth, wie herzlich ihr Ton gewesen sein mußte, ausrief: „Ich danke Ihnen, Fräulein Hedwig, o, ich danke Ihnen!“

Sie machte sich ein wenig verlegen von ihm los, sagte aber doch lächelnd: „Nun, wenn dies also ist, wie ich voraussetze, wie können Sie denn behaupten, durch die Erfüllung Ihres Wunsches geschähe Ihnen ein Dienst?“

„Wenn Sie dies wirklich bezweifeln, Fräulein Hedwig,“ antwortete Walter traurig, „so muß ich wohl annehmen, daß meine tiefe Ergebenheit für das Fräulein von Laden und — und für Sie — Ihnen so ganz gleichgültig geblieben ist, daß Sie dieselbe nicht ein Mal bemerkt haben; und doch ist diese Empfindung das alles beherrschende Gefühl in meinem Innern. Ich kenne keinen höhern Wunsch, hege kein heißeres Verlangen, als mich selbst und alles, was ich mein nenne, Ihrem Glücke zu weihen!“

„Herr Walter,“ sagte Hedwig ernst und bekümmert, „Sie haben schon gestern ähnliche Worte zu mir gesprochen und mich tief dadurch betrübt. Ich vermag nicht, Ihnen zu sagen, wie sehr ich wünsche, daß sie nie über Ihre Lippen gekommen wären — aber — da es ein Mal geschehen ist, will ich sie zu vergessen suchen.“

„Zu vergessen suchen?“ fragte Walter blaß und athemlos. „Was kann denn so Beleidigendes in dem Ausdrucke meiner tiefen, ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit liegen?“

Hedwig antwortete nicht direct; es gebrach ihr an Muth, ihn auf's neue zu kränken, obgleich sie sich sagte, es sei ein Unrecht von ihm, so zu ihr zu sprechen, ein größeres Unrecht von ihr, ihn nicht strenge in seine Schranken zu weisen. Ihren Schritt beschleunigend und heftig athmend, erwiderte sie: „Sie wissen es ja, mein ganzes Leben, alle meine Pflichten gehören meiner theuern Tante. Ihr Aufenthalt bei uns hat mir Freude gemacht, weil Ihre Gesellschaft meine mütterliche Wohlthäterin

erheiterte; ich war Ihnen dankbar, weil der Umgang mit Ihnen sie von ihren trüben Erinnerungen abzog, ihre Sorgen zerstreute. Und nun trüben Sie die ruhige Klarheit dieses Verhältnisses, indem Sie ihm eine Wärme beizulegen suchen, die — welche —“

„Welche Ihnen peinlich ist,“ ergänzte Walter, als sie beklommen schwieg, leise und traurig. „O, mein gnädiges Fräulein, eine schmerzlichere Zurückweisung konnte ich nicht erfahren! Hätten Sie mir gesagt, Ihr vornehmerer Stand trenne uns, so hätte ich mich an dem vielleicht zwar trügerischen aber doch lindernden Troste aufrecht erhalten können, daß nur eine zufällige Aeußerlichkeit uns scheide, und daß es mir unter dem Einfluß glücklicherer Verhältnisse wohl vergönnt sein möchte, um den Schatz Ihrer Liebe zu werben. Aber daß ich, während Sie meine treue Hingebung wohl erkennen, in Ihren Augen nichts bin als ein Gegenstand, geschickt zur Verkürzung einer trüben Stunde Ihrer Tante —“

Hedwig ließ ihn nicht vollenden; sie konnte es nicht ertragen, ihn durch eine ganz irrige Auffassung ihrer Gefühle und Beweggründe so tief gekränkt zu sehen. Mit glühenden Wangen und feuchten Augen legte sie die Hand auf seinen Arm und rief aus: „Sie thun mir Unrecht, Walter, bitter Unrecht. Das ist es ja eben, was uns trennt, Ihr und mein Stand: nicht in meinen Augen, sondern in den Augen meiner armen, guten Tante. Denn Gott weiß es, Walter, die glänzendste Stellung, der höchste Rang vermöchten nicht die — die innige Hochachtung zu erhöhen, von der mein Herz für Sie erfüllt ist.“

„Ist das wahr, Hedwig?“ fragte Walter und hielt bebend ihre Rechte in seinen beiden Händen. „Sie vergessen, daß Sie das Freifräulein von Laden sind, und daß ich nur der einfache Florenz Walter bin, und haben den Mann lieb, weil er ein guter Mensch ist mit treuem, warmem Herzen und — o,

Hedwig — mit einer Liebe zu Ihnen, die alles glaubt, alles hofft, alles überwindet!"

„So ist es, Walter," flüsterte sie weinend und doch mit einem Lächeln auf der Lippe. „Ich sollte Ihnen zürnen, daß Sie mir dieses Geständniß entreißen; aber ich vermag es nicht. Meine Pflicht jedoch kann ich thun, und ich will es auch. Ich darf meiner geliebten Tante keinen Schmerz bereiten, und um dies zu vermeiden, dürfen wir uns nie mehr so gegenüber stehen. Sie müssen diese Gegend verlassen —"

„Aber, theuere Hedwig!"

„Sie müssen es! Was Sie für meine Tante thun wollen — o, wie dankbar nehme ich das von Ihnen an! Es muß aber durch Sanders oder durch den guten Herrn Harry geschehen, und wir, Walter, wir müssen uns jetzt trennen, um uns niemals mehr in dieser Weise zu begegnen. Leben Sie glücklich und glauben Sie, daß die Erinnerung an Sie in der Zukunft mein bestes Besitzthum sein wird."

„Wenn es so ist, Hedwig," sagte Walter, „wird es Ihnen schwer werden, mich zum Scheiden zu bewegen. Nein, zürnen Sie nicht. Sie dürfen mich noch nicht verlassen; denn ich muß vorher einen Irrthum aufklären, in dem Sie sich befinden. Haben Sie noch eine Erinnerung an Ihre Reise nach Böhmen?"

„Nach Böhmen?" fragte Hedwig sehr erstaunt. „Ja gewiß; ich glaube, wenig von dieser trübseligen Winterreise vergessen zu haben."

„Und erinnern Sie sich eines Abends, als Sie in einem Dorfe bei Josephsstadt in einem überfüllten Wirthshause übernachten sollten?"

„Gewiß, gewiß; sehr genau."

„Und können Sie sich noch einen jungen Mann in's Gedächtniß rufen, mit welchem Sie zu Abend aßen und —"

Sie hatte ihn mit immer wachsender Spannung betrachtet, und als er sich jetzt zu ihr herüberbeugte mit einem heitern Lächeln und mit liebkosender Hand ihren Scheitel berührte, wie er es an jenem Abende beim Abschiednehmen gethan, erkannte sie ihn plötzlich wieder. Glühend vor Freude ergriff sie seine Hand und rief aus: „O, Walter, Walter! Sie waren es! Schon damals ein Wohlthäter, ein gütiger Freund für mich. Warum aber haben Sie uns dies verborgen?"

„Weil mein Name," antwortete er mit trübem Ernst, „keinen guten Klang in Schwarzgarten hat. Walter von Hartkirch — es war auch meines Vaters Name, und ich fürchte, daß er schmerzvolle Erinnerungen in dem Herzen Ihrer Tante weckt."

„Hängt er mit ihrer Jugendgeschichte zusammen?" fragte Hedwig besorgt.

„Eben damit. Mein Vater war eine Zeit lang der Verlobte des Freifräuleins von Laden — und — und — er beging ein schweres Unrecht gegen sie."

„Weshalb aber," fragte Hedwig mit steigendem Erstaunen, „suchten Sie denn die Nähe meiner Tante auf, da Sie ja selbst überzeugt zu sein scheinen, daß Sie ihr unter Ihrem wahren Namen nicht willkommen sein würden?"

„Mein armer Vater trug das ängstliche Verlangen, das Unrecht, welches er leider gethan, nach Kräften zu vergüten, und meine theuere Mutter theilte diesen Wunsch von ganzer Seele; aber die Baronesse von Laden wollte Beiden niemals die geringste Annäherung, geschweige etwas mehr, gestatten. Mein Vater ist hinübergegangen, ohne der Erfüllung dieses seines heißen Verlangens näher gekommen zu sein, so oft er auch versuchte, einen Schritt dazu zu thun. Meine Mutter und ich aber betrachten es als eine ererbte, heilige Pflicht, zu versuchen, ob es nicht uns vergönnt sein möge, zu vollführen, was ihm, zu seinem bittersten Schmerze, nicht gestattet war."

Hedwig hatte in ängstlicher Spannung zugehört; jetzt fragte sie beklommen: „Aber was glauben Sie denn thun zu können? Mit welchen Vorsätzen sind Sie zu uns gekommen, Sie, der Sohn des einstigen Verlobten meiner Tante? — Ach, Walter, was könnten Sie ihr denn als solcher sein?“

„Auch ein Sohn, Hedwig, ein treuer, liebevoller Sohn; ihre Stütze und ihr Trost. Ich würde mit tausend Freuden alle ihre Sorgen auf mich nehmen und nicht ruhen, bis ich es dahin gebracht, daß sie versöhnt in die Vergangenheit, heiter in die Zukunft blickt.“

„Das ist unmöglich, Walter,“ sagte Hedwig traurig, „vor allem Ihnen unmöglich. Wenn Ihr Vater mit der traurigen Jugendgeschichte meiner Tante in Verbindung steht, wird sein Sohn, fürchte ich, ein Gegenstand unüberwindlicher Abneigung für sie sein.“

„Das verhüte Gott! Dann wären ja wir, Hedwig, getrennt, schlimmer, unwiderruflicher getrennt als durch den vermeintlichen Standesunterschied. Nein, ich baue auf den Gerechtigkeitssinn Ihrer Tante und auf ihre große Liebe zu Ihnen.“

Hedwig schüttelte betrübt den Kopf. „Beides ist stark in ihr,“ sagte sie; „ob es aber mächtig genug sein wird, ihre finstern Erinnerungen zu überwinden, — ich bezweifele es. Was jedoch auch kommen möge, ich werde, so lange ich lebe, dieser Stunde und Ihrer, mein Freund, mit Dank und Freude gedenken.“

„O Hedwig,“ flüsterte Walter, ihre dargebotene Hand ergreifend und an seine heißen Lippen drückend, „wähnen Sie, daß ich nach so beglückenden Worten muthlos sein könnte? Ich habe das Beste errungen, Geliebte, Ihre Zuneigung; alles Uebrige wird nun auch meinem redlichen Streben zum Lohne werden. — Ich gehe jetzt zu Herrn Harry; er ist uns

Allen ein treuer Freund, und seine gereifte Einsicht wird meiner Unerfahrenheit zu Hülfe kommen."

Damit trennten sich die Beiden. Hedwig schritt auf die Brücke von Schwarzgarten zu, und Walter ging durch die Buchen-Allee zurück, um den Weg nach Ellrode einzuschlagen.

XVII.

Eine Stunde später saß der junge Mann in dem traulichen Wohnzimmer der Geschwister Harry, und die guten Menschen lauschten mit herzlicher Theilnahme auf seine Pläne, das Freifräulein von Laden von allen Sorgen und Verlegenheiten zu befreien. Dennoch war es unverkennbar, daß sie sehr ernste Zweifel an der Ausführbarkeit derselben hegten. Dies mußte selbst Waltern, so sehr die Wärme seiner Wünsche ihn blendete, auffallen, und er fragte endlich besorgt: „Glauben Sie denn nicht, daß es sich so einrichten ließe? — Das Capital von mir zu nehmen, dazu ist Herr Sanders vollkommen bereit, und wenn er es erst hat, werde ich ihn schon zu bewegen wissen, die Zinsen, statt sie an mich auszuzahlen, im Interesse seiner Gebieterin zu verwenden. Und was dieses Haus betrifft, auf welchem auch eine schwere Hypothek haftet, so habe ich erfahren, daß der Verwalter es schon vor einem Jahre unter der Hand dem Bürgermeister von Ellrode angeboten, daß der Kauf sich indessen zerschlagen hat, — nicht sowohl wegen der geringen Summe, die der Käufer bot, als weil dieser sich nicht verpflichten wollte, Sie darin wohnen zu lassen. Warum sollte also die Baronesse es mir nicht abstehen wollen, da ich es mir ja zur Ehre und Freude rechnen würde, Sie als die Bewohner meines neuen Eigenthums begrüßen zu können; und ich werde gern geben, was der alte Sanders fordert."

„Das ist alles sehr gut und schön, mein lieber, junger Herr," nahm Harry das Wort, „und ich bin von Ihren edelmüthigen Absichten auf's festeste überzeugt. Aber um die Käufe und sonstigen Negociationen abzuschließen, werden Sie genöthigt sein, Ihren wahren Namen zu nennen, und dann —"

„Und dann?"

„Dann werden Ihre Gnaden zweifelsohne erklären, daß sie weit lieber einen Contract mit — dem Bösen abschließen werden, als mit Ihnen."

„Wenn ich aber," sagte Walter, „eine Bundesgenossin hätte, welche dem Fräulein sehr theuer ist?"

„Sie sprechen von unserer lieben Hedwig?" fragte Demoiselle Germaine.

„Von Niemand anders. Sie wird so sehr geliebt von ihrer Tante, so sehr .... wie sie es verdient; sollte es denn möglich sein, daß Fräulein von Laden meine Wünsche zurückwiese, wenn sie von ihr unterstützt würden?"

„Aber wird Hedwig das thun?" frug der alte Mann bedenklich. „Ein so tapferes Herz das Kind besitzt, daran zweifele ich doch, daß es Ihrem Ansinnen willfahrt."

„O, Sie irren; sie wird es gewiß thun, wird die Sache mit eben so viel Eifer und Wärme betreiben, wie ich selbst."

„Haben Sie mit ihr darüber gesprochen?" fiel Demoiselle Germaine verwundert ein.

„Ja wohl — das heißt nicht ausführlich," antwortete Walter, bei der Erinnerung an seine letzte Unterredung mit Hedwig erglühend. „Kurz und gut: ich bin sicher, daß sie bereit ist, meine Fürsprecherin bei ihrer Tante zu sein."

Demoiselle Germaine blickte den Sprechenden an, und auch ihre Wange, so welk sie war, röthete sich plötzlich; sie öffnete die Augen weit und sah mit glänzendem und doch ängstlichem Blick bald auf Walter, bald auf ihren Bruder, als sei ihr

eine Enthüllung geworden, in Betreff deren sie noch nicht zu entscheiden wußte, ob sie dieselbe für eine erfreuliche halten dürfe oder nicht; und deshalb sagte sie nichts.

Harry ließ gleichfalls eine kleine Weile vergehen, ehe er wieder das Wort nahm. Und auch da sprach er anfangs zögernd, später freilich rascher und entschlossener. „Es mag leicht der Fall sein, mein junger Freund,“ sagte er, „daß ich durch die Frage, die ich Ihnen zu thun mir gestatten muß, den Schein unbescheidener und unberufener Einmischung auf mich lade; indessen lieber will ich dies dulden, als etwas unterlassen, was ich für eine Pflicht der Freundschaft erachte. Sagen Sie mir — hegen Sie ein wärmeres Gefühl gegen Hedwig und hoffen Sie, es erwidert zu sehen?“

„Habe ich mich so verräthen?“ meinte Walter lächelnd, jetzt mit dunkeler Glut auf Wangen und Stirne. „Ja — es ist, wie Sie vermuthen.“

„O mon Dieu, les pauvres chers enfants!“ flüsterte die gute Germaine, ihre Hände faltend, als wolle sie ein Gebet beginnen; ihr Bruder aber erhob sich von seinem Stuhle und schritt rasch im Zimmer auf und ab.

„Herr Harry,“ sagte Walter, die etwas peinliche Pause, welche im Gespräch entstanden war, mit einiger Beklommenheit unterbrechend, „mein Geständniß scheint Ihnen keine Freude zu machen, — möchten Sie mich so ungern als Hedwig's Gatten sehen?“

„Gewiß nicht, lieber Baron,“ entgegnete der alte Mann, vor ihm stehen bleibend. „Ich hege das feste Vertrauen, daß die Zukunft des theuern Kindes bei Ihnen wohl gesichert wäre. Aber,“ fuhr er, seinen Gast mit mitleidigem Blicke betrachtend, fort, „es schmerzt mich auch für Sie, denn ich habe Sie sehr lieb gewonnen: Ihre Neigung wird schwere und, ich fürchte, fruchtlose Kämpfe zu bestehen haben.“

„Sie meinen wegen der Abneigung des Freifräuleins gegen den Namen, den ich trage?“

„Ja; kaum kann ich daran zweifeln, daß diese Abneigung sich auch auf Sie übertragen wird, sobald das Freifräulein erfährt, wer Sie sind.“

„Sollte denn,“ fragte Walter, „keine Spur von der Liebe mehr in ihrem Herzen schlummern, die sie einst für meinen Vater hegte?“

„Schwerlich. Wie die Empfindung schwesterlicher Zärtlichkeit gegen ihren einzigen Bruder sich in kalten Haß verwandelte, als sie sich gezwungen sah, ihn zu verachten, eben so war das ihrem Verlobten gegenüber der Fall, als sie auch ihm ihre Achtung entziehen zu müssen glaubte.“

„Sie ist aber doch,“ wendete Walter ein, „so gerecht und im Grunde ihres Herzens auch so wohlwollend, daß sie es nicht wird über sich gewinnen können, die Schuld des Vaters an dem schuldlosen Sohne zu ahnden!“

Harry zuckte bedenklich die Achseln. „Ich weiß das nicht; sie hat eine Kraft der Empfindung, die, wäre sie der Natur des Weibes gemäß entwickelt worden, sie zu einer Zierde und einem Segen der Menschheit gemacht haben würde. So wie es aber nun ein Mal gekommen ist, ist eine Fähigkeit, zu hassen und zu zürnen daraus geworden, wie ich sie im Laufe meines langen Lebens sonst niemals angetroffen. Ich habe ihren Bruder unter ihren Augen sterben sehen; es war ein harter Tod, ein qualvolles Ende; sie pflegte ihn pflichtgemäß, aber mit eisiger Gleichgültigkeit; auch nicht der Funke eines mitleidigen Gefühls glimmte in den langen schweren Monaten unter der Asche ihres finstern Hasses auf.“

„Das ist entsetzlich,“ murmelte Walter. „Und können Sie mir nicht sagen, ob meines Vaters Unrecht gegen sie mit den Handlungen ihres Bruders zusammenhing?“

„Ich darf Ihnen nichts offenbaren, mein junger Freund, und wüßten Sie alles, Sie würden keinen Trost daraus schöpfen können. Nur die eine Wirkung möchte vielleicht die Kenntniß dieser trübseligen Ereignisse auf Sie üben, daß Sie selbst dem Wunsche, Hedwig's Gemahl zu werden, freiwillig entsagten."

Germaine seufzte tief auf, während sie wie zustimmend den Kopf neigte. Walter aber fuhr fast beleidigt von seinem Sitze auf. „Nimmermehr!" rief er. „Denken Sie denn, daß ich, der selbst so schmerzlich um eines längst vergangenen Fehltrittes willen leidet, fremde Schuld an dem reinsten, edelsten Wesen könnte rächen wollen? — O, mein alter Freund, Sie thun mir eben so sehr wehe wie Unrecht mit dieser Voraussetzung!"

Der Greis schüttelte trübselig den Kopf. „Sie können nicht urtheilen, weil Sie die Verhältnisse nicht kennen. Das kommt jedoch auch wenig in Betracht, weil, wie ich fürchte, die Baronesse Ihrer Verbindung mit Hedwig ihre Zustimmung nie ertheilen wird."

„Sollte es mir denn so ganz unmöglich sein," fragte Walter, seine Hoffnung mit der Ausdauer eines Liebenden festhaltend, „ihr Wohlwollen zu erwerben? Sie liebt ja Hedwig mit so großer Innigkeit, und sie sieht doch auch in ihr das Kind eines bitter gehaßten Mannes."

„Ach — wie schwer ist aber auch diese Liebe errungen! . . Und sie liebt in Hedwig doch immer ihr eigenes Blut, während sie in Ihnen, sobald sie Ihren wahren Namen erfährt, nicht bloß den Sohn Ihres Vaters, sondern auch den Ihrer Mutter sieht."

Walter seufzte tief auf und trat dann schweigend an das Fenster.

„Du bist grausam, Didier," flüsterte Germaine.

„Bin ich das?“ . . . „Ach, es wird mir schwer genug, Germaine. Aber ich könnte es nicht verantworten, Hoffnungen zu nähren, die niemals in Erfüllung gehen werden.“

„Und ich will dennoch nicht verzweifeln!“ rief Walter, die muthige Entschlossenheit wiedergewinnend, die ihn auszeichnete. „Das wenigstens werden Sie mir nicht verweigern, Herr Harry, mich nach Schwarzgarten zu begleiten, um Ihren Einfluß auf Fräulein von Laden anzuwenden, damit sie für's erste sich meinen Wünschen in Bezug auf das Arrangement mit ihren Gläubigern fügt. Sie schütteln den Kopf? Sie glauben, daß alles uns mißlingen wird? Nein, machen Sie mich nicht kleinmüthig, wo ich so sehr des Vertrauens bedarf; und damit ich es nicht verliere, entziehen Sie mir Ihren Beistand nicht. Wenn die Baronesse sich überzeugt, daß Sie meine Absichten gut heißen, wird sie denselben nicht so sehr widerstreben.“

„Ich bin gern bereit,“ versetzte Harry herzlich, „Sie in Ihrem Vorhaben nach Kräften zu unterstützen, so wenig Erfolg ich mir auch von unsern vereinten Bemühungen verspreche. Meine Schwester wird jedoch nicht zugeben, daß die Sache so sehr eile, daß wir nöthig hätten, unser Diner heute im Stiche zu lassen. Wenn Sie unser bescheidenes Mahl theilen wollen, werde ich nach demselben mit Ihnen nach Schwarzgarten gehen, und wir wollen dann gemeinschaftlich unser Heil bei Ihro Gnaden versuchen.“

Walter nahm die freundliche Einladung des alten Herrn an. Bevor er sich aber mit den Geschwistern zu Tische setzte, machte er einen Gang nach dem Posthause, um einen Wagen nach Schwarzgarten zu bestellen, weil er eine Fußtour zu ermüdend für Harry fand.

Vor dem Posthause hielt, als er dort ankam, eine Reise-Kalesche, und neben derselben stand ein vermuthlich dazu gehörender Diener in Livrée, welcher sich eifrig mit Töne Lindert

unterhielt. Walter wunderte sich flüchtig darüber, den kleinen Schneider hier und in solcher Gesellschaft zu treffen. Als er aber im selben Augenblick den Posthalter in die Hausthüre treten sah, sprach er seinen Auftrag gegen denselben aus und ging, den Kleiderkünstler durch ein kurzes Kopfnicken grüßend, in den Laden'schen Hof zurück.

XVIII.

Zur selben Stunde, als Walter und Hedwig ihre verhängnißvolle Unterredung unter den Buchen von Schwarzgarten hatten, saß Töne Lindert in dem Scheunenthore einer Pächterwohnung unweit des Schlosses. Wie gewöhnlich hatte er mit seinem Arbeitsmaterial in einer Wanne Platz genommen und, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Brille auf der Nase, beschäftigte er sich mit dem Ausbessern einer sehr verwahrlosten Knabenjacke. War ihm die Arbeit zu schwierig oder fing ihre Einförmigkeit vielleicht an, ihn in seiner gänzlichen Einsamkeit zu langweilen — außer der alten, im Vorderhause beschäftigten Bäuerin war nämlich alles auf den Feldern draußen —: Töne warf plötzlich die halbgeflickte Jacke von sich und knöpfte seinen Rock auf, um aus dem innern Sack desselben eine Brieftasche hervorzulangen. Es war ein schmutziges, abgegriffenes Exemplar, in braunes Leder gebunden, dessen ursprünglicher Glanz lange schon einem fettigen Schimmer Platz gemacht hatte. Der kleine Schneider öffnete sie indeß mit einer gewissen Sorgfalt, welche deutlich den Werth verrieth, den er auf den Inhalt seines Notizbuches legte, und blätterte in demselben umher, bis er endlich in die Aufzeichnungen auf der letzten beschriebenen Seite sich vertiefte.

„Anno Dusend achthundert un twintig heww ick en guod Johr hadd," murmelte er halblaut. „Den teinden Febberwari

heww mi Bäuker's Töne seß Hiemden von Mangdook [1]) un en niggen Hoot giewwen föör sienen Hilk met Kotrinken Hüpsels. In dem Maimond en Hilk maakt föör Derk Kettelhaak, doaföör heww 'k kriegen dreiuntwintig Krondahlers; un eenen föör Josep Duvenkamp, de weder achterut [2]) gohen is; door heww 'k meer siewwen [3]) Clev'sche Rieksdahlers föör kriegen. Dann heww mie in de Heumond Bernd Hülsebusk tein Dahlers föör en Hilk utbetahlt; hei konn nich mehr giewwen; 't is en kleinen Kötter. Awer in de Herwstmond heww 'k wier twalf Krondahlers an Jan Hilgenbeck verdeint. Et is kein licht Speel, mer et brengt ganz anners wat in, as dat Handwierk. Düt Johr is awer kein besunder guod Johr. Ick heww noch keinen annern Hilk maakt as de twee föör Derk Egels un Jost Welling, un de bünt alle beide wedder achterut gohn; se hewwen ook te Hoope [4]) meer elwen Dahlers inbroacht. Ich will nich hoppen, datt de Frigerie [5]) met Manns Sommerhoff un Sänn'ken Lantings kunträr geiht. Manns heww segt, wenn hei te Stanne [6]) kömmt, will hei mie twalf Krondahlers giewen, und de Bergschulte gieww mie fieftein. Et söll Jommer sinn, wenn 't mie nich 'lücken [7]) wull."

Eine der Personen, mit welchen Töne's berechnender Geist sich beschäftigte, kam in diesem Augenblicke, um den kleinen Mann in seiner Eigenschaft als „Hilkemaker" aufzusuchen. Im Hintergrunde der Diele öffnete sich eine in die Küche führende Thüre, und der Schulze Lanting trat durch dieselbe, während die Stimme einer alten Frau ihn bedeutete: „Goht meer in de Schüre [8]), Schulte; door achter sitt Töne in de Wanne, un en Stohl heww he niewwen sick stohn, wo use Vader op sitten heww, ehr hei van Morgen noh de Baukweite [9]) gohn is."

[1]) Halbtuch. [2]) zurück. [3]) sieben. [4]) zusammen. [5]) Freierei. [6]) zu Stande kommt — heirathet. [7]) glücken. [8]) Scheuer. [9]) Buchweizen.

Schulze Lanting schritt, wie Töne mit einer Zipfelmütze, rother Flanelljacke und Kniehosen bekleidet, den kurzen Stummel im Munde, mit seinem gewohnten, zögernden Gange auf den Schneider zu, bei jedem Schritt einknickend, als wolle er sich setzen. Letzteres that er wirklich, sobald er den ihm angewiesenen Stuhl erreichte, ohne dabei ein Wort zu äußern oder eine Miene der Begrüßung gegen Töne zu machen.

Der Schneider, welcher beim Oeffnen der Thüre sein Notizbuch wieder eingesteckt und seine Flickarbeit aufgenommen hatte, blickte, als der Schulze sich niederließ, nur sehr flüchtig zu ihm auf und nähte schweigend weiter; denn die Etikette verlangte durchaus, daß der Eintretende den schon Anwesenden zuerst anrede.

Wenn der Schulze geglaubt hatte, daß das Gewicht seines Standes und Vermögens den Schneider zu einem entgegengesetzten Verfahren bewegen werde, so erkannte er bald seinen Irrthum und die Nothwendigkeit, sich, wenn auch noch so widerwillig, der Sitte zu fügen. „Dag!“ sagte er mit einem kaum merklichen Kopfnicken.

„Dag, Schulte!“ erwiderte Töne in derselben Weise.

Abermals Stille. Der Schulze hatte sich so tief vornübergebeugt, daß seine Arme auf den Schenkeln ruhten; er sah in dieser eben so unästhetischen wie anscheinend unbequemen Stellung auf Töne's Hände, welche mit wahrem Feuereifer die zerlumpte Jacke bearbeiteten.

So verging eine geraume Weile, und der Bauer sah endlich ein, daß seine bloße Gegenwart dem Schneider nicht genug imponire, um ihm das erste Wort zu gönnen; weil er aber nicht unverrichteter Sache abziehen wollte, entschloß er sich, so schwer es ihn auch ankam, selbst das Gespräch zu eröffnen. „Du hewwst do en schönen Brie anricht't; use leiwen Heer mag wietten, wat dat noch giewwen sall.“

„Icke?“ frug Lindert mit der unschuldigsten Miene von der Welt. „Wat heww ick dann dohn?“

„Holl die man nich so dumm; de Schandarme un de Feldscheer bünt doar jo all bie te Passe kommen [1]). As wenn du dat nich all lange wietten hädst!“

„Nee, ick weet van nix. Wat is dann passirt?“

„Nu loop doch, du verflixten Snieder! Du büst doch ook gistern bie Kettelhaken wiest [2]), as sei den Bauhahn [3]) inföhrt [4]) hewwen.“

„Dat woll; ick bün doar awer nich lange bliewwen. Ick hadde en niggen Jaß föör Wienders-Buer maakt, de doar an gönne [5]) Kante van Marbeck liegt, de moßt ick em gistern Ovend noch brengen, üm dat sei doar van Dage ne nigge Schüre oprichten; 't is ene groote Mohltied.“

Der Schneider log: der „Jaß“ war noch nicht fertig, was auch nicht gerade nöthig war; denn die neue Scheune war noch bei weitem nicht so weit gefördert, daß der erste Geselle seinen Zimmerspruch von der luftigen Höhe des Giebels hätte können ertönen lassen. Wiender's Hof war aber so weit von Schwarzgarten entfernt, daß Töne darauf rechnete, der Schulze werde seiner Lüge nicht auf die Spur kommen.

„'t is dien Glück wiest,“ nahm Lanting das Gespräch wieder auf. „Wenn du doar länger bliewwen wörst, had'st wat op den Puckel krieggen. Mienen Oelsten [6]) heww sick kloppt met Manns Sommerhoff.“

„Wat seggst du nu?“ fragte Töne mit erheucheltem Erstaunen; er wußte nämlich um die Geschichte so gut wie der

[1]) Sind dabei nöthig geworden. [2]) gewesen. [3]) Der Bauhahn ist ein auf dem Gipfel des letzten Erntewagens angebrachter Blumenstrauß, der in einigen Gegenden Westfalens die Stelle des Erntekranzes vertritt. Er prangt auch im Giebel neu errichteter Gebäude. [4]) eingefahren. [5]) jene. [6]) mein Aeltester.

Schulze selbst, weil er, obgleich ungesehen, noch Zeuge davon gewesen war, bevor er heimlich die Gasterei bei Kettelhaak verließ.

„Nu wunner[1]) di doch meer nich, as wenn du in Köllen dondern hördest. Wei anners heww de Jung's so opräntig[2]) maakt as du?“

„As ick?“ rief Töne in erkünsteltem Zorn. „Nu sloa de Deuker drin! Ick weet van nix, ick bün stunnenwiet doar vandanne[3]) wiest, un nu sall ick de dumme Jungs an ene[4]) broacht hewwen!“

„Kein Anneren heww Schuld as du!“ rief der Schulze, dessen Urphlegma doch allmälig einer etwas wärmern Stimmung zu weichen begann. „Hewwst du di 't nich annommen, en Hilk te maaken tüschen use Sänn'ken un Manns Sommerhoff? Un heww hei nich seggt, dat hei se niemmen wull, — un heww sei nich loaten blieken[5]), dat ehr dat nich uneffen tauscheen[6]), Fraue op den Sommerhoff te sien?“

„Maak doch nich so'n Liewen,“[7]) sagte Töne sehr kaltblütig. „Du schüst jo de Eksters von 't Est[8]). Ick kall die jo nich tiegen[9]); ick heww dat all dohn, wat du seggst; un dat hiett[10]) wat bie sülke hageböcken Lüde[11]), as Manns un Sänn'ken alle Beide sünd. Du söllst mie leiwer Dank seggen an Platz daß du mie so öwerföllst.“

„Ja, doar hew ick ook nix intiegen, dat du se so wied broacht hewwst; meer worüm hewwst du't doar nich bie loaten? Worüm hewwst den nakenschen Landstrieker doar tüschen inbroacht?“

„Worüm? . . . . Wenn du dat nich begrippst, Schulte, dann büst du tau dumm, üm bie't Füer te sitten.“

1) Wundere. 2) aufgeregt. 3) stundenweit davon entfernt. 4) an einander. 5) durchscheinen lassen, sich den Anschein gegeben. 6) nicht uneben schien. 7) Mache nicht solches Leben — solchen Lärm. 8) scheuchst ja die Elstern vom Nest. 9) widersprechen. 10) heißt. 11) hagebuchene Leute.

Töne sprach diese Sentenz mit einem so stolzen Selbstgefühl aus, daß der Schulze, obgleich sehr widerwillig, des Schneiders höhere Einsicht anerkannte und einigermaßen verlegen erwiderte: „Nee, begriepen dauh ick et nich, und doar bünt noch kläukere Lüde as ick, de 't nich klein kriegt.“

„Hewwst dann nich merkt,“ fragte Töne, „dat se nich wieder met ene kämen, Sänn'ken un Manns? Hei blew alltied ewen stuur[1]) un sei ewen obsternööts[2]). Wat willst du dann met en Kierl anfangen, de so stiev is as en Eikenboom, un met en Wicht, wat so dreikäntig is as en Baukweiten-Kurn? Ick segg die: et blew, as et was, un't was so blewen bis an den jüngsten Dag, wenn ick ehr nich tau Hölp kommen was.“

„Ja, du büst ehr rar tau Hölp kommen!“ knurrte der Schulze. „Heel un ganz ut en anner hest du se broacht.“

„Dat heww ick nich; ick hewwe nicks dohn as em seggt, hei söll es en Wiecke[3]) of twee met de Timmermanns-Dochter gohn, datt Sänn'ken es en Bietken schaluhs[4]) op em wöär.“

„Un den leigen[5]) Road[6]) heww hei, leder Godd's, folgt; un sei hewwt't verkehrt upnuommen un hewwt sick mit den Landstrieker inloaten, un nu is den Steel reine ut de Gaffel.“[7])

„Dat is nich miene Schuld, dat sei dat te wiet briewen heww,“ versetzte Töne mit ungeheucheltem Verdruß. „Ick heww ehr von Anfang an wahrschut[8]), dat se sick wachten söll, üm Manns nich tau beuse te maaken, op Kapellen-Kermiß all; awer sei heww nich hören wullt. Den frömden Heer heww ok nich noa ehr üm- of wierkieken; meer woa sei em süht, röpt sei em an, un wenn hei ehr höfflick Dagestied seggt, dann vertellt sei an Jedwedermann, de 't hören will,

[1]) Starrköpfig. [2]) obstinat, hartnäckig. [3]) Woche. [4]) jaloux, eifersüchtig. [5]) schlimm. [6]) Rath. [7]) der Stiel rein aus der Gabel. [8]) gewarnt.

dat sei de Proot[1]) mem[2]) hollen heww; doar kann ick nich tiegen.[3]) Wenn sei dull is, kann ick se nich klauk maaken."

„Dat is woll so," stimmte der Schulze mit einem Stöhnen bei. „Et is alltieds en verdreiht Wicht wiest, und doar is nu gar nix meer an tau dauhn. Gistern Morgen is den frömden Miensche bie uns vörbie kommen op den Weg noa Ellrode tau — dann geiht hei den Fautpad längs den Hof, dat is ne Vierdelstunne in de Richte."

„Ick weet't woll; de junge Fräule geiht ook bückwiels[4]) öwer den Pad."

„Jüstement. Nu, Sänn'ken satt in den Stuoven met ehr Spinnewiel[5]); meer as se em in de Ogen kreg, leep se op den Hoff un maakte sick Wierk[6]) bie 't Hecken. Hei heww ehr meer hoastig gu'n Morgen seggt un is wieder stappt[7]); awer sei heww sick doar doch gistern Ovend bie'n Bauhahn groot met maakt, un dorüm hewwen Manns Sommerhoff un mienen Sönne sick de Köppe kapot slagen."

„Wat du seggst! Dat is jo en verdonnert Wicht! Wu is de Sake denn tau Ende gohn?"

„De Schandarme van Ellrode was ook bie Kettelhaaken; hei is dertüschen sprungen un heww de Jungs ut enanner wiert. Den usen heww blodt[8]) as en Ferken, un de Feldscheer heww em en Ploaster op de Backe klewt; un Manns Sommerhoff is en Tant quiet[9])."

„Och, dat mein' ick nich, — dat sall sick woll wedder tautrecken. Ick mein' of Manns un Sänn'ken sich doarnoa ook wedder tausprocken hewwen."

„Jo; hei was benaud, dat hei use Johanns so tekent[10]) hadd', un do heww hei em guode Wöörde giewen, und Sänn'ken stond doarbie; un do bünt se ook an de Proot

[1]) Zwiegespräch. [2]) (met em), mit ihm. [3]) ich kann nicht dafür. [4]) oftmals. [5]) Spinnrad. [6]) Werk, Arbeit. [7]) weiter gegangen. [8]) geblutet. [9]) einen Zahn quitt. [10]) gezeichnet.

kommen. Düssen Morgen is Manns nu bie mie wiest. Hei heww so dohn, as wenn hei frogen wull, wu't met Johanns siene Backe geiht; meer dat was sien Anliggen nich. Hei heww loaten blieken, dat hei dat Timmermanns-Wicht met kein Oge meer ankieken will, wenn Sänn'ken sick ook nich ferder met den frömden Mienschen ophöllt; sei is nu woll höfflick tegen em wiest, awer verspriecken wull sei nix. Sei hewwt seggt, sei was alltied en guod Wicht wiest, un as se nich tiergt[1]) woär, dann süll sei ook nix Leiges dauhn; sei wüßt, wat ehr taukamm. Un doarbie is sei bliewwen, un wie hewwen nix anners ut ehr herut kriegen künnt."

„Sei heww dat nich so groot verkehrt," sagte Töne befriedigt; „un ick segg die, Schulte: dat Ding dat geiht. Wie hewwen jo nu föör nix Anners meer te sorgen, as dat wie den frömden Heeren ut den Weg kriegen; dann is den Hilk kloar."

„Du hewwst guod küren! Wu söll wie den Landlöper quiet wöären?"

„Doaföör loat du mie meer sorgen," versetzte Töne mit ruhiger Sicherheit. „Hei is Frönde met den ollen Emmegranten in Ellrode, un doar bün ick ook all lange Johren met bekennt. Ick goh ter Stunns[2]) noa de Franzose un begehr em, dat hei uns helpt. Et is en frommen Miensche, de olle Heer, un höllt van keine wellmäudige Striecke[3]); wenn ick em segge, dat den jungen Heer achter de Fraulüde achterin is, dann sall hei nich lieden, dat hei noch hier bie de Köster bliewt."

Gemäß diesem Vorsatze, dem der Schulze seine volle Zustimmung gab, machte Töne Lindert, sobald er sein Mittagsmahl eingenommen hatte, sich auf den Weg nach Ellrode. Als er die Hauptstraße des Ortes erreichte, zog eine altmo-

[1]) Gereizt. [2]) zur Stunde. [3]) übermüthige (auch muthwillige) Streiche.

dische Kutsche, welche ausgespannt vor dem Posthause stand, seine Aufmerksamkeit auf sich, und mit der müßigen Neugierde des Bauern, der, in die Stadt kommend, einige arbeitslose Stunden zu seiner Verfügung hat, blieb er stehen und gaffte den schwerfälligen Kasten an, als müsse er seine Construction auf's genaueste studiren.

Darüber kam ein ältlicher, in einen Livrée-Anzug gekleideter Mann aus dem Hause. Als dieser den kleinen Schneider sah, rief er lebhaft aus: „Süh es, Töne Lindert, büst du det? Wu geih't die noch, olle Junge?"

„Wat, Binaads [1]), wo kömmst du vandänne [2])?" lautete die Gegenfrage, und der Schneider und der Bediente schüttelten sich die Hände.

„Wie bünt noa de Kindbope wiest, use olle Growe un ick," versetzte der Bediente — „noa Wildenbiek, wo use jüngste Contesse met den Baron traut is; use Growe ist Peth-Oehme [3]) bie dat Kind."

„Un wo will ji nu noa tau?"

„Noa D . . . achter Mönster. De Growe sitt doar in den Postmester sienen Stuowen; wie willen hier Middag hollen un dann wieder föhren. Meer segg es, wu geih't de Bergschalte, un liewt de Köster op den Kapellenberg ook noch?"

Töne antwortete seinem Jugendbekannten; das war „Binaads", ein Bauernsohn aus der Nachbarschaft, der durch die Vermittelung des verstorbenen Barons Justus eine Stelle als Bedienter in einem Münster'schen Grafenhause bekommen und sie bereits manches Jahr innegehabt hatte, als er in Ellrode mit dem Schneider zusammentraf. Sie waren eifrig in ihre gegenseitigen Erkundigungen und Mittheilungen vertieft, als Walter, in der Absicht, einen Wagen zu bestellen, mit flüchtigem Gruße an ihnen vorüberschritt.

[1]) Bernardus. [2]) von dannen, woher. [3]) Pathe.

„Wat Donner," sagte Vinaads, Töne in dem Bericht über den Tod eines Bekannten unterbrechend, „wu kömmt Den nu hier ut de Locht[1]) te fallen?"

„Kennst du den Möhler[2])?" fragte Töne eben so erstaunt dagegen.

„Den Möhler? Dat sall en Möhler sien? Rappelst[3]) du?"

„Wisse[4]) nich, ick weet woll, wat ick segg; den Heer, de doar de Stroat op geiht[5]) dat is en Möhler un Bööke-schriewer."

„Dat is hei ewen so minn, as du of ick; meer hei es vööl wat Bietteres."

„Wat dann? En Heer-Oehme[6]) is hei doch siecker nich."

„Nee," versetzte Vinaads lachend; „doar heww hei dat Tüg nich tau. Ick sall die ut den Droom helpen: et is de Baron van Hardkierken."

„De Baron van Hardkierken?" fragte Töne fast versteinert; — so überrascht war er in seinem Leben noch nicht gewesen. „Wu kannst du dat seggen? Kennst du em dann?"

„So guod, as ick di selven kenn."

„Woar hest du em dann all woll ehr seihn?"

„Te Wien; as wie doar verliedden[7]) Winter vör't Johr wiest sind, is hei doar ook wiest met sien Papa un Mama, un sei bünt dückwiels bie use Heerschappen te ietten[8]) wiest un de Usen[9]) bie ehr."

„Hewwst du sien Papa dann ook kennt?"

„Wu kannst du so dumm frogen? Wisse heww ick em kennt, un dat all en leiwen langen Tied. Hei is jo in siene junge Johren met de Fräule van Laden versproucken wiest, met Fräule Annette, wat de olle Gnedige op Swartguoden is."

„Wat du seggst!"

[1]) Luft. [2]) Maler. [3]) irrsinnig sein. [4]) Gewiß. [5]) die Straße hinaufgeht. [6]) Geistlicher. [7]) vergangenen. [8]) essen. [9]) unserigen.

„Nu, holl die man nich so doodsverwundert. Worüm söll den krassen[1]) jungen Heeren nich de Baron van Hardkierken sien?"

„Ick weet nich; hei heww den ganzen leiwen Sommer op den Kapellenberg bie den Köster inwonnt un heww seggt, dat hei en Möhler is."

„Heww hei doar dann ook wat mohlt?"

„Jo, hei heww den Riddersaal un de ganze Kapelle van binnen un van buten afmohlt; Bööke vull Bielder hew hei maakt."

„O, dann brukst du die nich te verwunnern; dat is nu ne nigge Mode. De junge Heerschappen hewwen sündert[2]) enige Johren begunnen, alle olle Kierken un Krüser[3]) aftemohlen, un olle Kasteelen ook; un wo ölder un leiger so'n Dink liekt[4]), üm so bieter is't."

„Wenn ick die dat ook woll gläuwen will, Vinaads, un dat et van allerhand gecke Moden giewt, dann kann ick dat doch nich begriepen, worum hei seggt hewwt, dat hei en Möhler wöär un nich doar för utkommen is, dat hei de Baron van Hardkierken is."

„Dann möt ick die seggen, dat ick die föör klauker hollen habbe, as du büst. Hei sall woll wieten, dat sien sell'ge Papa hier schlecht anschriewen steiht, un dorüm heww hei nich seggen wullt, dat hei doar en Sönne van is. Un ick gläuw, hei heww klauk dohn, dat hei doaröwer still schwiegen heww; wenn de olle Gnoden te wietten krieg, wei hei is, sei söll nich lange wachten, of sei verböüdde em, et Kasteel un de Kapelle aftemohlen."

Töne riß die Augen auf und nickte dann einige Male zustimmend. „Dat hewwst du nich miß," sagte er. „Awer ick heww kei Tied mehr, Vinaads; nu, adjüs! Et goh die guod, un ick sall de Köster un de Bergschulte van die grüßen."

[1]) Der schmucke junge Herr. [2]) seit. [3]) Kreuze. [4]) aussieht.

Er verabschiedete sich eilig und ging. Seinen Vorsatz, Herrn Harry aufzusuchen, hatte er plötzlich aufgegeben, weil er glaubte, ein sichereres Mittel gefunden zu haben, Walter zu entfernen, als die Einwirkung Harry's ihm zu sein schien. So schlug er den Weg nach Schwarzgarten ein, entschlossen, den künstlerischen Liebhabereien Walter's im Schlosse und in der Umgegend ein mächtiges Hinderniß entgegenzustellen.

XIX.

Der Verwalter Sanders hatte, sobald er vom Markte zu Marbeck zurückgekehrt war, sich eine Unterredung mit seiner Gebieterin erbeten, und während Hedwig, getheilt zwischen Glück und Sorge, im Schatten des Nußbaumes des heute Erlebten gedachte, befand ihre Tante sich im Wohnzimmer in angelegentlichem Gespräch mit ihrem alten Geschäftsführer. Sie war in der letzten Zeit von so ernsten Sorgen heimgesucht worden, daß sie mit großer Erleichterung die Nachricht von der ihr gebotenen Aussicht, dieselben für geraume Zeit beendet zu sehen, entgegennahm. Kaum war jedoch die erste freudige Ueberraschung der Ueberlegung gewichen, als ihr Erstaunen über die Quelle, aus welcher die Hülfe ihr werden sollte, ihre Freude beinahe überwog. „Der Maler, sagen Sie, Sanders, der Maler hat Ihnen das Capital gegen die Hypothek auf die Wiesen angeboten?“ fragte sie, und Sanders glaubte zu bemerken, daß fast eben so viel Unzufriedenheit wie Verwunderung in ihrem Tone läge.

Der Verwalter, welcher einerseits einen hohen Begriff von der Stellung und Würde der Baronesse hegte, und anderseits die vorurtheilsvolle Abneigung seiner Landsleute gegen jeden Fremden in vollem Maße theilte, fand die Anschauungen, die er bei seiner Herrin voraussetzte, zu natürlich und gerecht, um

den überflüssigen Versuch zu machen, sie zu bekämpfen. Er bemühte sich bloß, die Baronesse aufmerksam darauf zu machen, daß nach allem, was man bisher von dem Maler gesehen, er reicher Leute Kind sein müsse; denn das „Handwerk", das er treibe, fügte er ein wenig verächtlich bei, reiche schwerlich hin, ihm sein Salz zu verdienen, und doch könne man nicht verkennen, daß er die sorglose Art eines Menschen habe, der sich im Besitze eines sichern Ueberflusses fühle.

„Ich weiß dennoch nicht, was ich dazu sagen soll," bemerkte Fräulein Annette mit halb unwilligem Kopfschütteln.

„Und ich glaube nicht, daß er ein Windbeutel ist, mit Euer Gnaden Erlaubniß. Lieber wäre es mir auch, wenn wir das Geld von einem der Herren vom Adel, die Euer Gnaden aus alter Zeit kennen, aufnehmen könnten, oder, da das nicht angeht, von einem der reichen Bürgerlichen aus Münster oder Coesfeld, mit denen der gnädige Herr Baron selig vor Jahren seine Geschäfte machte; und es wäre mir einerlei, ob es ein Krämer oder ein Bäcker, oder meinetwegen auch wenn es ein Müller oder ein Schneider wäre; man kennt die Leute doch und weiß auch, was man an den alten Münsterländern hat. Aber die thun's nicht; das knickerige Volk hält heutzutage den Daumen so fest auf dem Beutel, daß man sich gar nicht mehr mit ihnen abgeben kann." Als seine Gebieterin zu seinen Bemerkungen schwieg und nur gedankenvoll mit dem Kopfe nickte, fuhr er fort: „Wir werden dann wohl mit dem Maler das Geschäft machen müssen; es wird das Beste sein. Gefahr laufen wir dabei nicht; er hat mir gesagt, daß Herr Harry ihn genau kenne und ihm gern bezeugen würde, daß er reich genug sei, mir die verlangte Summe zur rechten Zeit einhändigen zu können."

„Nein," sagte das Fräulein, wie aus einem Traume erwachend; „wir laufen keine Gefahr, aber er; und das ist es gerade."

„O, machen Euer Gnaden sich darüber keine Sorgen! Wir werden mit ihm gewiß nicht in solche Ungelegenheiten kommen wie mit dem Geldjuden, der uns jetzt in seinen Klauen hat. Ich habe ihm ehrlich gesagt, daß wir wohl nicht immer im Stande sein würden, ihm die fälligen Interessen auf Tag und Stunde zu bezahlen; aber daraus machte er sich gar nichts. Er sagte, es sei ihm bloß darum zu thun, sein Geld sicher unterzubringen und — und . . .“

„Nun, und?“

Der scharfe, gebietende Blick, von dem diese kurze Frage begleitet war, übte einen solchen Zwang auf den guten Sanders, daß er unwillkürlich mit dem herausrückte, was er eigentlich lieber verschwiegen hätte. „Und — ja — der junge Herr versicherte mir, daß es ihm eine — ja — eine besondere Genugthuung sein würde, Eure Gnaden zu verpflichten.“

„Das ist es ja eben, Sanders. Dieser weltfremde Mensch zeigt einen unerklärlichen Eifer, mir Verbindlichkeiten aufzuerlegen, — und ich soll sie mir, ohne den Grund zu kennen, der ihn dazu bewegt, auferlegen lassen. Sehen Sie denn nicht ein, Sanders, daß mir das höchst unangenehm sein muß, und daß ich es durchaus nicht für passend halten kann?“

„Ach, Euer Gnaden — ich habe ja schon selbst gesagt, ich wünsche, wir könnten das Capital von dem ersten, besten Münsterländer kriegen, und wenn's der schäbigste Geldwolf wäre; aber wir können's nicht, und haben müssen wir's. Das ist so gewiß, als daß die Sonne am Himmel steht, — wir kommen sonst vollständig unter die Füße.“

„Ich kann nicht leugnen, daß Sie Recht haben; und doch wird es mir so schwer, eine Hülfe anzunehmen, ohne daß ich ergründen kann, weshalb sie mir geboten wird. Ehe wir einen festen Entschluß fassen, Sanders, will ich die Sache doch auch ein Mal mit Herrn Harry besprechen. Hedwig soll

ihm einige Zeilen schreiben; er und Demoiselle Germaine kommen ja gern mal zu uns nach Schwarzgarten."

„Herr Harry kann nichts anderes sagen, als was ich ausgesprochen habe," meinte Sanders ein wenig brummig; denn er war eifersüchtig auf Harry's Einfluß. „Und warum der junge Mensch Euer Gnaden gefällig zu sein wünscht, das ist doch nicht so schwer einzusehen. Abgesehen von der Ehre, Euer Gnaden zu dienen, die er wohl zu würdigen weiß — denn er hat sehr gute Conduiten — ist er der gnädigen Herrschaft doch viel Dankbarkeit schuldig. Die ganze Welt weiß ja, wie gnädig er im Schlosse behandelt worden ist, und welche Freiheiten Euer Gnaden ihm für sein Schreiben und Malen zugestanden haben. Ich muß sagen, ich finde es ganz in der Ordnung, daß solch ein fremder Mensch seine schuldige Erkenntlichkeit dafür zu erweisen sucht."

Diese Bemerkung kam Ihro Gnaden durchaus nicht abgeschmackt vor, wie man das wohl annehmen sollte; denn die Gegenleistung Walter's schien ihr nicht so gar unverhältnißmäßig groß für das, was er empfangen — ihr herablassendes Wohlwollen und ihre Protection —; vielmehr waren ihr schon ganz ähnliche Gedanken aufgestiegen, wie Sanders sie jetzt aussprach. Aber es widerstrebte ihrem Stolze, eine Vergeltung für das anzunehmen, was sie, wie sie sich bewußt war, aus reiner Güte als eine freie Wohlthat gewährt hatte; deshalb sträubte sich ihr Gefühl, in diesem Falle zu nehmen, wo sie sich so sehr in dem Charakter der großmüthig Gebenden gefallen hatte.

„Ich will doch vorher noch mit Herrn Harry sprechen," meinte sie aufstehend und wollte eben das Zimmer verlassen, um Hedwig den Auftrag zu geben, das Geschwisterpaar nach Schwarzgarten einzuladen, als das Stubenmädchen mit der Meldung eintrat, daß Töne Lindert dringend bitte, Ihre Gnaden einen Augenblick sprechen zu dürfen, während der

kleine Schneider sich auch schon hinter dem Mädchen her in die Stube drängte.

Wie unerträglich es gewöhnlich auch für einen entschlossenen Menschen sein mag, sich in der Ausführung eines bereits festgesetzten Planes gehindert zu sehen, so lieb kann es zu Zeiten doch dem Entschiedensten sein, durch äußere Störungen der Nothwendigkeit, einen bestimmten Entschluß zu fassen, enthoben zu werden. So erging es in diesem Augenblicke dem Fräulein von Laden. Obwohl Töne Lindert sonst nichts weniger als zu ihren Schützlingen zählte, war sein Erscheinen ihr dies Mal willkommen, weil sie sich durch dasselbe auf ungezwungene Weise vor ihrem Verwalter und vor sich selbst rechtfertigen konnte darüber, daß sie die Beschäftigung mit ihren eigenen Angelegenheiten auf eine Weile unterbrach.

„Guten Tag, Lindert,“ redete sie ihn leutselig an. „Was habt Ihr mir zu sagen? Aber Ihr habt Euch müde gegangen, wie es scheint; setzt Euch, Mann, — und nun bringt Euer Anliegen vor.“

Töne gehorchte demüthig; denn in dieser hohen Sphäre ließ ihn seine gewöhnliche Dreistigkeit im Stiche. Er setzte sich selbst auf die Ecke eines Stuhles, schob seinen Hut halb unter denselben und wiederholte in sehr verlegener Haltung die Phrase, mit welcher er eingetreten war: „Ick wünsche Ihre Gnoden en pläsirigen Ovend.“

„Ich danke, Lindert; aber Ihr habt mir doch gewiß noch mehr zu sagen.“

„Dat kann Ihre Gnoden woll lichte begriepen; ick söll anners nich de Frieheit nuommen hewwen, op et Kasteel te kommen.“

„Nun so sprecht, Lindert.“

Töne schwieg einen Augenblick und blickte auf Sanders, der in Gedanken versunken noch am Tische saß. Dann sagte er: „Ihre Gnoden mööt mie dat nich föör öwel niemmen,

meer ick hadde woll dacht, dat ick met Ihre Gnoden allene spriekken wüll."

„Lieber Sanders," richtete die Baronesse das Wort an den alten Mann, „wollen Sie die Güte haben, ma nièce zu bitten, daß sie Herrn Harry und demoiselle Germaine auf morgen Nachmittag nach Schwarzgarten einladet? .... Und nun, Lindert, sind wir allein; so sprecht denn endlich."

Hatte der Schneider ein dunkeles Bewußtsein von der zweifelhaften Ehrenhaftigkeit seines Vorhabens, da er doch eigentlich eine Art von Denunciation beabsichtigte, oder ahnte er etwas von dem Sturme, den er in Schwarzgarten zu erregen im Begriffe stand, genug, der schwierigste Hilk, den er je zu Stande brachte, hatte ihn nicht halb so viele Mühe gekostet, als die Abspinnung des folgenden Gespräches mit dem Freifräulein.

„Doar is den heelen Sommer so 'nen Inwönner bie den Köster op den Kappellenberg wiest, Ihre Gnoden; se hewwt seggt, dat hei en Möhler was."

Das Freifräulein blickte scharf auf, antwortete jedoch in vollkommen ruhigem Tone: „Nun, und damit hat man, wie ich denke, auch die Wahrheit gesagt."

„Nee," meinte Töne kopfschüttelnd. „Dat is noch so wisse nich."

„Nicht?" fragte die Baronesse gedehnt. „Ihr scheint also nicht zu glauben, daß der Fremde ein Maler ist?"

„Nee — dat is nett so, as Ihre Gnoden seggt; ick gläuw, dat hei wat ganz anners is."

„So, was glaubt Ihr denn, Lindert?" Das höchst bedenkliche Gesicht des Schneiders gewahrend, fügte Fräulein Annette rasch und beinahe ängstlich bei: „Ihr denkt doch wohl nicht, daß er ein Betrüger ist?"

„Jo; dat gläuw ick, un dat gläuw ick ook nich," antwortete Töne vorsichtig und zögernd, setzte jedoch in Folge

einer ungeduldigen Bewegung der Baronesse etwas lebhafter hinzu: „Dat is te seggen, ick gläuv nich, dat hei örges [1]) Eenen üm sien Geld un Guod bedruogen hewv — dortau is hei ook en vöel te grauten Heer — awer hei hewv de heele Noberschopp [2]) bedruogen, üm dat hei sick föör ganz wat anners utgiewwen hewv, as hei is.“

„Er wäre ein großer Herr, hätte die Nachbarschaft betrogen dadurch, daß er sich für einen Maler ausgegeben hätte?“ fragte Fräulein Annette verwundert. „Das verstehe ich nicht. Ich habe wohl schon gehört, Lindert, daß leichtsinnige Menschen, um Andere zu hintergehen, sich einen höhern Stand zuschrieben, als sie wirklich besaßen; aber von einem umgekehrten Falle ist mir nie etwas bekannt geworden.“

„Nu, mienetwegen!“ sagte Töne, verdrießlich über die Zweifel, denen er begegnete. „As Ihre Gnoden et bietter wiet, dann kann Se em in alle Ewigheit föör en Möhler hollen un föör en Glasemaker dorbie.“

„Das ist kein Ton, der Euch mir gegenüber ziemt, Lindert,“ sagte jetzt Fräulein Annette ihrerseits streng verweisend. Da aber das Eis ein Mal gebrochen, war Töne nicht so leicht einzuschüchtern, sondern fuhr muthig fort: „Un ick segge det: luoggen is luoggen [3]); un wenn en Ambachtsmann [4]) segg, dat hei en Baron is, un wenn en Baron segg, dat hei en Ambachtsmann is, dann leigen [5]) sei alle Beide.“

„Es ist doch noch ein Unterschied dabei, Schneider,“ versetzte das Freifräulein im Tone kühler Zurechtweisung. „Den ersten nennt man einen Schwindler; vom Zweiten kann man dagegen bloß sagen, er habe ein Incognito angenommen.“

„Un ick segge un bliew dorbie,“ nahm Töne, unwillig, daß keines seiner Argumente gelten sollte, wieder das Wort: „et is mie eenerlei, un luoggen hewwen sei alle Beide; den

[1]) Irgend. [2]) Nachbarschaft. [3]) gelogen ist gelogen. [4]) Handwerker. [5]) lügen.

Eenen mag nu düselig[1]) sien un den Anneren mag en Inkommen to[2]) hewwen." Und damit holte er sein rothbuntes Sacktuch aus seinem Hut unter dem Stuhle hervor und rieb sich mit höchst verdrießlicher Miene energisch den Schädel.

Das Fräulein betrachtete ihn schweigend einige Minuten, dann aber war ihre Geduld erschöpft, und sie sprach etwas ärgerlich: „Nun, Lindert, sagt entweder, was Ihr mir sagen wolltet, oder laßt Euch draußen von Mariek'thriene[3]) ein Glas Bier geben und geht Euerer Wege; ich habe keine Zeit, mich länger mit Euch aufzuhalten."

Das war deutlich. Töne begriff denn auch sofort, daß er sich entweder unumwunden aussprechen oder unverrichteter Sache abziehen müsse. Weil letzteres durchaus nicht in seinem Plane lag, nahm er plötzlich eine merkwürdig entschlossene Haltung an und sagte: „Nu, dann in Godd's Namen. Ick heww't guod vöörhadd; ick wull Ihre Gnoden dat gierne so lück sagte[4]) te wietten dauhn; meer as Sei dat leiwer oop eens höören willen, doar heww ick ook nix op intiegen. In Godd's Namen, segg ick: — den Möhler is kein Möhler, meer, hei is de Baron van Hardkierken."

Das war ein Schlag! Sie fühlte ihr Blut erstarren, als sie den Namen hörte, den Namen, der in ihrer Umgebung seit Jahren verschollen war, weil man seinen Träger nicht bloß als todt betrachtete für sie und alles, was in irgend welcher Beziehung zu ihr stand, sondern als einen e h r l o s e n Todten. Und wer war es, der als der neue Eigenthümer des verhaßten, längst begrabenen Namens auftauchte? Derselbe Mensch, der sich in ihr Leben gedrängt hatte zuerst unter der gewinnenden Maske eines dankbaren Schützlings, dann plötzlich mit dem räthselhaften Verlangen, ihr ungeforderte Wohlthaten zu erzeigen — Wohlthaten — o der Schmach!

[1]) Schwindelig. [2]) ein Einkommen dazu. [3]) Maria Katharina.
[4]) etwas sanft, allmälig.

— er ihr — der Sohn Walter's von Hartkirch der Freiin Annette von Laden!

Ja, es war ein wilder Sturm, den die Mittheilung Lindert's in der Brust der Freiin herauf beschworen hatte; und spurlos war der stille Friede verschwunden, der nach so schweren Kämpfen seine Herrschaft hier für immer befestigt zu haben schien. Wie groß der Aufruhr in ihrer Seele aber auch sein mochte, ihr Stolz gestattete ihr nicht, ihn einem so untergeordneten Zeugen, wie Töne Lindert war, zu verrathen. Noch bebend unter der eben erlittenen Erschütterung, sagte sie mit scheinbar ruhigem Unglauben: „Ihr träumt wohl, Lindert?"

„Drömen? — Icke? — Nee, wisse nich! Ick bün vöör'ne starke Stunne in Ellrode wiest, un doar hemw ick Binaads Kempers annetruoffen, de was doar met siene olle Growe —"

Aber Fräulein Annette war außer Stande, dem Geschwätz des kleinen Mannes, welches ihr durchaus nicht zur Sache gehörig erschien, geduldig zuzuhören. „Schon gut, Schneider," unterbrach sie ihn. „Ihr irrt Euch doch; der — Herr, von dem Ihr sprecht, ist seit länger als einem Jahre todt. Geht jetzt zu Mariek'thriene in die Küche."

Töne erhob sich, ging aber noch nicht, sondern erwiderte kopfschüttelnd: „Dat hemw Ihre Gnoden miß: ick mein' den ollen Baron van Hardkierken jo nich; de is daud, dat weit ick woll. Meer wat nu den Möhler sien will op den Kapellenberg, dat is den sell'gen Baron sienen Sönne. Ick verdauh mie doar nich met. As ick te Ellrode met Binaads Kemper vöör de Poßmester siene Döhre stund, doa is hei us te Gemöte[1]) kommen, un doa hemw Binaads mie forts[2]) seggt, dat dat den jungen Hardkierken was, un dat hei em verliedden Winter vör't Joahr in Wien dückwiels bie siene Heerschoppen ontmöt't[3]) is. So, nu wietten Ihre Gnoden,

[1]) Ist er uns entgegen gekommen. [2]) sofort. [3]) begegnet.

wu de Harke an den Steel sitt, un nu geiht mie de Saake ferder nix mehr an. Ick sall[1]) nu no Mariek'thrienken goh'n und segg Ihre Gnoden gu'n[2]) Nacht un danke."

Er empfing ein kurzes Kopfnicken zur Erwiderung seiner höflichen Wünsche und verabschiedete sich.

In welchem Zustande ließ Töne die Baronesse zurück! Zorn und Bestürzung, Empörung und Schmerz stritten um die Oberherrschaft in ihrer Seele. Der eingelullte Haß erwachte in alter Bitterkeit; ihr finsterer Hochmuth erhob sein versteinerndes Haupt, und die Gier, sich zu rächen für unverdient erlittene Unbilden, für unverschuldet erduldete Schmach lebte um so brennender in der Unglücklichen wieder auf, weil sie sich machtlos glaubte dem vermeintlichen Beleidiger gegenüber.

Noch tobte der ganze Sturm dieser wilden Leidenschaften in der Brust der beklagenswerthen Frau, als Hedwig, ohne Ahnung von der Nachricht, welche sie empfangen hatte, zu ihr in das Zimmer trat. Sie hatte kaum einen Blick auf ihre Tante geworfen, als sie auch die traurige Veränderung erkannte, welche sich in der letzten halben Stunde an ihr vollzogen. Alle Milde, alle Freundlichkeit war aus dem Wesen des Freifräuleins verschwunden. Das war die kalte Härte der Züge, das war das feindselige Auge von ehedem! Unter dem ihr so lange ersparten, aber dennoch unvergessenen Anblicke stockte der armen Hedwig der Athem in der Brust. Ihre dankbare Liebe überwand indeß ihre Furcht. Dem Fräulein sich nähernd, fragte Hedwig: „Was ist Ihnen geschehen, liebe Tante? Fühlen Sie sich nicht wohl?"

„Wohl? — Nein. Aber laß mich allein."

„Liebe Tante, Sie sind krank, und ich soll Sie verlassen? O, verlangen Sie das nicht von mir. Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt, damit . . ."

[1]) Werde. [2]) gute.

„Damit du deinen Triumph darüber haben kannst? Damit du zeigen kannst, wie du, trotz allem, deines Vaters Tochter bist? — Ja, ich kenne dich jetzt auch, und nur das fasse ich nicht, wie ich mich so lange von dir konnte berücken lassen.“

„Tante, liebste Tante!“ stammelte Hedwig, kaum vermögend, ihre Thränen zurückzuhalten. „Sie müssen sehr leiden, sonst würden Sie nicht so zu Ihrer Hedwig sprechen.“

„Nicht so zu dir sprechen? Aus welchem Grunde sollte ich das nicht? Hängst denn nicht auch du mit meiner Vergangenheit zusammen?“

„Mit Ihrer Vergangenheit?“ fragte Hedwig bestürzt. „Barmherziger Gott! Was hat diese traurigen Erinnerungen in Ihnen erweckt?“

„Traurige Erinnerungen! Kennst du sie? . . . Wer sprach mit dir davon? . . . O, es scheint, daß alle Welt weiß, wessen Sohn die Frechheit hatte, sich in mein Haus und mein Wohlwollen einzuschleichen, um begrabene Unbill und vergessene Schmach durch erneuerte Beleidigungen wieder zu beleben, und daß es nur mir verborgen blieb. . . . Dein Schrecken verräth dich, Undankbare! . . . Auch du hast es gewußt, wer er war, der unter der Maske eines schlichten Mannes mein Vertrauen betrog!“

Hedwig war so bestürzt, daß sie ihre Bewegung kaum zu beherrschen vermochte; sie hielt es jedoch für dringend nothwendig, ihrer Tante in diesem Augenblicke mit aller Offenheit zu begegnen, und so antwortete sie muthig: „Sie sprechen von Herrn Walter, liebe Tante. Heute Morgen habe ich erfahren, daß sein voller Name Walter von Hartkirch ist.“

„Sprichst du die Wahrheit?“ fragte Fräulein Annette, das blasse Mädchen mit durchbohrender Schärfe anblickend. „Hast du nicht schon früher um seinen Rang und Namen gewußt?“

„Gewiß nicht, liebe Tante.“

„Und wer sagte dir . . .?“

„Er selbst.“

„Er selbst! Wann? Weshalb? — Ah, ich begreife,“ fügte sie mit steigender Bitterkeit hinzu; „er machte dir Confidenzen über die Wohlthaten, die er deiner Tante zu erzeigen gedenkt, und theilte dir mit, wie hoch das Almosen sich belaufen soll, mit welchem er, der Sohn seines Vaters, dem verarmten Fräulein von Laden zu Hülfe kommen will.“

„Tante, theuere Tante, sprechen Sie nicht so schreckliche Worte, die Ihnen selbst und mir so wehe thun!“ flehte Hedwig. „Er sagte nicht ein Wort, das sich auch nur im entferntesten so deuten ließe. Der Grund, weshalb er mich von seinem wahren Namen in Kenntniß setzte, war vielmehr . . . .“

Mit einem brennenden Erröthen brach sie plötzlich ab. In ihrem liebevollen Eifer, die verletzten Empfindungen ihrer Tante zu besänftigen, hatte sie nicht darauf geachtet, was eigentlich dem Freifräulein zu entdecken sie im Begriffe war; und jetzt that eben sowohl die Furcht, ihre tief erregte Wohlthäterin noch mehr zu kränken, wie mädchenhafte Schüchternheit ihren Worten Einhalt.

Wieder haftete der durchdringende Blick des scharfen, stahlgrauen Auges auf dem Mädchen; aber dieser Blick milderte sich unter dem Einfluß des liebevollen Flehens, das aus den klaren Augen und den sanften Zügen des geliebten Pflegekindes der erregten Baronesse entgegenblickte. Sie setzte sich, wie ermüdet, in ihren Stuhl, und die Hand ausstreckend, sagte sie: „Komm zu mir, Hedwig.“

So schlicht das Wort, so einfach die Geberde war, sie verriethen Hedwig die ganze Macht der Liebe, die in dem Herzen der einsamen alten Frau für sie lebte; und so groß die kindliche Zuneigung und die dankbare Wärme auch waren, die sie für ihre treue Pflegerin und Beschützerin stets in ihrem Herzen gehegt hatte, sie waren gering im Vergleich zu dem Ge-

fühle unbegrenzter Hingebung, welches in diesem Augenblick in ihr erwachte. Es ward ihr klar, daß sie in vollkommener Selbstverleugnung, ohne alle Rücksicht auf ihr eigenes Wohl und Wehe zu ihrer Tante stehen müsse, sollte nicht jedes bessere Gefühl, jede Hoffnung auf Frieden für diese und die künftige Welt, welche die Schwergetroffene so mühsam und nach so harten Kämpfen aus dem großen Schiffbruche ihres Lebens gerettet hatte, zu Grunde gehen.

So wankte Hedwig denn keinen Augenblick in der Wahl der ihr gebotenen Handlungsweise. „Sie sollen alles erfahren, meine gütige Tante, meine liebe Mutter," flüsterte sie, neben der alten Dame niederknieend und deren beide Hände fassend; und mit leisem Wort, bisweilen zitternd und dann wieder erröthend, aber aufrichtig und ohne Rückhalt wie die Wahrheit selbst, theilte sie dem Freifräulein die kleine Geschichte ihrer unschuldigen Liebe, des empfangenen Geständnisses und der von ihr selbst verrathenen Gefühle mit. Es wurde ihr nicht erleichtert, sich so auszusprechen; denn wenn auch zuweilen Mitleid oder Antheil aus den Zügen ihrer Tante sprachen, so gewann doch noch häufiger der Zorn die Oberhand. Für Hedwig war es kein Trost, daß sie nicht zu entscheiden vermochte, ob diese Empfindungen sich vorzugsweise auf sie selbst oder auf Walter von Hartkirch bezogen.

Als Hedwig geendet hatte und das glühende Gesicht an der Schulter ihrer Tante verbarg, herrschte eine Zeit lang so tiefe Stille, daß das Zwitschern der Schwalben draußen von dem Gesimse des Giebels fast grell in das geöffnete Fenster drang. Dann schob das Freifräulein den Kopf des Mädchens zurück, nicht rauh gerade, doch auch nicht schonend, und sah ihr fest und forschend in die sanften und flehenden Augen. „Also du liebst ihn?" fragte sie.

„Ja, beste Tante."

„Und wozu bist du jetzt entschlossen?“

„Ihr dankbares und gehorsames Kind zu sein.“

„Ah — du denkst, ich werde dir zu Liebe thun, was ich nimmer vermöchte um meines eigenen Heils willen — vergessen, verzeihen! Vermessene Hoffnung! Das Höchste, was ich zu thun vermag, ist: dir zu vergeben, daß dein Herz treulos abirrte von der Pflegerin deiner Jugend zu dem Sohne eines falschen, herzlosen Geschlechtes.“

„Liebe Tante,“ flüsterte Hedwig, „das that es ja niemals; mit keinem Pulsschlage hat es seine Liebe zu Ihnen verleugnet, und keinen Athemzug lang hat es des Dankes vergessen, den es Ihnen so gern schuldet. Als dieses innige Gefühl für ihn Besitz von meiner Seele nahm, wußte ich ja nicht, für wen es erwacht war. Ich kannte auch die Bedeutung desselben nicht, und als sie mir klar wurde, weil ich seine Empfindung für mich erkannte, strebte ich, ihm jede Hoffnung zu nehmen, in der Ueberzeugung, daß Sie eine Verbindung mit einem Manne ohne Rang und Namen nicht gutheißen würden.“

„Bis dahin,“ erwiderte die Baronesse, „hast du pflichtgetreu und einer Freiin von Laden würdig gehandelt; aber du hättest wissen sollen, daß der Sohn Hart....., seines Vaters in meinen Augen unwiderruflicher von dir getrennt sein muß, als der niedrigste Knecht. Du hast zu wählen zwischen ihm und mir; das leichteste Band, welches dich künftig an ihn knüpft, trennt dich von mir auf ewig.“ Sie stand auf und trat mit einer fast feindseligen Geberde zurück.

Aber Hedwig ließ sich nicht abweisen noch auch beleidigen von Der, deren aufopfernder Liebe sie eine so glückliche, so zärtlich behütete Jugend verdankte. Sie schlang die Arme um den Hals der unglücklichen Frau und sprach zu ihr mit einer Stimme, welche mild und besänftigend selbst in diese bitter erregte Seele drang: „O, ist es denn wahr, daß Sie glauben können, eine Trennung von Ihnen sei mir möglich? Ich weiß

es, daß ich die Liebe, die sich meiner unbewußt bemächtigt hat, nicht ohne Schmerz besiegen werde, und mit noch tieferm Kummer denke ich an . . . Doch kein Wort von ihm! Wir Beide aber, geliebte Tante, kennen keine höhere Aufgabe, als Ihnen, so weit menschliche Kraft reicht, jedes Leiden zu ersparen."

Das Freifräulein stieß sie hart zurück. „Du willst dich trennen von ihm?" fragte sie mit bitterm Lächeln. „Sprichst du denn nicht von dir als zu ihm gehörend? »Wir Beide!« . . . O, über die Entfremdung zwischen dir und diesem anmaßenden Knaben, der sich unterstehen wollte, mir Verbindlichkeiten aufzuerlegen!"

„Nein, o nein, Tante, — er hatte nie einen so vermessenen Gedanken. Alle seine Hoffnungen, seine Wünsche beschränkten sich darauf, ein schweres Unrecht, welches Sie durch seinen Vater erlitten, durch die treue Sorge und Hingebung eines Sohnes zu vergüten."

„Und du fühlst nicht, daß darin eben die bitterste Beleidigung liegt? Für wie herabgekommen, wie hülflos und gebrochen muß dieser Mensch mich halten, daß er es wagt, mir Wohlthaten . . . was sage ich? — Almosen mir anzubieten? Ich weiß nicht, ob dies mich nicht noch tiefer verletzt, als einst die ehrlose Handlungsweise seines Vaters. Aber es liegt jetzt in meiner Hand, was ich einst so heiß und vergeblich erflehte, als die Erbärmlichkeit jenes Mannes mir die Schmach zufügte, meine Hand, deren Besitz er als sein höchstes Glück gesucht hatte, zu verschmähen, weil sie nicht länger vergoldet war. Mir ist jetzt die ersehnte Gewalt verliehen, süße Rache zu üben an seinem und des Weibes Sohne, welches sich mit seinem Golde den Mann erkaufte, dessen Treue mir verpfändet war."

„O, Tante, theuere Tante, fassen Sie nicht so schreckliche Entschlüsse!"

„Das sprichst du, die mir vor wenig Augenblicken noch die treueste Hingebung gelobte? Du, deren Beistand ich bedarf, um meine Rache wirksam zu machen? Alle, die mir Unrecht zugefügt, sind dahingegangen, bis auf die Mutter dieses Knaben; er selbst hat mir verrathen, daß sie ihn leidenschaftlich liebt — wie kann ich ihr Herz tiefer verwunden, als dadurch, daß ich ihn elend mache? Und das soll geschehen, durch dich geschehen!“

Während Hedwig vergebens nach Worten rang, um eine Erwiderung zu geben, die, ohne ihre Tante noch heftiger aufzuregen, zu einer Vertheidigung Walter's und seiner Mutter gegen die ungerechte Auffassung des Fräuleins dienen sollte, rollte ein Wagen in den Hof. Gleich darauf hörte man Schritte im Vorsaale und Harry's Stimme. Im nächsten Augenblicke ließ das Stubenmädchen ihn und Walter eintreten.

Beide erschracken vor dem Anblicke des Freifräuleins und vor dem Ausdrucke tiefer Angst und Qual in Hedwig's Zügen. „Guter Gott! Was ist geschehen, mein gnädiges Fräulein, daß ich Sie Beide so verstört finde?“ rief Harry.

Statt der Antwort fragte Fräulein Annette, mit einer Geberde zorniger Verachtung auf Walter deutend: „Wissen Sie, wer dieser Mensch ist?“

„Ja,“ war die ruhige Antwort, „und ich komme, um es Euer Gnaden mitzutheilen.“

„Um so besser; es bedarf dann keiner langen Vorreden zwischen uns. Sie wissen, welche Ursachen ich habe, ihn und die Seinigen zu verachten und zu hassen; Sie kennen die tödtliche Beleidigung, die sein Vater mir zugefügt, und wissen, wie ich in meiner verbitterten, zertretenen Jugend Jahr um Jahr vergebens nach Rache gelechzt habe. Jetzt endlich ist mir die Möglichkeit geboten, diesen heißen Durst zu stillen, und Sie dürfen nicht zweifeln, daß ich die Gelegenheit benutzen werde.“

Hedwig war todtenbleich geworden; sie lehnte zitternd an einem Tische, und ihre Augen hefteten sich hülfeflehend auf den alten, treuen Freund ihrer Kindheit. Nur flüchtig faßte er diesen Blick auf, weil er selbst die alte Dame mit der höchsten Spannung beobachtete; aber es genügte, um ihn in dem Entschlusse zu befestigen, eher seine langjährige Freundschaft für die Baronesse aufzuopfern, als seinen geliebten Schützling zu verlassen.

„Sie wollen sich rächen, mein gnädiges Fräulein?" fragte er langsam und wie erstaunt. ... „An wem?"

„An wem?" rief das Freifräulein heftig und bitter. „Steht dort nicht der Sohn Walter's von Hartkirch?"

„Ja — sein Sohn," erwiderte Harry mit Nachdruck. „Ich aber glaube nicht, daß ein sterblicher Mensch aus dem Worte der Schrift: »Ich will die Sünden der Väter an den Kindern heimsuchen«, für sich das Recht herleiten darf, den Fehltritt eines Vaters an dem schuldlosen Sohne zu strafen."

Die Baronesse lachte höhnisch auf. „Und ich glaube nicht," versetzte sie, „daß ein Mensch, der sich Jahre lang unter unverdienter Schmach gekrümmt hat, sich viel um Bibelworte kümmern wird, wenn es endlich in seine Hand gegeben ist, sich Genugthuung zu verschaffen."

„Genugthuung? ... Die wird Ihnen nicht werden, mögen Sie diese unschuldigen Kinder auch noch so unglücklich machen. ... Haben Sie vergessen, wie elend Haß und Groll die Seele machen, welche sie beherrschen? Wann haben Sie sich glücklich gefühlt: als Sie Ihrem sterbenden Bruder voll kalter Bitterkeit gegenüberstanden, oder damals, als Sie sein verwaistes Kind voll warmer Liebe an Ihr Herz nahmen?"

Ein flüchtiger Blick des Fräuleins streifte Hedwig's blasses, kummervolles Gesicht; er genügte, um ihr die tiefe, mütterliche Liebe, die sie an das junge Mädchen fesselte, zum Bewußtsein zu bringen und ein schwaches, aber zärtliches Lächeln

auf ihre Lippen zu rufen. Es reichte hin, Hedwig an ihre Seite zu bringen und sie zu den leisen Worten zu ermuthigen: „Mutter, du weißt, wie ich dich liebe.“

Dies zärtliche, kindliche Du, welches Hedwig sich bisher nie erlaubt, das die Tante nie gefordert hatte, und das in so schwerer Stunde zum ersten Male auf die Lippen des Kindes trat, dessen Lebensglück sie zertrümmern wollte, vertiefte die Rührung, die sich in der Brust der unglücklichen Frau zu regen begann; und einen Arm um Hedwig schlingend, sagte sie mit ruhigerer Stimme: „Wähnen Sie nicht, daß ich ohne Schmerz den Kummer dieses geliebten Kindes sehen könne; aber selbst um ihretwillen werde ich bei meinem Entschlusse verharren. Denn meine Rache wird ihr Schutz sein.“

„Schutz? — Gegen wen?“

„Gegen eine Verbindung, die ihr Fluch und Unheil brächte.“

Jetzt näherte sich Walter, der bisher schweigend und erschüttert den Worten des Fräuleins und seines alten Freundes gefolgt war, der Baronesse mit dem flehenden Ausruf: „Was habe ich denn gethan, daß Sie mich für so schlecht, so verworfen halten? Ich kenne doch keinen heißern Wunsch ...“

„Sind Sie nicht der Sohn Walter's von Hartkirch und der Gräfin Landeswerth?“ unterbrach sie ihn, die Namen seiner beiden Eltern mit unsäglicher Verachtung aussprechend.

„Euer Gnaden wissen, daß ich es bin,“ erwiderte er ernst und ruhig. „Aber Sie wissen nicht, daß mein Vater meiner theuern Mutter und mir als sein heiligstes Vermächtniß den Wunsch hinterlassen hat, ihm Ihre Verzeihung und uns das beglückende Vorrecht zu erflehen, den Rest Ihres Lebens zu erheitern, noch auch, wie meine Mutter gelitten hat um Sie, seitdem sie erfahren ...“ — seine Stimme sank und ein brennendes Erröthen bedeckte sein Gesicht —, „wie schwer mein Vater gegen Sie gefehlt hat.“

„Und," rief die Baronesse mit wieder sich steigernder Bitterkeit, „Sie wähnen, ich solle Unterstützung suchen bei dem Mitleid der Frau, welche an die Stelle trat, die mir gebührte? Sie wähnen, ein Almosen von der Hand des Sohnes solle die unheilbare Kränkung vergessen machen, welche der Vater zufügte? Es wäre besser gewesen, Sie hätten erst das Herz einer Frau kennen gelernt, ehe Sie es wagten, sich in mein Leben zu drängen."

„Ich kenne die edelsten Frauenherzen: die meiner Mutter und meiner Schwestern; nach diesen habe ich das Ihrige beurtheilt, und ich bin überzeugt, ich irrte nicht. Meine Erscheinung, mein Name haben das Gefühl der erlittenen Beleidigung jetzt in Ihnen neu belebt, und Sie können noch nicht glauben, daß von der Seite, von welcher Ihnen so bitteres Leid geschah, auch etwas Gutes kommen könnte. Aber, o, wenn Sie wüßten, wie tief mein Vater Sie, trotz allem, geliebt, wie meine sanfte Mutter um Sie und um ihn getrauert hat, als sie hörte, — leider zu spät — welches Unrecht Ihnen widerfuhr, Sie würden fühlen, daß nicht Sie allein litten. Wäre es möglich gewesen, meine Mutter hätte Ihnen den Platz an meines Vaters Seite eingeräumt, als sie vernahm, welch ein früheres Recht sie unwissentlich beeinträchtigte; ach, ihre Stelle im Herzen ihres Gatten hat sie ja immer mit Ihnen getheilt."

Walter hatte mit tiefer, bebender Stimme gesprochen. Als er jetzt schwieg, herrschte eine lautlose Stille in dem Gemach. War es möglich, daß Fräulein von Laden sich selbst so getäuscht hatte? Lag unter der Asche kalter Verachtung, bittern Grolles noch ein Funke des glühenden Gefühls verborgen, mit welchem sie in längst entschwundener, ja vergessener Zeit den einzigen Mann umfaßte, den sie jemals liebte? . . . Zitternd sagte sie sich, daß es so sein müsse. Wie hätten sonst dies helle, braune Auge, das so bittend an ihrem Blicke

hing, diese tiefe, weiche Stimme, die über die eindringlichsten Laute des Flehens zu gebieten schien, ihr so zu Herzen gehen können, da sie doch an andere Augen, andere Töne erinnerten, welche sie längst begraben wähnte mit allem Glücke der Vergangenheit, und die nun doch noch lebten in ihrer Brust!

Sie hatte indessen nicht so lange und erfolgreich wider jede mildere Auffassung der erfahrenen Beleidigung angekämpft, um sich jetzt widerstandlos den erwachenden sanftern Empfindungen zu überlassen. Als sie die Hand sinken ließ, mit welcher sie einen Augenblick ihre bewegten Züge verhüllte, waren diese wieder ruhig, und das war auch der Ton ihrer Stimme, als sie sprach: „Sie haben sich meine Werthschätzung erworben, Herr Baron, ehe ich wußte, welchen Namen Sie führen; und diese Achtung soll Ihnen bleiben, obgleich ich jetzt weiß, wer Ihr Vater war. Ja, ich will das Wohlwollen, welches ich für Sie empfinde, selbst auf Ihre Mutter ausdehnen. Sagen Sie ihr, ich sei überzeugt, daß sie schuldlos an alledem war, was ich gelitten habe, und daß ich fortan wünschen und von Gott erbitten werde, daß sie und ihre Kinder glücklich seien. Ich werde ihr dankbar sein, wenn sie ihre Gebete in gleicher Weise zum Himmel senden will für mich und dieses Kind meines Herzens. Das aber muß das einzige Band sein und bleiben, welches in Zukunft zwischen uns besteht."

Herr Harry nahm mit Schrecken die stolze Kälte wahr, mit welcher sie die letzten Worte sprach. Mit dieser Miene war sie gepanzert gegen jede Ueberredung. Walter war erblaßt; doch versuchte er, sie anzureden, aber ihr Blick haftete auf ihm so hart und abweisend, daß er schon nach den ersten Worten entmuthigt inne hielt. Er war jedoch zu jung und liebte zu sehr, um so schnell jeder Hoffnung zu entsagen, und so wandte er sich an Hedwig mit dem Ausruf: „O Hedwig, hast du denn nicht Ein fürbittendes Wort für mich, für uns?"

„Keines,“ erwiderte das Mädchen sanft, aber mit vollkommener Festigkeit; und sich in die Arme der Baronesse schmiegend, fügte sie liebevoll hinzu: „Ich werde Sie nie vergessen, Walter, und glücklich sein, wenn ich erfahre, daß Sie es sind; aber dies ist die Stelle, wohin ich gehöre, die ich nie verlassen werde, nie verlassen kann.“

„Kind!“ rief die Baronesse und — ja, es war keine Täuschung, ihr stolzes Auge wurde feucht, ihre Lippe zitterte: „liebst du mich denn mehr als ihn?“

„Ich weiß es nicht, Mutter,“ antwortete Hedwig einfach; „aber es ist, wie ich sagte — nichts auf Erden wird jemals vermögen, mich von dir zu trennen.“

„O, mein Kind, mein Leben, Gott segne dich!“ Sie ließ den Thränen, welche schwer an den müden Lidern hingen, ungehindert ihren Lauf.

„Ach,“ sagte Walter schüchtern und bittend, „wenn Sie auch mir erlauben wollten, Sie kindlich zu lieben, — würde das Ihr Glück, Ihren Frieden stören? Ich würde ja nicht trennend zwischen Ihnen stehen. Wie könnte ich das, da ich ja keinen heiligern Wunsch kenne, als Hedwig's Sorge und Zärtlichkeit für Sie zu theilen!“

Da war er wieder, der alte feindselige Blick in den stahlgrauen Augen und der wegwerfende Ton in der Stimme, als sie sagte: „Und in die Hände eines Hartkirch sollte ich mein Kleinod legen?“

„Diese Hände würden es treu behüten. Vertrauen Sie mir doch; ich bin nicht böse, und eines reinen Willens mir bewußt.“

Abermals schien es, als gewänne das klare Auge und die tiefe Stimme Gewalt über das stolze, feste Herz; denn als wolle sie sich ein Schutzmittel gegen ihre eigene Nachgiebigkeit sichern, sagte sie hastig: „Wenn Sie alles wüßten, würden Sie selbst nimmermehr auf Ihren Wünschen bestehen.“

„Wenn es noch ein kummervolles Geheimniß gibt," bat Walter, „so vertrauen Sie mir es an, damit ich es wie ein treuer Sohn mit Ihnen trage."

„Was fordern Sie!" rief die Baronesse im Tone des Schreckens. „Es verbirgt mehr als Kummer, es enthält ... nein, es kann nimmer ausgesprochen werden ... Fragen Sie Herrn Harry — er wird Ihnen sagen, daß Sie sich freiwillig und auf immer von meiner Hedwig trennen werden, sobald Sie das geheimste Elend unseres Hauses kennen."

Die Antwort des Greises wurde jedoch nicht in dem Sinne gegeben, wie die Baronesse zu erwarten schien. Sein schönes, ehrwürdiges Gesicht glänzte in freudiger Rührung, und während er das geistvolle Auge von den mild gewordenen Zügen des Fräuleins auf Hedwig und Walter wendete, sagte er tief ergriffen: „Vor einer Stunde vielleicht hätte ich dasselbe befürchten können, — jetzt nicht mehr; denn ich fasse jetzt den Sinn des Ausspruches: »Die Liebe überwindet alles«."

„O Gott, sei mir gnädig!" stammelte Fräulein Annette. „Sie stoßen die ganze Grundlage meines Denkens und Handelns um. Ja, wenn Sie das glauben — wenn Sie denken, daß er sie so liebt ... — in Gottes Namen! Sagen Sie ihm alles, ich kann es nicht; aber nehmen Sie ihn mit sich hinaus. Und wenn er alles gehört hat, — alles, und nichts in seinen Entschlüssen ändert, dann führen Sie ihn uns wieder zu, und ich werde ihn empfangen wie eine Mutter den treuen, geliebten Sohn."

XX.

Walter und Harry traten mit einander in den Rittersaal, wo Walter in den letzten Monaten so manche Stunde stillen Hoffens und verschwiegener Sorge verlebt hatte; und hier, in

diesem feierlichen Raume, erzählte der Greis seinem gespannten Zuhörer die Jugendgeschichte des ältern Fräuleins von Laden.

„Sie wissen," hob er an, „daß das Haus Derer von Laden, obgleich seit Jahrhunderten zu den ersten des Landes zählend, und wiewohl man ihm nicht mit Unrecht den Besitz unermeßlicher Reichthümer beimaß, doch zur Zeit des Freiherrn Sixtus, des Vaters der Freiin Annette, schon bedeutend herabgekommen war. Länger als ein Jahrhundert hatte man dem Brauche gehuldigt, daß der jedesmalige Erbherr vor seiner Verheirathung große Reisen machte. Wenn diese Sitte, in richtiger Weise befolgt, zur Belehrung und Veredelung der jungen Barone hätte dienen können und müssen, so wirkte sie so, wie sie zur Ausführung kam, leider nur verderblich. Den Herren von Laden schien es fast zum Gesetz geworden zu sein, auf ihrer großen Tour einen längern Aufenthalt in Wien und Venedig zu nehmen. Was diese beiden glänzenden Städte an Zerstreuungen, Luxus und — ich muß es aussprechen — sittenlosen Freuden boten, wurde von den westfälischen Cavalieren erschöpft, und die traurigen Folgen hiervon blieben bei Keinem von ihnen aus. Sie kamen an Geist und Körper erschlafft in die Heimath zurück, und die Reise eines Jeden belastete die Güter des Hauses mit einer neuen Schuldenmasse. Letzteres wäre noch allenfalls auszugleichen gewesen, wenn die Heimgekehrten nicht fast ohne Ausnahme die auf ihren Reisen angenommene üppige Lebensweise auf ihren Schlössern fortgesetzt hätten. So aber war an kein Gleichgewicht zwischen den Einnahmen und Ausgaben mehr zu denken. Das einst wahrhaft fürstliche Vermögen gerieth in immer tiefern Verfall, und schon der Freiherr Sixtus, der Großvater unserer Hedwig, sah sich, als er bei dem Tode seines Vaters das Majoratserbe antrat, den dringendsten finanziellen Verlegenheiten gegenüber.

„So schlimm dieses war, die schlimmste Frucht jener leichtfertigen Handlungsweise war es dennoch nicht. Die üppige Trägheit, die unsinnige Verschwendung und die gewissenlose Verachtung der Unschuld und Tugend, welcher die Söhne des Hauses von Geschlecht zu Geschlecht fröhnten, gingen so zu sagen allmälig über in Fleisch und Blut; und wie der vornehme Name, die stolzen, schönen Gestalten, und die, gleich einer Lawine anwachsende Schuldenlast, so vererbten auch sie sich vom Vater auf den Sohn. Das einzige Gegengewicht gegen dieses schreckliche Uebel lag in den reinen, edeln Frauen, welche die Gemahlinnen der letzten Herren von Laden waren.

„Zwei derselben habe ich noch gekannt; die erste war die Mutter des Baron Justus, des letzten Freiherrn von Laden; Sie wissen, er war Hedwig's Vater. Seine Mutter, deren reiche Mitgift in den Augen ihres Gemahls, wie ich fürchte, wichtiger war als ihre persönlichen Vorzüge, starb früh, und der Baron führte bald darauf die zweite Gattin heim; sie wurde die Mutter des Fräuleins Annette. Auch diese Dame besaß außer den Reizen, welche Jugend und Schönheit, Bildung und Herzensgüte verleihen, ein bedeutendes Vermögen; ja, sie übertraf hierin ihre Vorgängerin. Sie war eine Erbtochter — ein Fräulein von Engerloo — und erfreute sich, außer eines ansehnlichen Capitalvermögens, des Besitzes zweier umfangreicher und werthvoller Güter.

„Der Vormund des Fräuleins von Engerloo — ihre Eltern lebten zur Zeit ihrer Vermählung nicht mehr — muß ein kluger und vorsichtiger Mann gewesen sein. Jedenfalls hat er den Charakter und die Verhältnisse des Freiherrn Sixtus richtig erkannt und folgerecht danach gehandelt. Er setzte es durch, daß der Ehe-Contract zwischen seiner Mündel und ihrem Gemahl das ganze Vermögen der Erstern für sie und ihre Kinder sicher stellte, und zwar in so unantastbarer Weise,

daß die Dame selbst keine Verfügung zu Gunsten ihres Gemahls und zu ihrem eigenen oder ihrer Erben Nachtheil treffen konnte. Baron Sixtus zeigte sich enttäuscht und beleidigt über diese Anordnung, und es kam zu heftigen Auftritten zwischen ihm und dem Vormunde seiner Braut. Aber dieser war so unerschütterlich und mit einer so weitgehenden Vollmacht von dem Vater des Fräuleins von Engerloo bekleidet, daß der Baron begriff, er müsse sich entweder fügen oder seiner Verlobten entsagen. Vielleicht war es seine Zuneigung zu ihr, vielleicht die Berechnung, daß er als ihr Gemahl doch wenigstens über die Zinsen ihres großen Erbes, wenn auch nicht über dieses selbst, gebieten würde, was ihn zum Nachgeben bewog; genug, der Ehe-Contract wurde buchstäblich so abgefaßt und verclausulirt, wie der Vormund es verlangte, und Anna von Engerloo wurde Baronin von Laden.

„Auch sie lebte nicht lange. Lag der Todeskeim schon ursprünglich in ihr — sie hatte ja auch beide Eltern früh verloren — oder litt sie unter dem sich immer rauher und härter gestaltenden Charakter ihres Gemahls: sie starb, als ihre Tochter kaum das jungfräuliche Alter erreicht hatte, und ging hinüber mit der tröstenden Zuversicht, daß doch wenigstens die Zukunft dieses ihres einzigen Kindes gesichert sei.

„Wie trügerisch hat diese Voraussetzung sich erwiesen! In Salzburg lebte ein Domherr von Laden, ein Vetter des Freiherrn Sixtus, der, außer den Zinsen eines hübschen kleinen Vermögens von seiner Mutter her, die Einkünfte einer reich dotirten Pfründe bezog. Er soll kein schlimmer Mann gewesen sein; man sagt, er habe seine Obliegenheiten als Domherr treulich erfüllt, und rühmt ihm nach, daß er gutmüthig, freundlich und gefällig gewesen sei. Dennoch befürchte ich, daß er keinen richtigen Begriff von der Heiligkeit seines Standes und den erhabenen Pflichten, welche dieser seinen Mitgliedern auferlegt, gehabt hat; denn er fröhnte einer Un-

tugend, die dem bessern Menschen verächtlich und abstoßend dünkt, wo er ihr auch begegnen mag, die aber bei Keinem weniger verzeihlich erscheint, als bei dem, der vorzugsweise der Träger christlicher Gesinnung, liebevollen Mitleids, selbstlosen Erbarmens sein sollte: bei dem Geistlichen. Sie errathen, an welchem Gebrechen der Domherr von Laden litt — er war geizig.

„Die abschreckenden Beispiele zügelloser Verschwendung und deren verderbliche Folgen, die er in seiner eigenen Familie sah, mögen es einigermaßer entschuldigen, daß er in den entgegengesetzten Fehler verfiel; aber der Mann trieb die Dinge doch zu sehr auf die Spitze. Er gönnte sich und Andern keine Freude, nicht den geringsten Genuß über das nothwendigste Bedürfniß hinaus. Er war erbärmlich gekleidet, er darbte und fror, und dorrte mehr und mehr zu einer Mumie ein. Aber er wurde nie müde, die erdarbten Kreuzer in Gulden, die erdarbten Gulden in Goldmünzen umzuwechseln und diese in einen der zahlreichen Schubkästen zu legen, welche sich in einem kolossalen Schranke von Eichenholz in seinem Zimmer befanden, das ihm als Schlaf- und Wohngemach zugleich diente. So oft ein solcher Schubkasten bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt war, schloß er ihn ab und trieb noch zum Ueberfluß einen Nagel durch den Schubkasten schräg in eine der Seiten- oder Mittelwände des Schrankes hinein. Man hätte glauben sollen, er würde besser und seiner eigenen Geldgier angemessener gehandelt haben, wenn er das Geld auf Zinsen geliehen hätte; aber er verfiel mit seinem seltsamen Verfahren der eigenthümlichen Schwäche vieler Geizhälse, bei denen der Erwerbssinn weit weniger entwickelt ist als die Sparsucht, und die sich des Ihrigen nicht so sehr als eines nutzenbringenden Eigenthums, als vielmehr wie eines gesicherten Besitzes freuen.

„Der Reichthum des Domherrn war aber nicht so sicher, wie der Letztere sich einbildete. Er war schon ein ziemlich bejahrter Mann, als der Baron Justus, der in Venedig und Wien den Becher des Wohllebens nach seiner Väter Weise bis auf die Hefe gekostet hatte, nach Salzburg kam. Justus war, seinen Vater und den Domherrn ausgenommen, der einzige noch lebende Baron von Laden, und aus diesem Grunde zweifelte weder er noch sonst ein Mensch, daß er einst die zusammengescharrten Schätze des Domherrn sowohl wie dessen mütterliches Vermögen erben würde. Zwar hatte der Domherr nähere Verwandte: zwei Söhne seiner Schwester; aber sie trugen nicht seinen Namen, und dieses Vorzuges rühmte sich Justus. So glaubte denn alle Welt, daß er den geistlichen Herrn beerben werde, obgleich er bloß der Sohn seines Vetters war.

„In Wien hatte Justus sich nicht mehr halten können wegen der enormen Schulden, die er dort contrahirt hatte. Sein Vater hatte in Westfalen die Allodialgüter bereits sämmtlich verkauft und schlug einen Wald nach dem andern nieder, während das Fideicommiß schwer belastet war. Gleichwohl dachten weder Vater noch Sohn an eine vernünftige Umkehr, an die einzige mögliche Rettung: die strengste Einschränkung. Baron Sixtus fuhr fort, einen so großen Train zu führen, im Sommer auf dem Lande, im Winter in der Hauptstadt, als seien seit seines Urgroßvaters Zeiten nicht Noth und Verfall immer tiefer eingerissen, und sein Sohn trieb in Salzburg, wie vorher zu Wien, in jedem Betracht den ausschweifendsten Luxus.

„Wie er dies möglich machte, war seinem Vater räthselhaft. Letzterer aber war einerseits so leichtfertig und hatte anderseits so viel mit seinen eigenen Angelegenheiten zu thun, daß er sich wenig darum kümmerte, woher sein Sohn die Mittel zu seiner fortgesetzten Verschwendung nahm. Er be-

ruhigte sich mit der Vermuthung, daß Justus wohl Schulden machen werde auf die Aussicht hin, den Domherrn zu beerben.

„Bis zu einem gewissen Punkte hatte er mit dieser Voraussetzung allerdings Recht. Justus machte auf seine muthmaßliche künftige Erbschaft der domherrlichen Ersparnisse so viele Anleihen, wie das Vertrauen der Darleiher auf den Reichthum seines Vetters und seine eigene Anwartschaft auf denselben es nur immer zuließ. So reichlich dieser Quell jedoch anfangs floß, er versiegte allmälig, und der glänzende Cavalier hatte bald bittere Verlegenheiten zu bekämpfen und demüthigende Auftritte zu bestehen. Wir werden später sehen, in welcher Weise er sich Luft zu verschaffen suchte.

„Inzwischen war das Freifräulein Annette zu einer vollendeten jungen Dame herangewachsen. Sie war schön wie der Tag, stolz wie eine Laden. Aber sie hatte das offene, gütige Herz ihrer Mutter; und wenn auch vielleicht schon damals ihr Hochmuth hier oder dort einen ihrer Standesgenossen verletzen mochte, nie that sie ihren Dienern weh, niemals ließ sie einen Armen ohne Hülfe. O, daß dieses edele, großmüthige Herz so verbittert, so verhärtet werden mußte!

„Sie hatte eben ihr neunzehntes Jahr erreicht, als ihr Vater sie in die ehemalige Landeshauptstadt, welche aber zu jener Zeit der Sitz eines französischen Präfecten war, führte und sie in die Gesellschaft eintreten ließ. Diese war, trotz der Vertreibung des frühern Landesherrn und der Occupation, welche die Mehrzahl der Landeskinder als eine verhaßte Usurpation betrachtete, in jenem Winter besonders zahlreich und glänzend. Nicht nur vermehrten die vielen hohen französischen Civil- und Militairbeamten den Cirkel, sondern manche Mitglieder des westfälischen Adels, welche sonst den Winter in Wien oder in einer andern süddeutschen Residenz zuzubringen pflegten, erachteten es als angemessen, für jetzt ihr engeres

Vaterland nicht zu verlassen, und fanden sich deshalb mit ihren Frauen und Töchtern ungewöhnlich zahlreich in M. ein.

„Das Freifräulein von Laden hatte nicht sobald unter dem Schutze ihres Vaters und einer ältern, mütterlichen Verwandten diesen Kreis ihrer Standesgenossen betreten, als sie sich nicht allein heimisch, sondern vor allen übrigen jungen Damen bevorzugt in demselben fand. Ihre Schönheit, ihr Geist und ihre vollendete weibliche Anmuth wurden auf das wirksamste von der Würde und Sicherheit ihres Wesens unterstützt, weil man ihr, der Trägerin eines so alten, vornehmen Namens und der Besitzerin eines so bedeutenden Reichthumes die volle Berechtigung für ihr stolzes Selbstgefühl zuerkannte. Es waren noch nicht zwei Monate seit ihrer Ankunft in M. verflossen, als man ihr auch schon unbestritten das Recht zusprach, sich als die höchste Herrscherin in dem Kreise, welcher sie umgab, zu betrachten.

„Viel länger aber dauerte es, bis sie unter den glänzenden jungen Männern, welche sich ihr näherten, einen auszuzeichnen begann, und als dies endlich geschah, war man sehr überrascht von ihrer Wahl. Die großen und verschiedenartigen Vorzüge, welche sie besaß, hatten natürlich die Ausgezeichnetsten unter dem jungen Adel ihrer Heimath ihr zu Füßen geführt, und unter diesen Viele, welche ihr an Rang und Vermögen gleich, Einige, welche ihr in diesen beiden Punkten sogar überlegen waren. Doch auf keinen der reichen Barone, der hochgeborenen Grafen, welche sie huldigend umgaben, lenkte sich die Neigung des schönen, warmherzigen Wesens, sondern auf den fast völlig mittellosen Freiherrn von Hartkirch.

„Aeltere, berechnende Personen erstaunten freilich über diese Wahl; wer aber mit dem Auge des Herzens zu sehen vermochte, der fand sie natürlich und völlig gerechtfertigt. Der Geliebte des Fräuleins von Laden übertraf alle seine jungen Standesgenossen an Geist und Bildung, an Feinheit im ge-

selligen Umgang und an männlicher Schönheit; über alles gewinnend aber war der tiefe Wohllaut seiner Stimme, dieser bestrickendste aller menschlichen Vorzüge.

„Der Baron Sixtus von Laden wünschte freilich, daß seine Tochter ihre Hand einem ihrer reichen Bewerber geben möge; doch drang er mit diesem Wunsche nicht durch. Das junge mutterlose Mädchen mußte hart kämpfen um die Einwilligung ihres Vaters zu der Verbindung mit dem Manne, den sie liebte; aber ihr fester Wille, die beginnende Hinfälligkeit des Freiherrn und der Umstand, daß sie völlig unabhängig von ihm war, verhalfen ihr endlich zum Siege.

„Im Frühling kam sie als die Braut Walter's von Hartkirch mit ihrem Vater und der alten Tante nach Schwarzgarten, und auch ihr Verlobter und sein Vater begleiteten sie. Noch sehe ich den stattlichen Reisezug vom Kapellenberge durch die große Buchen-Allee kommen, und nie haben meine alten Augen ein anmuthigeres, glücklicheres Paar erblickt, als Walter von Hartkirch und dessen schöne Geliebte, wie sie neben einander über den breiten Weg ritten, auf welchen die knospenden Bäume noch kaum einen Schatten streuten. Wie kurz war dieses Glück, wie bitter das Ende!

„Ich war damals häufig in Schwarzgarten. Die verstorbene Mutter des Fräuleins hatte mir ihr Vertrauen geschenkt und mich auf ihrem Sterbebette gebeten, ihrer Tochter, so viel ich es vermöchte, mit Rath und That zur Seite zu stehen. Ich suchte also ihr und ihrem Kinde zu Lieb dem Baron Sixtus in seinen wachsenden Verlegenheiten nützlich zu sein, um so mehr, als der alte Verwalter in Schwarzgarten vor Kurzem gestorben war, und die noch mangelhafte Erfahrung seines jungen Nachfolgers, unseres guten Sanders, in manchen Fällen nicht ausreichte.

„So geschah es, daß ich auch hier war, als Baron Justus eines Tages, von Salzburg kommend, störend wie ein Unge-

witter in die kleine, heitere Tischgesellschaft fiel, zu welcher man auch mich gezogen hatte. Sein Anblick erfüllte alle Anwesenden mit Schrecken, und das war nur zu natürlich; denn erschöpft von einer weiten, mit rasender Schnelligkeit zurückgelegten Reise, finster, hohläugig und verwildert, sah er, trotz der reichen, jedoch vernachlässigten Kleidung, die er trug, mehr einem entflohenen Gefangenen als einem Mitgliede der ersten Gesellschaft des Landes ähnlich.

„Daß hier ein verlorener Sohn in das Vaterhaus zurückkehrte, war nicht zu verkennen; ob er aber reuig und gebessert kam, schien sehr zweifelhaft.

„Die Tafel wurde ungewöhnlich schnell aufgehoben. Justus zog sich mit seinem Vater zurück, und die übrige Gesellschaft erging sich im Garten. Es währte jedoch nicht lange, bis die beiden Herren von Laden mich zu sich bitten ließen. Ich fand sie hier im Rittersaale — großer Gott! — in welcher Stimmung! Der ältere der beiden Freiherren stampfte in rasendem Zorne in dem weiten Raume auf und ab, und an der eisernen Rüstung dort, die einst einer seiner Ahnen, ein ehrlicher Mann vielleicht, getragen hatte, lehnte Justus mit gekreuzten Armen, ein Bild verzweifelter Rathlosigkeit und — schamloser Frechheit.

„Als der alte Baron mich sah, unterbrach er seine Wanderung und schnaubte mir zu, als sei ich der Uebelthäter: »Das ist ja eine schmachvolle Geschichte, eine Teufelei, ein rasender Greuel ist's, und ich schwöre Ihnen, monsieur Harry, ich thue nichts, um den Lump zu retten!«

„»Wovon ist die Rede, Euer Gnaden?« fragte ich.

„»Wovon die Rede ist? — Und das soll ich Ihnen sagen? Das mag der elende Schuft selber thun, und dabei sein will ich auch nicht; es ist mehr als genug, daß ich es ein Mal anhören mußte." Er eilte aus dem Saale, warf die Thüre

krachend in's Schloß, und ich war mit dem Baron Justus allein. Ich sah ihn fragend an.

„Zögernd, widerwillig, verstockt machte mir der verlorene Mensch seine Eröffnungen; wozu aber sollte ich sie Ihnen weitläufig mittheilen? Es war die sich so oft wiederholende Geschichte eines vornehmen Wüstlings. Der Mann hatte Ehrenschulden und Spielschulden, und sie mußten bezahlt werden, wenn nicht seine »Cavaliersehre« unrettbar verloren sein sollte. Er hatte eine große Menge anderer, schreiender Schulden, bei Gewerbtreibenden, Handwerkern und andern unvorsichtigen, kleinen Leuten, welche ihm, um der hohen Zinsen willen, zu denen er sich verstand, geborgt hatten. Viele unter diesen armen Menschen hatten ihm, im Vertrauen auf seinen angesehenen Namen und seinen künftigen Reichthum, einen Credit bewilligt, der im Verhältniß zu ihren Mitteln so groß war, daß sie, im Falle er nicht zahlte, sicherm Ruin verfielen. Das würde ihn aber wenig gekümmert haben, wenn die Armen nicht gedroht hätten, ihn, wofern er sie nicht befriedige, auf jede mögliche Weise bloß zu stellen.

„Sein Vater, das wußte der Unselige, konnte ihm nicht helfen. Die Allodialgüter waren, wie schon bemerkt, bereits verkauft, und weil unter der französischen Herrschaft das Fideicommiß aufgehoben worden war, so hatte der alte Baron, kaum weniger verschwenderisch als sein Sohn, eine Summe nach der andern auf die bisherigen Majoratsherrschaften eintragen lassen. Dadurch waren Laden und Schwarzgarten so überlastet, daß sie bereits zwangsweise verkauft worden wären, wenn nicht der Baron an Annettens Vermögen, von dessen Einkünften sie selbst bis jetzt noch wenig gebrauchte, einen Halt gehabt hätte.

„Dieses Vermögen seiner Schwester war es auch, auf welches der jüngere Baron in seinem Egoismus und seiner entsetzlichen Verlegenheit rechnete. Ich suchte ihm begreiflich zu

machen, daß das Freifräulein, als Verlobte eines mittellosen Cavaliers, wenig geneigt und auch kaum im Stande sein werde, ihm beizustehen; er konnte oder wollte sich nicht davon überzeugen lassen. Es half alles nichts, was ich auch sagen mochte, um ihn davon abzubringen, seine Angelegenheiten persönlich mit seiner Schwester zu besprechen; ich hätte es ihr gern erspart, ihm seine Forderung direct abschlagen zu müssen. Auch fehlte mir ja die Vollmacht, ihm in ihrem Namen einen endgültigen Bescheid zu geben; und so sah ich mich endlich gezwungen, seinem Drängen nachzugeben und seinen Vater und seine Schwester zu ihm zu berufen.

„Was ich voraus gesehen hatte, geschah. Das Freifräulein erklärte mit eben so viel Ruhe wie Festigkeit, daß sie weder im Stande noch auch geneigt sei, ihm in seinen Bedrängnissen beizustehen. Das Einzige, wozu sie sich bereit fand, war — falls Walter von Hartkirch darein willige — der dringendsten Noth der armen Gewerbsleute und Handwerker abzuhelfen, die unter dem Verschulden ihres Bruders litten.

„»Walter von Hartkirch!« schrie Justus bleich vor Zorn. »Was hat dieser Fremde mit unsern Familienangelegenheiten zu thun?«

„»Mit den deinigen wird er sich gewiß nicht befassen,« erwiderte seine Schwester kalt. »Ich jedoch gestehe ihm, als meinem künftigen Gemahl, eine Hauptstimme in der Ordnung meiner Angelegenheiten zu.«

„»Das kannst du halten, wie du willst,« entgegnete er höhnisch; »unter der Bedingung natürlich, daß du mich in den Stand setzest, in einigen Wochen über 75,000 Gulden zu disponiren.«

„»Nimmermehr!« rief sie entschieden, während sein Vater entsetzt fragte: »Belaufen sich deine Ehrenschulden bis zu solcher Höhe?«

„»Meine Ehrenschulden? — Nein — die betragen mehr — dies ist — dies muß — das heißt: diese 75,000 Gulden sind noch dringender nöthig.«

„Er sprach mühsam, stockend, mit scheuem, unstätem Blick, und eine unheimliche Ahnung beschlich mich, daß mit dieser Schuldsumme eine Schuld verknüpft sein müsse, schlimmer als alles Uebrige, was wir bereits von ihm wußten.

„Sein Vater schien nichts Derartiges zu ahnen, sondern sagte: »Ach, Flausen; mit den übrigen Schulden kannst du dich meinethalben schleppen bis zum jüngsten Tage. Aber die Ehrenschulden, die Spielschulden — es ist entsetzlich — aber sie müssen gedeckt werden, oder der Name Laden ist in alle Ewigkeit befleckt.«

„»Ich aber decke sie nicht, Vater, darauf verlassen Sie sich,« sagte Annette. Es half ihr jedoch nicht. Obgleich sie mit dem untrüglichen Gerechtigkeitssinne eines reinen Herzens von Anfang an eingesehen hatte, daß Ehre und Gewissen ihn tausend Mal eher verpflichteten, seine Verbindlichkeiten gegen die armen Handwerker abzutragen, als diejenigen, welche er in dem Sündenleben mit seinen wüsten, vornehmen Spielgesellen contrahirt hatte, ihr Vater bestürmte sie so lange mit allen möglichen, auf den Standesvorurtheilen, in welchen auch sie erwachsen war, basirenden Argumenten, bis endlich ihr Widerstand ermattete.

„»Aber weshalb,« fragte sie mit dem letzten Versuche, sich gegen den Raub, welchen man an ihr beging, zu schützen, »weshalb müssen diese Leute denn schon jetzt bezahlt werden? Weshalb können sie nicht warten, bis du den Domherrn beerbst?"

„»Weil er,« versetzte Justus ingrimmig, »bereits gestorben ist und in seinem infamen Testamente nicht mich, sondern seine Neffen zu Erben eingesetzt hat.«

„So war es. Das Testament des verstorbenen Domherrn von Laden ernannte die beiden Söhne seiner Schwester zu seinen Erben, die höhnische Bemerkung nicht unterdrückend, sie würden diese Wohlthat besser zu schätzen wissen, als Justus vermuthlich gethan haben würde, wäre sie ihm zu Theil geworden; denn dem Manne, der ein so fürstliches Leben führe, könne es doch nicht auf den Nachlaß eines so armen Menschen, wie er — der Domherr — sei, ankommen.

„Wie ich sagte: Annette mußte nachgeben; ihr Vater forderte von ihr, daß sie, um der Ehre seines Namens willen ihres Bruders Spiel- und sogenannte Ehren-Schulden bezahle; gegen weitere Forderungen von Seiten seines Sohnes wollte er sie schützen. Da aber sagte Justus dumpf durch die knirschenden Zähne: »Das Zahlen meiner Ehren-Schulden hilft mir nichts; ich muß binnen wenigen Wochen 75,000 Gulden haben; sie sind mir nöthiger als alles Uebrige.«

„Sein Vater wüthete; er hätte Annette, wofern dies erforderlich gewesen wäre, in ihrem Widerstande bestärkt, und endlich wollten Beide, höchst aufgebracht über Justus' hartnäckige Unverschämtheit, den Saal verlassen, als dieser seines Vaters Arm ergriff und wie verzweifelt schrie: »Du mußt sie zwingen, mir zu helfen, oder ich ende im Zuchthause.«

„Der alte Freiherr taumelte entsetzt zurück und wäre zu Boden gestürzt, hätte ich ihm nicht noch zeitig beispringen können. Annette war in einen Stuhl gesunken und stierte mit bebenden Lippen und fliegender Brust zu uns herüber, während Justus .... Ich will lieber nicht schildern, wie abschreckend, wie abscheulich er aussah — es war ein schmählich entwürdigtes Menschenbild.

„Nichts im Menschen ist so betrübend, so entmuthigend für den Freund der Wahrheit und Tugend, als die Täuschungen, die er sich selbst bereitet, die falschen Ansichten, die er geflissentlich festhält, und die — List, möchte ich sagen, mit

der er sein geistiges Auge gegen eine bessere Erkenntniß verschließt. Ganze Stände suchen sich einzureden, daß ein gewisser Fehler gering sei, weil sie eben diesen Fehler vorzüglich oft und gern begehen. So kam es, daß, obgleich Annette die ihr bekannte Lebensweise ihres Bruders tief mißbilligte, und obgleich auch ihr Vater sie nicht gut hieß, doch Beide bis jetzt noch nichts Verabscheuungswürdiges, nichts geradezu Ehrenkränkendes in derselben gesehen hatten, während das Geständniß, welches sich nunmehr seinen bebenden Lippen entrang, sie in den Abgrund der tiefsten Scham stürzte.

„Er hatte gestohlen, der Unselige! Ja, Sie fahren auch zusammen, mein junger Freund! Er hatte einen schweren, abscheulichen Diebstahl begangen. Die goldgefüllten Schubfächer in dem großen Eichenschranke des Domherrn hatte er bis auf wenige nach und nach mit Nachschlüssel und Zange geöffnet und geleert und dann wieder sorgfältig verschlossen. Als er eines der letzten erbrach, war er von dem Kammerdiener des Domherrn dabei überrascht worden und hatte das Schweigen des alten Mannes durch das Versprechen erkaufen müssen, daß er ihm nach dem Tode des alten Herrn zehntausend Gulden auszahlen wolle.

„Der Tod des Domherrn war erfolgt; aber er hatte dem Verbrecher nicht allein nichts eingetragen, sondern das Testament des Verstorbenen enthielt die genaue Angabe seiner hinterlassenen Besitzthümer, auch der in den Schubfächern des großen Schrankes aufbewahrten Schätze bis auf den letzten halben Ducaten. So sah Justus sich also gezwungen, entweder die gestohlenen Summen zu ersetzen und das Schweigen des Dieners zu erkaufen, oder vor aller Welt als ein gemeiner Dieb gebrandmarkt zu werden.

„Der Elende hatte gestanden, was er gestehen mußte. Er zitterte und keuchte, wie ein gehetztes Thier, und wie bei einem solchen zeigte sich ein dünner, weißer Schaum auf seinen Lip-

pen, den er mit zuckenden Fingern entfernte. War es ihm schwer geworden, sein schreckliches Bekenntniß abzulegen, — noch härter war es für die Seinigen, dasselbe entgegen zu nehmen. Ich bin überzeugt, daß sein Vater in dieser Unheilsstunde den Keim zu der Krankheit in sich aufnahm, welche ihn binnen Jahresfrist hinwegraffte. Und seine Schwester! Noch jetzt kann ich nur mit einem Gefühle peinlicher Angst mir das Bild tiefer Scham, trostloser Verzweiflung zurückrufen, in welches eine so kurze Frist ein so glänzendes, glückliches Geschöpf verwandelt hatte.

„Wenn es gelang, das Schweigen des alten Kammerdieners in Salzburg zu erkaufen, so wär die Möglichkeit vorhanden, die entwendeten Summen zu ersetzen, ohne daß ferner ein Mensch das verübte Verbrechen erfuhr. Der verstorbene Erblasser, wunderlich wie er allezeit gewesen, hatte sich so auch in seinen letztwilligen Verfügungen gezeigt. Er hatte bestimmt, daß in seiner Wohnung zu Salzburg nichts verändert, nichts angerührt, nichts hinweggenommen werden dürfe, bevor nicht sein Körper zur Erde bestattet worden sei, und diese Bestattung sollte vollzogen werden in der Laden'schen Familiengruft hier auf dem Kapellenberge. Der älteste seiner Neffen sollte die Leiche begleiten und der Beerdigung beiwohnen; der jüngere sollte seines Bruders Rückkehr in Salzburg mit dem alten Diener abwarten, und erst beim Wiedereintreffen des ältesten Neffen sollten beide Brüder befugt sein, ihr Erbe an sich zu nehmen. Für den Dawiderhandelnden war die Strafe der Enterbung ausgesprochen.

„Es war unleugbar eine seltsame Bestimmung, und man fragte sich: hatte bloße Launenhaftigkeit sie dem alten Manne dictirt, oder hatte er vielleicht an Scheintod gedacht und war bestrebt gewesen, sich für ein mögliches Wiedererwachen die alte Heimath so lange als thunlich unverändert zu erhalten? Genug, die Verfügung bestand unanfechtbar, und durch die

zu ihrer Ausführung nöthige Zeitdauer war dem Freiherrn Justus die Möglichkeit gewährt, seinen schweren Fehltritt vor fremden Augen zu verbergen.

Dazu aber mußte seine Schwester ihm die Mittel gewähren. Welche schweren Opfer es auch kosten mochte, — die erforderlichen 75,000 Gulden mußten sofort auf ihre Güter aufgenommen und an Justus ausgehändigt werden; dieser mußte dann mit Hülfe des Kammerdieners, dem er die zehntausend Gulden für sein Schweigen zu behändigen hatte, die entwendete Summe von 65,000 Gulden heimlich wieder in den verhängnißvollen Schrank legen.

„So ist es geschehen; und aus dem Vermögen des Freifräuleins sind auch die übrigen Schulden ihres Bruders, welche die Ehre des Hauses Laden beeinträchtigt haben würden, getilgt worden. Dafür wurde Justus von seinem Vater enterbt, und alles, was der Freiherr Sixtus von Laden auf Erden noch besaß — es war leider wenig genug — ward letztwillig seiner Tochter vermacht. Die damals hier zu Lande eingeführten französischen Gesetze ermöglichten dieses Verfahren, welches zu einer andern Zeit dem Majoratsherrn nicht gestattet gewesen wäre.

„Am Tage nach der Ankunft des Barons Justus wurde dem jungen Freiherrn von Hartkirch die Lage seiner Braut und ihrer Verwandten aus einander gesetzt, während man ihm jedoch das Verbrechen ihres Bruders verschwieg, und damals empfing das unglückliche Mädchen den letzten, zermalmenden Stoß, der ihren schon so hart erschütterten Glauben an menschliche Güte, Treue und Uneigennützigkeit völlig zu Grunde richtete ... Ja, Sie leiden unter meinen Worten, mein armer junger Freund; aber ich kann Ihnen den Schluß meiner traurigen Erzählung nicht ersparen. Ihr Vater —“

„O,“ unterbrach Walter den Greis flehend, „sagen Sie Sie mir nichts von ihm; erwähnen Sie seines Fehltrittes

nicht, der mich doppelt schmerzt, seit ich die Geliebte seiner Jugend kenne und weiß, was und wie sie gelitten hat."

„Ich wollte nur zu seiner Entschuldigung sprechen," nahm Harry wieder das Wort. „Er besaß eine unbeschreiblich liebenswürdige, jedoch für einen Mann fast zu weiche Gemüthsart. Ich würde mich gewundert haben, daß ein so starkes und festes Herz, wie das Annettens, ihn so heiß lieben konnte, hätte ich mich nicht der allgemeinen Annahme über die Anziehungskraft der Gegensätze erinnert. Dieser sanfte, lenksame Charakter Ihres Vaters aber vollendete das Unglück seiner Verlobten. Er hätte willig und freudig Armuth und Entbehrung mit ihr getragen, und als er das Band zerriß, welches ihn an sie knüpfte, zerriß er seine eigene Seele mit; er wich nur dem Zwange, welchen sein Vater auf ihn übte, dem Schrecken, womit der angedrohte Fluch desselben sein weiches Herz erfüllte. So war es Ihr Großvater, der durch eine reiche Partie seinem Sohne eine glänzende Zukunft, sich selbst ein sorgenfreies Alter sichern wollte, dadurch aber das ganze Leben eben dieses Sohnes mit bitterer, unfruchtbarer Reue belud. Was aber Ihres Vaters milde Natur zu ertragen vermochte, ohne hart und bitter zu werden, das übte auf die unglückliche Annette eine geradezu versteinernde Wirkung. Auch hatte sie nicht sich selbst, sondern einzig Andern, und noch dazu Denen, die sich für ihr Glück hätten verantwortlich fühlen sollen, Vorwürfe zu machen: ihrem Vater, ihrem Bruder, ihrem Verlobten — ein Umstand, der ein Gemüth, welchem mehr Kraft als Milde innewohnte, nothwendig vergällen mußte. Dazu kam, daß Ihr Vater in weltlicher Hinsicht durch den Reichthum seiner Gemahlin gegen Sorgen und Kummer gesichert wurde und in ihrer edelmüthigen Liebe Trost und Mitgefühl für jede Lebenslage fand, während seine verlassene Braut in schutzloser Einsamkeit mit der bittern Noth vornehmer Armuth und den schlimmern Feinden in der eigenen Brust zu kämpfen hatte; und wie sie ein

Mal geartet war und wie ihr Charakter durch ihr widerwillig getragenes Schicksal sich entwickelte, fügte selbst Ihres Vaters äußeres Glück, fürchte ich, ihrem Unglück einen neuen Stachel bei."

„Lassen Sie uns zu ihr eilen!" rief Walter. „Lassen Sie uns keinen Augenblick zögern, damit sie nicht etwa glaube, ich könne angesichts der Thatsachen, die Sie mir enthüllt haben, nur einen Athemzug lang zaudern, sie um das Vorrecht zu bitten, durch die unverbrüchliche Liebe und Sorgfalt eines Sohnes das sie vergessen zu machen, was sie so unverschuldet durch meinen und durch Hedwig's Vater gelitten hat. Es würde überflüssig sein, Sie zu bitten, dem theuern Kinde auch fortan die Schuld des verstorbenen Freiherrn zu verheimlichen; ich weiß, Sie lieben Hedwig so sehr, daß Sie niemals aufhören werden, über den Frieden Ihres Herzens zu wachen."

XXI.

„O, weisen Sie mich nicht zurück, nehmen Sie mich zu Ihrem Sohne an!" flehte Walter, als er an Harry's Seite wieder in das Zimmer trat, wo das Freifräulein in leisem, liebevollem Gespräch mit Hedwig diese auf die Möglichkeit vorzubereiten suchte, daß Walter nun selbst von seiner Werbung um ihre Hand zurücktreten werde. „Sie haben Ihrem unglücklichen Bruder verziehen um Hedwigs willen; gestatten Sie mir, Ihre Verzeihung auch für meinen armen Vater zu gewinnen. Er hat mich von Kind an gelehrt, Ihrer in Liebe und Verehrung zu gedenken; würden Sie es denn so schwer finden, mich auch ein wenig zu lieben, da ich ja keine andere Aufgabe kenne, als mir Ihre Achtung, Ihre Zuneigung zu verdienen?"

Ein Zucken fuhr durch die Züge des alten Fräuleins, und — war es ein letzter Kampf gegen den alten Haß, war es die Ungewohnheit, Gutes zu hoffen — sie blickte wie ängstlich zu Harry auf und fragte mit unsicherer Stimme: „Ist dies kein Irrthum, mein alter Freund? ... Er bleibt seinem Vorhaben treu, der Tochter meines Bruders seine Hand zu reichen?“

„Es ist sein heißester Wunsch, mein gnädiges Fräulein.“

„Und Sie haben ihm alles, ohne Rückhalt, ohne Schonung mitgetheilt?“

„Alles, ohne Schonung, ohne Rückhalt, — und seine Sehnsucht, der Sohn Ihres Alters und der Gatte Ihrer Pflegetochter zu werden, ist dadurch nur vergrößert worden.“

„So muß er sie sehr lieben,“ sagte Annette leise und heftete ihre Augen gedankenvoll auf das schöne Gesicht des jungen Mannes, welches in flehender Erwartung ihr zugewendet war.

Er wagte, ihre Hand zu fassen, während er innig fragte: „Können Sie daran wohl zweifeln, theuere Frau?“

Sie sah ihn noch einen Augenblick an, und ein Lächeln stahl sich über ihre Züge, so gut und weich, wie sie es sonst nur für Hedwig hatte, und dann sich an diese wendend, fragte sie wieder: „Und du, mein Kind, du liebst ihn auch?“

Wie dunkel färbte sich da die blasse Wange des jungen Mädchens! Es wurde Hedwig nicht leicht, auf diese Frage in Gegenwart ihres Geliebten und ihres alten Freundes zu antworten; aber sie sagte muthig: „Ich liebe ihn, Mutter!“

Annettens Thränen stürzten hervor, warme Thränen der Freude und des Dankes; das theuere Pflegekind innig an sich ziehend, schluchzte sie: „Und doch wolltest du ihn aufgeben um meinetwillen, ohne Kampf, ohne Bedenken? O, wie theuer muß ich dir sein, du großmüthiges Herz, — und dein Glück sollte ich zerstören? Nein, mein Liebling, möge ich es so begründen —“ sie legte Walter's Hand, welche noch immer die

ihrige hielt, in Hedwig's zitternde Rechte — „und wenn mein mütterlicher Segen etwas dazu beitragen kann, es zu vergrößern, so wißt, meine Kinder, daß ich ihn aus vollem Herzen gebe."

Als nach einer Stunde Demoiselle Germaine mit sorgenvollem Gemüth in den Hof von Schwarzgarten einfuhr, weil ihres Bruders lange Abwesenheit sie ängstigte, kam dieser ihr mit froher, geheimnißvoller Miene entgegen und führte sie in den Garten; und wenn das gute, betagte Mädchen plötzlich hätte wieder zwanzig Jahre alt werden und sich selbst verloben können, sie würde nicht mehr erstaunt und erfreut gewesen sein, als über das glückselige Brautpaar, welches sie hier fand.

Sobald durch die Entpuppung des Fremden auf dem Kapellenberge in einen Baron Hartkirch und Verlobten des Fräuleins von Laden der Gegenstand für die Eifersucht Manns Sommerhoff's aus dem Wege geräumt war, fand Töne Lindert es nicht schwierig mehr, einen „Hilk" zwischen dem Anerben des Sommerhofes und der eigensinnigen Tochter des Berg-Schulzen zu Stande zu bringen. Der Abschluß des „Geschäftes" erwies sich als sehr gewinnbringend für den kleinen Schneider und trug auch sonst keine schlechten Früchte; denn das ländliche Ehepaar ging in wohlhäbiger Gedeihlichkeit und auch ziemlich friedlich neben einander durch's Leben, obgleich Manns, nach Töne's Behauptung, auch fortan ein hagebuchener Geselle blieb, und Sänn'ken nicht aufhörte, so dreikantig zu sein wie ein Buchweizenkorn.

Die Heimathlose.

An einem sonnigen Herbsttage stand ich an der Moldau-Brücke zu Prag, vertieft in die manchfachen historischen Erinnerungen, welche der Aufenthalt in der alten Hauptstadt Böhmens erregt, als ich plötzlich aus meinem Sinnen aufgeschreckt wurde. Hinter mir sprach eine häßliche, heisere Stimme im unverkennbarsten westfälischen Dialect die Worte: „Nun adieu! bis Urbanus in Buer.“

Nun ist das Städtchen Buer in Westfalen nur wenige Stunden von meinem Geburtsorte entfernt, und ich erinnerte mich augenblicklich, daß St. Urban dort Kirchenpatron ist, und daß deshalb sein Feiertag von den Insassen der seinem Schutze anvertrauten Gemeinde durch alle die halb kirchlichen, halb weltlichen Festlichkeiten verherrlicht wird, wodurch das Volk seine Kirchweihtage auszuzeichnen pflegt. So rief das Wort, das mich, so fern von der Heimath, wie durch einen Zauberschlag in all ihre Gewohnheiten und Gebräuche zurück versetzte, die gewiß natürliche Neugierde in mir hervor, zu erfahren, wer es ausgesprochen. Mich schnell umwendend, gewahrte ich hinter mir einen Mann und ein Weib, die sich wie zum Abschiede die Hände schüttelten und dann sich nach verschiedenen Seiten hin von der Brücke entfernten.

Die beiden Wanderer gehörten ohne Zweifel zur Klasse der Bänkelsänger, denn das Weib trug eine schlechte, kleine Harfe, und der Mann schleppte sich mit einer Drehorgel. Es war im October, und hier in Böhmen bezeichneten sie sich den 25. Mai zu einem Stelldichein in Westfalen! Welch ein Weg und welch eine Zeit lag dazwischen für die, welche beide, gedrückt von Mühe und Noth, zurückzulegen hatten! welche lange Tage und Nächte voll Kummer, Anstrengung und Entbehrungen! wie mancher sauere Schritt auf dem hartgefrorenen Boden, durch den tiefen Schnee oder im Schlamm der aufgeweichten Wege! Und wenn der Frühling kommt: seine Blumen und Schatten sind nicht für sie, sondern nur die Glut und der Staub der Heerstraße. — Arme Menschen! — Faule Landstreicher, schlechte Müßiggänger nennt euch der schwelgende Reiche, vor dessen Thüre ihr euere arme Kunst zeigen möchtet, für die Erlaubniß, einige der Brosamen sammeln zu dürfen, die von seinem Tische fallen; aber was ist euer Müßiggang im Vergleich zu dem seinigen? Der schneidende Contrast fällt zu sehr in's Auge, als daß wir uns versucht fühlen könnten, dem Leser auch nur die auffallendsten Unterscheidungspunkte zwischen seinem süßen Nichtsthun und euerer elenden Arbeitslosigkeit zu nennen.

Von Jugend auf empfand ich ein peinliches Interesse für die armen Geschöpfe, welche ihren Lebensunterhalt irgend einem Erwerbszweige verdanken, der unter die traurige Rubrik der sogenannten brodlosen Künste fällt; nie aber war mir ihr jämmerliches Loos mit so schmerzlicher Deutlichkeit vor die Seele getreten, als bei jenem zufälligen Begegnisse in Prag. Meine Theilnahme für die meistens so verachteten Genossen der wandernden Zunft war dadurch noch um Vieles erhöht worden, und so kam es, daß ich manches aus dem Kreise dieser Gesellschaftsklasse erfuhr, was nur selten zur Kunde derer gelangt, welche nicht in unmittelbarer Beziehung zu ihren Glie-

dern stehen. Es war vieles darunter, was mich mit tiefem Mitleid erfüllte und zu ernstem Nachdenken aufforderte, und wenn ich gleich nicht erwarten darf, daß meine Erfahrungen in dieser Hinsicht bei Andern ein gleiches Interesse wie bei mir erwecken werden, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß dem Leser die Mittheilung der nachstehenden einfachen Begebenheit nicht unwillkommen sein wird.

Die drückende Glut eines sonnenheißen Julitages hatte ihren höchsten Punkt erreicht; die sengenden Strahlen des Mittags prallten von der dürren, geborstenen Erdoberfläche zurück; kein Wölkchen milderte die schmerzende Helle, kein Lufthauch kühlte den quälenden Brand, welchen die Sonne heut schonungslos herniedersandte. Dennoch war die Kunststraße, die von M. nach dem Dorfe A. führt, dicht besetzt mit Wagen, Reitern und Fußgängern, die einzig in der Absicht, sich ein Vergnügen zu machen, auf dem staubigen Wege sich drängten, mit all der Eile und dem Eifer, womit die Menge einem fremdartigen Schauspiele nachzurennen pflegt. Ein Luftballon von ungewöhnlicher Größe sollte in der Nähe des eben genannten Dorfes emporgelassen werden, und ein ziemlich bekannter Stutzer wollte den Aeronauten auf seiner Luftfahrt begleiten. Wer nun so viel Geld oder so viel Zeit hatte, daß er nicht recht wußte, wohin damit, der eilte nach A., um auf eine nicht ganz alltägliche Weise einen Theil von beiden los zu werden.

Indeß befanden sich unter der dem Dorfe zuströmenden Menge doch auch Menschen, die andere Zwecke als Vergnügen oder Zeitvertreib im Auge hatten. Es waren ein alter, hagerer Mann, der auf seinem gekrümmten Rücken eine Drehorgel und ein Packet gedruckter Zettel schleppte, die wahrscheinlich Volkslieder und Mordgeschichten enthielten, und ein Mädchen, das unter dem linken Arme das Gestell für das Instrument seines Begleiters trug, während seine rechte Schulter durch einen

langen, mit bemalter Leinwand bewickelten Stab belastet war, worauf mit grobem Pinsel und schreienden Farben die Hauptmomente der scheußlichen Begebenheiten abgebildet waren, welche sie dem gaffenden Pöbel unter dem Leiern der Orgel zu erzählen hatte.

Mit schwerfälligen, verdrossenen Schritten, lechzend vor Durst, keuchend vor Ermüdung, schritten die Wanderer dahin. Die große, ausgemergelte Gestalt des Mannes, seine magern, sehnigen Glieder, sein braunrothes Gesicht, sein rostfarbiges, verfilztes Haar deuteten genugsam an, daß er seit vielen schweren Jahren allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und mancher Anstrengung und Entbehrung unterworfen gewesen war. Zugleich verrieth seine düstere, grollende Miene und der finstere Blitz seines bösen Auges, daß er sein Schicksal nicht mit ergebener Geduld, sondern mit bitterm Ingrimm ertrug. Seine Begleiterin war kaum an der Schwelle der Jugend angelangt und, abgesehen von ihrer Kleidung, die so schmutzig und armselig wie seine eigene war, das gerade Gegenstück von ihm. Ihre Gestalt war klein und zart, ihre Bewegungen waren, trotz ihrer Ermüdung, sanft und anmuthig. Ihr volles, blondes Haar, die zierlichen, schlanken Schultern und die schönen, feinen Glieder hätte manche verwöhnte Tochter des Reichthums beneiden mögen; und wäre sie selbst reich und wohlgepflegt gewesen, Niemand hätte ihre gerechten Ansprüche auf einstimmige Bewunderung geleugnet. Aber das trübe Auge, fast verhüllt von den vor Mattigkeit niedergefallenen Lidern, die hohle Wange und die eingesunkene Brust konnten nur Mitleid, keine Bewunderung hervorrufen.

Wie sie so zitternd vor Erschöpfung und auf nichts achtend, als auf den langen, mühseligen Weg, der noch vor ihr lag, daher wankte, wich hinter ihr ein Bauernwagen vor einer rasch vorübersausenden Kutsche aus; im nächsten Augenblick holte das ländliche Fuhrwerk sie ein; seine weit vorstehende

Achse traf ihre Schulter, der schwache, bebende Körper des armen Mädchens gab der Gewalt des ziemlich heftigen Stoßes nach, und sie stürzte vornüber mit dem Kopfe auf einen Meilenstein. Mit einem dumpfen Laut des Schreckens und des Schmerzes zuckte die gebrechliche Gestalt zusammen und blieb dann regungslos im Staube des Weges liegen. Ihr Begleiter fuhr, statt ihr beizuspringen, den Bauernburschen, dessen Unvorsichtigkeit das Unglück bewirkt hatte, mit einem wilden Fluche an; dieser schob die Schuld des Unfalles auf die Verunglückte selbst, und so entspann sich neben dem Körper der Bewußtlosen ein erbitterter Streit zwischen denjenigen, deren nächste und dringendste Pflicht es gewesen wäre, ihr zu Hülfe zu kommen.

Zur Beschämung der Hartherzigen und Eigensüchtigen — wenn sie je beschämt werden könnten — übernimmt oft ein weichherziger Fremder die Obliegenheiten, zu deren Erfüllung ihr eigenes Gefühl sie scheinbar mit unwiderstehlicher Gewalt hinreißen sollte. Ein junger Mann in dem knappen, reinlichen Sonntagsstaate eines wohlhabenden Landmannes brach sich Bahn durch die wehklagende, scheltende und keifende Gruppe, die sich allgemach um die Ohnmächtige gesammelt hatte, und nach einem mitleidigen Blicke auf die immer noch hülflos am Boden Liegende sagte er mit lauter, befehlender Stimme: „So schweigt doch! Euer Lärmen macht das Unglück nicht ungeschehen. Alter Mann, gehört das Mädchen Euch?"

„Nein — ja — das heißt, sie ist meines Bruders Tochter," versetzte der Orgelspieler, „und da er todt ist, und sie sonst Niemanden hat, so mußte ich mir die Last wohl aufladen, sie überall mit mir herum zu schleppen, das faule Ding."

„Armes Kind!" murmelte der junge Bauer, sich zu ihr niederbeugend, mit einem Versuche, sie aufzurichten; er gewann damit nichts, als daß ihr Kopf nach der andern Seite herüberfiel, wodurch eine tiefe Wunde in der linken Wange sichtbar

wurde, aus der das helle Blut herunterrieselte, durch die blonden Locken über die Brust bis auf die feine, kalte Hand.

„Sie hat sich sehr verletzt!“ sagte der junge Mann bekümmert. „Sie muß in's nächste Haus gebracht werden, und …“

„Mit Verlaub, Nachbar,“ fiel ihm ein Nebenstehender in die Rede. „Das nächste Haus ist mein Haus, und …“ er stockte, von dem ernsten, fast strengen Blicke des jüngern Mannes verlegen gemacht.

„Und Ihr findet es nicht passend, Nachbar,“ ergänzte dieser die Worte des Verlegenen, „daß ein Anderer darüber verfügt in einer Weise, die Euch vielleicht nicht gefällt. Ihr mögt Recht haben; da aber das arme Ding hier auf keinen Fall ohne Hülfe liegen bleiben darf, so muß sie in unser Haus gebracht werden. Wer hilft mir, sie dahin tragen?“

Hierzu waren augenblicklich mehrere der Umstehenden bereit; aber der junge Samariter nahm bloß den Beistand eines kräftigen Burschen in Anspruch, verbat sich die Hülfeleistung und die Begleitung aller Uebrigen in einer Weise, gegen welche sich nicht wohl etwas einwenden ließ, und begann sofort sein menschenfreundliches Vorhaben auszuführen. Die beiden Männer hoben die leichte Gestalt der Verwundeten fast ohne Anstrengung vom Boden auf und trugen sie zu einem Gehöfte, welches einige Hundert Schritte von der Straße entfernt, von einem dichten Buchengehölze umgürtet, ihnen gastlich zu winken schien. Der Verwandte des Mädchens folgte ihnen, immer noch schimpfend und scheltend und sich bitter beklagend, daß dieser unglückliche Vorfall ihm den Verdienst rauben werde, auf welchen er heute bei dem Zusammenströmen so vieler Menschen so sicher gerechnet.

Der kleine Zug mochte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als der eine der jungen Männer plötzlich Halt machte und mit bedenklicher Miene fragte: „Aber, Hein-

rich, was wird deine Mutter sagen, daß du ihr das kranke Mädchen in's Haus bringst?"

„Meine Mutter? O, sie ist gut," erwiderte der Andere ruhig, „sie wird einsehen, daß wir die Pflicht der Nächstenliebe an dem armen, elenden Kinde erfüllen müssen."

Und die gute Bäuerin sah es ein. Sie nahm das unglückliche Geschöpf mit herzlichem Erbarmen unter ihrem Dache auf und ließ ihr alle die Hülfe und Pflege angedeihen, welche ihr Zustand erforderte. Bald sah sie auch ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt: Bewußtsein, Sprache und Bewegung kamen ihrem Schützlinge zurück, und mit rührender Innigkeit stammelte das arme Kind seinen Dank für die ihm bewiesene Sorgfalt und Güte.

Kaum hatte die Kleine sich etwas erholt, als ihr harter Verwandter darauf bestand, daß sie ihn jetzt nach A. begleiten solle, um noch einige Pfennige zu verdienen; dagegen that aber die Bäuerin ernstliche Einsprache, obwohl das Mädchen, matt und schwindelig, wie es noch war, sich mit ängstlicher Bereitwilligkeit erhob, um der Forderung seines Pflegevaters Folge zu leisten. Ihre neue Beschützerin war aber nicht gewohnt, ihren Willen ohne Erfolg auszusprechen; sie verlangte von dem Orgelmanne, daß er allein in's Dorf gehen solle, um seinem Erwerb obzuliegen; erst morgen könne er zurück kommen, um seine Nichte abzuholen. Murrend und fluchend entfernte sich der Alte endlich, um — nicht zurück zu kehren.

Tage, Wochen, Monate vergingen, und er erschien nicht wieder. Es war klar, er hatte sich entfernt mit dem Vorsatze, seine junge Verwandte unter den mitleidigen Fremden zurück zu lassen, um ihrer für immer los zu sein. Frau Gertrud hatte die Verlassene nicht verstoßen. Sie hatte sie den Mägden des Hauses beigesellt und gab ihr selbst Anleitung zu den ungewohnten Verrichtungen, die ihr jetzt oblagen.

Beim letzten Lichte eines hellen, kalten Octobertages war das junge Mädchen im Hofe beschäftigt, die Kräuter zum Viehfutter zu waschen, und die Arbeit fiel der Ungeübten sichtlich schwer. Doch drückte ihr sanftes Gesicht und ihr ganzes Aussehen deutlich die Zufriedenheit aus, die sie in ihren neuen Verhältnissen empfand. Sie hatte sich auffallend verändert; sie war größer und stärker geworden; ihre Farbe, frisch und blühend, hob den Glanz des blonden Haares und des blauen Auges, das jetzt offen und heiter in die Welt hinausblickte, und die knappe, reinliche Tracht einer Bäuerin, welche sie trug, stand allerliebst zu dem feinen, zierlichen Wuchse.

Der Sohn ihrer Gebieterin trat, von einem Gange in die Stadt heimkehrend, in den Hof. Still und unbemerkt betrachtete er einige Augenblicke die junge Magd, bis er endlich durch den freundlichen Gruß: „Guten Abend, Lenchen!“ ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Das Mädchen blickte rasch auf, und ein Lächeln flog über das stille, kindliche Gesicht, so licht und strahlend wie ein Maimorgen. „Guten Abend, Bauer!“ erwiderte sie voll Freude und Herzlichkeit. „Ihr kommt früh zurück; Euere Mutter erwartet Euch noch nicht.“

„Es gefällt mir nicht in der Stadt,“ versetzte er; „was soll ich dort so lange? Aber du, armes Ding, die ungewohnte Arbeit wird dir sauer.“

Er schickte sich an, ihr zu helfen, aber sie wehrte ihm. „Nein, nein; verderbt Euch den Feiertags-Anzug nicht; wenn Ihr mir immer helft, lerne ich selbst die Arbeit nie.“

„Ach, Lenchen,“ sagte er traurig, „deine kleinen Hände sind nicht gemacht zu dem harten Werke, das sie jetzt immer verrichten müssen; es ist zu schwer für dich.“

„Zu schwer? O, wie gern thu' ich's doch! Euere gute Mutter lehrt mich nützlich sein und mein Brod v e r d i e n e n, während ich es früher e r b e t t e l n mußte. Niemand kennt

den Unterschied, als wer ihn selbst empfunden hat. Wenn Ihr wüßtet, Bauer, wie glücklich ich bin, Ihr würdet mich nie mehr bedauern."

„Bist du es, Lenchen, bist du glücklich hier?" fragte der junge Mann mit warmer Freude.

„Sehr, o so sehr!" erwiderte sie, mit Thränen des Dankes in den hellen Augen und einem rührenden Beben ihrer sanften Stimme. „Ach, Ihr könnt es nicht begreifen, was alles mich hier glücklich macht; denn Euch hat nicht die härteste Entbehrung die köstlichen Güter, ohne welche kein Menschenherz zufrieden sein kann, nach ihrem Werthe schätzen gelehrt. Ihr blickt mich fragend an? Ihr möchtet wissen, was mich denn hier so froh, so dankbar macht? Ich will es Euch sagen: es ist das tröstende, beruhigende Gefühl, einen festen Wohnort zu haben, eine Heimath, wo ich geschützt und sicher bin. Wie beglückend ist es, des Morgens beim Erwachen schon zu wissen, wohin ich den Tag über meine Schritte zu lenken habe; zu wissen, daß das Mittagsbrod, welches am Herde bereitet wird, auch für mich bestimmt ist; daß von den Früchten, die der Sommer reift, die wir im Herbste einsammeln, auch mir mein Theil zufallen wird; den ganzen Tag über an die heimliche Stelle zu denken, wo wir alle uns am Abende nach der Arbeit zum Plaudern versammeln; das stille, sichere Plätzchen im voraus zu kennen, wo wir nach vollbrachtem Tagewerk die müden Glieder ausstrecken — o, das alles ist ein Glück, das nur der zu schätzen weiß, der es Jahre lang entbehrt, der von Kindheit an vergeblich danach geschmachtet hat! Und dieses Glück, durch Euere Güte habe ich es kennen gelernt, in Euerm Hause wird es mir zu Theil — soll ich Euch nun noch sagen, wofür und wie ich Euch dankbar bin?"

„Nein, Lenchen," entgegnete der junge Mann bewegt, „sprich nicht von Dank; wir sind dir wenigstens eben so sehr

zu Dank verpflichtet, als du uns. Wenn du dich hier zufrieden fühlst, gut, aber du hast uns die Freude in's Haus gebracht. Ich wußte nicht, was Frohsinn ist, bis du zu uns kamst; deine muntern Lieder, dein helles Lachen haben es mich gelehrt. Aber du mußt bei uns bleiben, wenn ich fröhlich bleiben soll, denn mitten in der Freude überfällt es mich kalt, wie der Frost in einer Mainacht, so bald ich daran denke, daß du jemals wieder von uns gehen könntest."

„Das werde ich auch nie, nie!" rief das Mädchen mit ängstlicher Heftigkeit „Hier will ich leben und sterben, hier an der einzigen Selle, wo ich jemals glücklich war."

Eine Stunde später saß Frau Gertrud mit ihrem ganzen Hausgesinde in der großen Küche, welche das Holzfeuer des Herdes mit seiner Wärme und seinem flackernden Licht erfüllte; die Mägde strickten und spannen, der junge Bauer und die Knechte schnitzten Rechen und Schaufeln, und die Hausfrau selbst sah mit zufriedenem Blick auf alle die frischen, fröhlichen Gesichter, die das beste Zeugniß für ihre verständige Führung des großen Haushaltes ablegten, an dessen Spitze sie stand. Ihr Mann war schon vor Jahren gestorben, darum lag das Ruder bis zur Großjährigkeit ihres einzigen Sohnes, an welcher noch etwa ein Jahr fehlte, in ihren Händen; und daß sie es wohl zu führen verstand, bewiesen der auffallende Wohlstand und die feste Ordnung, die in ihrem Hause herrschten.

Als sie so ihre Augen über die fröhliche Gruppe gleiten ließ, welche sie umgab, blieben sie mit einem beinahe zärtlichen Blicke auf Lenchen's jungem, schönem Antlitz haften, und über die gutmüthigen Züge ihres breiten, rothen Gesichtes flog ein halb gerührtes, halb selbstzufriedenes Lächeln. „Du siehst doch ganz anders aus, Lenchen," sagte sie, „wie die Andern alle, trotz deines rothen Käppchens und deiner Zwillichjacke; aber so runde, rothe Backen hast du wie Eine, und das muß

ich sagen, die Arbeit beginnt dir auch schon flink von der Hand zu gehen."

„Ach, Frau!" versetzte das Mädchen mit dankbarem Blicke, „es kann keine größere Freude für mich geben, als wenn Ihr zufrieden mit mir seid."

„Nun, Lenchen, wenn du denn so fröhlich bist, weil die Frau dich gelobt hat," sagte einer der Knechte, „so zeig' es auch; sing' uns ein Liedchen! Dir macht's ja keine Mühe, und wir hören's gern."

„Ja, Lenchen," sprach lebhaft der junge Bauer, der an ihrer Seite saß, „thu' das; und laß es dasselbe Lied sein, welches du am zweiten Abende nach deiner Ankunft gesungen hast. Zwar versteh' ich es nicht ganz, doch hör' ich es am liebsten von allen; denn die Worte folgen sich so leicht, wie der Bach durch die Wiese rinnt, und die Weise klingt mir im Ohr, als wolle sie mich an etwas Liebes erinnern, das mir vordem geschehen und worauf ich mich nicht recht mehr besinnen kann."

Lenchen nickte lächelnd und sagte mit wichtiger, altkluger Miene: „Das kommt, weil die Worte und die Weise so gut zusammen passen; aber ich will's singen, um so lieber, als nicht meines Oheims Drehorgel, sondern das Schnurren meines Spinnrades mich begleitet." Und mit einer Stimme, die viel zu sanft und lieblich war, als daß man hätte glauben sollen, sie hätte sich jemals angestrengt, um das lärmende Getreibe auf den Jahrmärkten zu überschreien, sang sie das nachstehende Lied:

Es tönt mein Lied vor tausend fremden Ohren,
Die blöde Menge horcht dem hellen Klang,
Doch ist der tiefe Sinn für sie verloren;
Nur du allein verstandest, was ich sang.

Sie all' umweht der Gruß, an dich gesendet;
Zum Herzen aber dringt er dir allein,

Wie auch mein Herz dir einzig zugewendet;
Für all die Andern sing' ich nur zum Schein.

So grüß' ich dich vor tausend fremden Zeugen,
Und Keiner ahnet, wem mein Grüßen gilt;
Du aber deutest dir's mit frohem Schweigen,
Und deine Zweifel alle sind gestillt.

* * *

Der Winter war vorüber, der Frühling war gekommen und hatte einen so prächtigen Maimond mitgebracht, wie man ihn selten erlebt, oft aber beschrieben findet. An dem armen Lenchen vermochte er jedoch seine erheiternde Macht nicht zu bewähren; vielmehr bestätigte sich an ihr die Erfahrung, daß die fröhlichen Blumen und die frischen, kühlen Schatten verloren sind für die geschlossenen Sinne des Unglücklichen, und daß der lichteste Sonnenstrahl nicht in eine gramverhüllte Seele zu dringen vermag.

Sie saß auf dem Wiesenrain, mit einem Nähzeuge beschäftigt und eine Anzahl Kühe hütend, die man ihrer Obhut anvertraut hatte. Wieder hatte sie sich auffallend verändert; denn obgleich schöner als je, war sie doch bleich und ernst, und wenn sie die gesenkten Blicke zur Ueberwachung der Heerde erhob, sprach sich ein so tiefer Kummer in ihren sanften, hellen Augen aus, daß man hätte wähnen mögen, kein Mensch könne sich ohne tiefe Theilnahme in diesen Blick voll geduldigen Grams versenken.

„Lenchen!" sagte eine sanfte Stimme an ihrer Seite, und aufblickend gewahrte sie ihren jungen Gebieter, dessen offenes, gutmüthiges Gesicht von dem Ausdrucke eines Kummers, ähnlich dem, der ihre Züge umwölkte, überschattet war. Sie schrack zusammen, und ohne ein Wort zu sprechen, starrte sie ihn ängstlich an. „Lenchen," wiederholte er, sich neben ihr niederlassend, „jetzt mußt du mich anhören! Tage lang schon suche ich ein ungestörtes Gespräch mit dir, du aber weichst mir im-

mer aus; und mein Herz ist doch so voll, als müsse es brechen. Wie kannst du nur so unbarmherzig sein, da du doch weißt, wie ich dich liebe?"

„Unbarmherzig!" stammelte sie. „O, Ihr seid es; Ihr zwingt mich, Euch anzuhören, und Ihr wißt, Ihr wißt ja, ich darf es nicht."

„Und warum darfst du nicht?" fragte er. „Hab' ich nicht in allen Ehren um dich geworben? Wer könnte uns verwehren, als Brautleute mit einander umzugehen, wenn du mich nur lieb genug hättest, mir dein Jawort zu geben?"

„Wer, fragst du?" entgegnete das Mädchen tief aufseufzend. „Deine Mutter!"

„Ha, meine Mutter!" rief der junge Bauer mit Heftigkeit. „Was hat sie denn gegen dich? Bist du nicht brav, arbeitsam, unverdrossen, und so schön, so geduldig und verständig wie Keine?"

„Aber eine hergelaufene Musikantin," sagte das junge Mädchen mit gedämpfter Stimme und beugte das blasse Haupt tief auf die Brust, wie niedergedrückt vom Gewichte der Scham.

„Ha, wer sagt das?!" schrie der junge Mann zornig auf. „Den soll doch der ..."

„Still, Heinrich!" fiel Lenchen ein, ihre Hand auf seinen Arm legend, und die leichte Berührung zügelte augenblicklich seine brausende Heftigkeit. „Deine Mutter sagt es, dein Ohm, deine Muhme; und alle sagen es, die gehört haben, daß der junge Hofbauer die Tollheit begehen will, ein Geschöpf wie mich zu heirathen."

„Ein Geschöpf wie dich!" rief der junge Mann, auf's neue auffahrend. „Lenchen," fügte er mit mühsam erzwungener Ruhe bei, „wenn du nur einen Funken Liebe für mich hegtest, du würdest mir nicht immer durch solche Worte wehe thun."

„Ach, Heinrich!“ flüsterte das Mädchen mit bebender Stimme und Thränen in den gramvollen Augen, „glaubst du, daß das je meine Absicht sein könne?“

Insgemein hält man die Glieder der niedern Stände für unempfindlicher und kälter als die der höhern Classen der Gesellschaft; doch ist diese Annahme, wenigstens in so fern sie sich auf die Landleute bezieht, ein vollständiger Irrthum. Der arme, gedrückte Handwerker, der abhängige Fabrikarbeiter mag wohl leicht, im steten, harten Kampfe mit seinem bittern Verhängniß, dahin kommen, jeden Gedanken, jedes Gefühl in sich zu ertödten, das keinen unmittelbaren Bezug zu seinem materiellen Interesse hat. Ganz anders ist es mit dem Landmanne, dessen zwar schwerere, aber oft unterbrochene und mit der träumerischen Abend- oder Winterruhe wechselnde Anstrengungen ihm fast ohne Ausnahme ein sicheres, seinen Bedürfnissen angemessenes Bestehen verbürgen. Seine gleichförmige, beschränkte Existenz, die, der eines Kindes ähnlich, das Leben nach Feier- und Ferientagen — Sonntagen, Jahrmärkten und Kirchenfesten — abzählt und seine Wünsche alle in den engen Kreis des sicher Erreichbaren bannt, erhält ihm auch die Gefühlsfrische und Empfänglichkeit des kindlichen Alters. Wie bei diesem aber, so sind auch bei ihm die Eindrücke, denen er unterworfen ist, zwar heftig, aber nicht tief wirkend; und die leise Welle der Zeit spült häufig aus seiner Seele das spurlos hinweg, was sich im Augenblicke der Erschütterung tief und für ewig in ihren Grund gesenkt zu haben schien.

Die einfache Frage Lenchen's, ihre zitternde Stimme, ihr thränenvoller Blick ergriffen den jungen Bauer mit einer Gewalt, daß seine vorige Heftigkeit sich in die tiefste Erweichung umwandelte. Einen Augenblick schaute er das Mädchen an, mit dem Versuche, ihr eine tröstende, beruhigende Antwort zu geben; aber seine Stimme und sein Blick brachen, und sie plötzlich mit gewaltsamer Heftigkeit an sich pressend, neigte er

das Gesicht auf ihre Schulter und ergoß sich in lautes, krampfhaftes Weinen.

Wie immer das Weib in solchem Falle, überhörte auch Lenchen in diesem Momente den Ruf der Vernunft, der Pflicht und selbst ihres jungfräulichen Stolzes, und beide Arme um den Hals des tief ergriffenen jungen Mannes schlingend, flüsterte sie ihm leise, sanfte Worte zu, die ihm ihre volle, innige Zuneigung verriethen. Auf solche Weise ließ er sich gern und leicht trösten, und sich lebhaft aufrichtend, um ihr mit einem entzückten Blicke in das schüchterne, erröthende Gesichtchen zu schauen, sagte er betheuernd: „Nun lass' ich dich nie und nimmer von mir, Lenchen, nun ich weiß, wie lieb du mich hast."

„Die Kühe sind in der Sommersaat!" rief eine zornige Stimme hinter den Liebenden, und mit Schrecken gewahrten sie, wie Heinrich's Mutter sich ihnen nachgeschlichen und wahrscheinlich ihr leises Zwiegespräch belauscht hatte. Wirklich hatte Lenchen, einzig mit sich und ihrem Geliebten beschäftigt, die ihrer Obhut anvertraute Heerde völlig vergessen, und zu ihrem größten Schrecken erkannte sie, wie wahr die Bemerkung der Frau Gertrud war und welchen Schaden ihre Schutzbefohlenen in dem frisch sprossenden Sommerkorn angerichtet hatten.

Mit angstvollem Auge blickte sie in das Gesicht der zornentstellten Frau und wagte keine Silbe zu ihrer Entschuldigung vorzubringen. Heinrich aber nahm sogleich das Wort: „Ich bin Schuld an dem Unheil, Mutter," sagte er, „Lenchen verdient keine Schelte. Ich habe sie gezwungen, mich anzuhören, denn ich mußte wissen, ob sie mich lieb hat oder nicht, weil ich nicht leben mag, wenn sie nicht meine Frau wird."

„Nun!" rief die Bäuerin, glühend und bebend vor Entrüstung, „so magst du dir nur gleich den Sarg bestellen; denn ich sage dir, du bekommst sie nie."

„Du vergissest, Mutter,“ entgegnete der junge Mann, außer sich gebracht durch ihre harten Worte und zum ersten Male die Ehrerbietung verleugnend, die er ihr sonst immer bewies, „du vergissest, daß ich im nächsten Herbste großjährig werde.“

„Und wenn du es jetzt schon wärest, und wenn du so alt wärest wie dein Großvater, meinst du, daß dir das etwas helfen würde?“ eiferte die Bäuerin, die Hände in die Seiten gestemmt, roth und gedunsen vor Wuth.

„Ja gewiß,“ versetzte ihr Sohn, sich gleichfalls mehr und mehr erhitzend, „ich lasse dir die Einwilligung gerichtlich abfragen und heirathe sie den ersten Tag, wenn ich vierundzwanzig voll werde.“

„Heinrich!“ stammelte Lenchen mit bittender Miene.

Aber ihre Gebieterin fiel ihr schnaubend in's Wort: „Wie, du willst auch noch deinen Senf dazu geben, du schlechtes Ding! Was habe ich von dir, seit du im Hause bist? Nichts als Aerger und Verdruß! Langsam mit der Arbeit, aber flink mit dem Maul, würdest du mich noch von Haus und Hof bringen, wenn ich dich länger hier behielte. Läßt mir da das Vieh in das Saatfeld laufen und rührt sich nicht, es wieder heraus zu holen!“ Lenchen machte eine Bewegung, um ihre Versäumniß gut zu machen; aber so ließ die zornige Frau sich den Gegenstand ihres Unwillens nicht entschlüpfen. Sie ergriff den Arm des bebenden Kindes, und es unsanft an sich ziehend, fuhr sie fort: „Wohin nun mit dir? Was verdorben ist, ist doch verdorben, und du wirst mir den Schaden nicht ersetzen. Die Trine ist schon hinter den Kühen her, und du sollst hier bleiben, um zu hören, was ich dir zu sagen habe.“

„Mutter,“ begann Heinrich wieder, „ich bitte dich, sage ihr kein hartes Wort. Ich fürchte, ich kann dir das Leid, das du ihr anthust, nie vergessen.“

„Seh' mir Einer den saubern Burschen!" schrie die Bäuerin. „Die hergelaufene Dirne gilt ihm mehr als die Mutter. Marsch nach Hause, und zerstoße mir die Erdäpfel für die Schweine! Und du, Junge, daß du ihr nicht folgst! So lange ich noch das Regiment in Händen halte, will ich Ordnung in der Wirthschaft haben, und sollte Himmel und Erde darüber zu Grunde gehen. Nun, was stehst du da und gaffst? Das Träumen kann dir nicht helfen. Es muß Klee geschnitten werden, und es ist die höchste Zeit, daß du anfängst zu arbeiten. Es ist ein schlechtes Beispiel für die Knechte, wenn der Bauer selbst anfängt, ein Tagedieb zu werden!"

Heinrich sah wohl ein, daß dieser Augenblick durchaus ungeeignet sei, einen Versuch auf das Herz seiner Mutter zu wagen; er fügte sich also für den Augenblick ihren Forderungen. Gegen Abend, als sie ruhiger geworden zu sein schien, suchte er ihr Mitleid und ihre Zuneigung für sich und seine Geliebte zu erwecken; aber sein Bemühen hatte einen durchaus ungünstigen Erfolg, — Mutter und Sohn trennten sich in Zorn und Bitterkeit.

Das Licht der Sterne schimmerte sanft auf dem Rasen des Hofes, und die Bewohner des Hauses alle hielt nach den Mühen des Tages der erste, feste Schlaf umfangen, als leise eine kleine Nebenthüre an Frau Gertrud's stattlicher Wohnung erklirrte und eine dunkele Gestalt in den Hofraum hinaus trat. Es war das arme, geschmähte Lenchen, die verachtete Waise, die für die Beleidigung, welche sie ihrer frühern Wohlthäterin und bisherigen Gebieterin unwillkürlich dadurch zugefügt, daß sie sich die Liebe ihres Sohnes erworben hatte, ihr ganzes Lebensglück zur Sühne hingab. Es ward ihr schwer, das Opfer, das sie zu bringen gedachte, und ehe sie es vollendet hatte, mußte sie einen harten Kampf mit dem eigenen Herzen bestehen. Ach, wer vermöchte auch, ohne das Zucken des tödtlichsten Schmerzes, seine liebsten Hoffnungen zu zerstören? Wer

zernichtet ohne Widerstreben die Möglichkeit, seine theuersten Wünsche erfüllt zu sehen?

Das schwache Wesen aber siegte im Kampfe mit sich selbst. „Wie könnte er glücklich werden,“ flüsterte sie, „beladen mit dem Fluche seiner Mutter, mit der Verachtung aller seiner Freunde? Und ich — würde ich noch eine ruhige Stunde haben, wenn ich mir sagen müßte, daß ich Streit gesäet zwischen Mutter und Sohn, Haß und Unfrieden gestiftet zwischen Verwandten und Freunden? Nein — es ist meine Pflicht, daß ich gehe, damit er, der allein auf der ganzen, weiten Erde gütig und liebevoll gegen mich war, mich vergesse und glücklich werde.“

Und sie ging. Bekleidet mit den armseligen Lumpen, die sie verhüllten, als ihr Geliebter sie bewußtlos unter sein Dach trug, ohne für eines Hellers Werth mit sich zu nehmen, ohne Hoffnung, ohne Aussicht, muthlos, mit gebrochenem Herzen verließ sie die Schwelle seines Hauses. Und er, der mit tausend Freuden alles, was er besaß, mit ihr getheilt hätte, schlief ruhig und träumte von ihr als seiner geliebten Braut; denn er hatte sich mit dem festen Vorsatze niedergelegt, sie zu seinem Weibe zu machen, aller Welt zum Trotz. Sie aber schritt über den Hof und über den Anger hin und erreichte die Kunststraße, die nach M. führt. Sie schleppte sich der Stadt zu, um die Genossen ihres ehemaligen wandernden Lebens aufzusuchen. Und sie fand sie und schloß sich ihnen an: sie ward wieder ein ruhelos umhergetriebenes, verachtetes, heimathloses Geschöpf.

Als am folgenden Morgen die Hausgenossen der Frau Gertrud sich zum Frühstücke versammelten, fehlte Lenchen. Man rief ihr, man suchte sie, aber Stunde um Stunde verging, und sie blieb verschwunden. Als man endlich auch entdeckte, daß der elende Anzug fehlte, den sie bei ihrer Ankunft im Hause getragen, mußte man wohl dem Gedanken Raum geben, daß sie in der Nacht entflohen sei. Sobald Frau Ger=

trud dieser Ueberzeugung nicht mehr auszuweichen vermochte, fühlte sie sich von Reue über ihre gestrige Härte ergriffen. Wie aber gewöhnlich rohe und heftige Menschen zu thun pflegen, äußerte sie dieses Gefühl durch erneuerte Schmähreden auf die so schuldlos von ihr Gekränkte; denn sie gab der unklaren Idee nach, daß die arme Entflohene die alleinige Ursache aller der peinlichen Empfindungen sei, die heute auf sie einstürmten. „Eine Landstreicherin," schrie sie, „ist das abscheuliche Ding! Ich habe es ja immer gesagt. Sie war lange schon der Arbeit müde und hat die erste Gelegenheit ergriffen, um ihre unordentliche Lebensart auf's neue zu beginnen. Von den Schlehen kann man keine Trauben lesen, und der Fuchs bleibt immer ein Hühnerdieb, wenn man ihn auch zum Hofhunde an die Kette legt."

Sie sah sich indeß bald gezwungen, ihrer bittern Beredtsamkeit Grenzen zu setzen; denn der Schmerz ihres Sohnes über Lenchen's Verschwinden äußerte sich mit so maßloser Heftigkeit, daß seine Mutter, auf's tiefste erschrocken über seine wilde Verzweiflung, jetzt selbst zu wünschen begann, man möchte die Verlorene wiederfinden, und sich sogar ernstlich Mühe gab, die Schritte zu unterstützen, welche ihr Sohn zu diesem Zwecke that. Aber alle ihre vereinten Anstrengungen waren vergebens; jede Spur von Lenchen blieb verschwunden, und der Frühling, der Sommer, ja, Herbst und Winter verstrichen, ohne daß sie zurück kehrte. Allmälig und unvermerkt begann die Zeit ihre Heilkraft zu üben; wie sie so leise, Tropfen um Tropfen verrann, nahm sie auch unvermerkt die bittern Gefühle der Reue und des Schmerzes und die sanftern des Mitleids und der sehnsüchtigen Erinnerung mit sich fort, und mehr und mehr erblaßte das Bild der Verschwundenen in den Herzen derer, die ihr einst für kurze Zeit eine heimathliche Stätte gegönnt.

* * *

Zwölf Jahre nach des armen Lenchen's nächtlicher Flucht hatte die Messe zu M. eine Menge fahrenden Gesindels herbeigelockt; Bänkelsänger und Orgelmänner, Harfnerinnen und Tamburinschlägerinnen trieben ihr Wesen an allen Ecken und Enden des alten Bischofssitzes. Auf dem Principalmarkte und den dahin ausmündenden Straßen drängten sich natürlich die meisten Menschen zusammen, und hier traf man auch am häufigsten auf die herbeigeströmten Glieder der wandernden Zunft.

Der Abend begann schon zu sinken, und die Menge verlief sich allmälig, als sich in der Nähe des Marktes noch einmal ein Paar dieser herumstreifenden Bettler aufstellte, um ihre armseligen Künste zu produciren. Es war ein Geigenspieler mit erdfahlem Gesichte und grober, abgetragener Blouse, welche ihm nachlässig schlotternd um die magern Glieder hing, und ein Weib, dessen Gestalt und Miene von Jahre lang getragenem Kummer und Gram, von einer Kette harter Entbehrungen und bitterer Schmerzen zeugten. Das verglaste Auge, die hohle, pergamentartige Wange, die bläuliche Lippe und die dürftige, verkümmerte Gestalt verriethen so tiefe Erschöpfung und so hoffnungsloses Elend, daß es selbst dem oberflächlichen Beobachter wie die schneidendste Ironie erscheinen mußte, als das unglückliche Weib nun den Mund öffnete, um die lustige Weise, die ihr Begleiter aufspielte, mit einem leichtfertigen Liede zu begleiten.

Diesen peinlichen Eindruck schien auch einer der Vorübergehenden zu empfinden, denn er blieb plötzlich stehen und schaute der Fremden mit erschrockenem Blicke in's Gesicht. Er war ein großer, hübscher Mann, in der Mitte der Dreißiger stehend und in die Tracht eines wohlhabenden Landmannes gekleidet. Eine hübsche, munter aussehende Bäuerin und ein blühender Knabe, allem Anscheine nach seine Frau und sein Kind, begleiteten ihn.

Als er seine Schritte hemmte, blieben auch sie mit ihm stehen; aber die junge Frau fand sich schlecht unterhalten durch die erbärmliche Kunstleistung des fremden Paares. „Komm, Heinrich," sagte sie, „laß uns gehen; sie hat ja eine so grelle Stimme, daß Einem die Ohren davon schmerzen."

Ihr Mann antwortete ihr nicht; er blickte unverwandt die arme Sängerin an, und sein Gesicht war beinahe so blaß geworden, wie das ihrige. Seine Frau hatte auch nicht ganz die Wahrheit gesagt: rauh und heiser war die Stimme der Fremden wohl, aber nicht grell; vielmehr so schwach, daß die von Krankheit und Anstrengung Erschöpfte manchmal die größte Mühe hatte, sie neben den schrillen Tönen der Geige vernehmlich zu machen. Ihr Begleiter warf ihr deshalb manchen zornigen Blick zu und stieß sie sogar einige Male unsanft mit dem Fuße an; sie schien indeß solcher Mißhandlungen so gewohnt zu sein, daß sie sich dadurch nicht zur Verstärkung ihrer Stimme bewegen ließ. Vielleicht ließ auch ihre Erschöpfung keine größere Anstrengung mehr zu; wenigstens wurde ihr Gesang schwach und schwächer, bis sie ihn plötzlich, als ihr Blick zufällig auf den sie unbeweglich anstarrenden Landmann fiel, mit einem gellenden Schrei abbrach und sich taumelnd an die Mauer lehnte, während ein dunkeler Blutstrom ihr über die blassen Lippen schoß.

Mit einem wüthenden Blick auf die Unglückliche ließ der Spielmann seine Geige sinken und murmelte: „Verfluchtes Geschöpf, da hat sie den Zufall schon wieder! Daß ich mich auch mit einem solchen Jammerbilde zusammenthun mußte!" Aber er regte weder Hand noch Fuß, um ihr beizustehen.

„Jesus Maria, die Frau stirbt!" rief die Bäuerin erschrocken, und ihr Mann flog an die Seite der Sinkenden und fing sie in seinen Armen auf. „Lenchen, Lenchen!" stammelte er, kaum selbst des Athems mächtig, „du bist's,

ich erkenne dich — aber, ach, wie elend, wie erbärmlich siehst du aus!"

Sie bemühte sich, ihm zu antworten, aber das immer noch hervorströmende Blut vereitelte ihre ängstlichen Versuche. Endlich gewann sie so viel Luft, um ihm mit schwachen, zitternden Lauten sagen zu können, während ein irres Lächeln um ihren Mund zuckte: „Ich gelobte dir einst, bei dir zu leben und zu sterben — das letztere geschieht nun."

„Heinrich, kennst du das Weibsbild?" fragte die Bäuerin unruhig, und suchte den Knieenden vom Boden aufzuziehen.

„Es ist Lenchen," erwiderte er dumpf, ohne seine Blicke von der Sterbenden zu erheben.

„Was, die entlaufene Musikantin?!" rief entrüstet die Frau; aber er warf ihr einen Blick zu, vor dem sie erschrocken verstummte.

Der aufquellende, heiße Schmerz in seiner Brust hatte auch die alte Liebe wieder wach gerufen, und sich über die mit dem Tode Kämpfende beugend, fragte er leidenschaftlich: „O, warum entflohest du uns?"

„Um dich vor dem Fluche deiner Mutter zu retten," stammelte sie röchelnd.

„Nein, nein," entgegnete er eifrig, „sie würde doch endlich meine Bitten erhört haben."

Sie schüttelte verneinend den Kopf: „Nie . . ." stammelte sie wieder. „Ich fühlte es damals wohl, eine Heimath ist einem Geschöpfe, wie ich bin, nicht bestimmt."

„Aber jetzt sollst du eine haben; ich will für dich sorgen. Ist das dein Mann?"

„Nein — ich habe keinen — ich habe Niemanden — hatte nie etwas, als den Gedanken an dich — er war mein Schutz — er bewahrte mich vor Unrecht und Sünde — daß ich ehrlich und unschuldig . . ." Ein erneuerter Blutsturz unterbrach ihre Worte.

„Wir müssen ihr Hülfe schaffen, sie in ein Haus bringen!" rief Heinrich außer sich vor Kummer und Mitleid, während seine Frau, durch die letzten Worte der Sterbenden erweicht, ihm behülflich war, sie zu unterstützen.

Diese erholte sich noch einmal, und die trüben Blicke dankbar auf die ihr Hülfe Leistenden gerichtet, flüsterte sie, oft von Schwäche und Schmerzen unterbrochen: „O, ihr seid gut — ich danke euch. Eine Heimath versprichst du mir, Heinrich? Sorge mir für die letzte — die einzige, die einer Unglücklichen, wie mir, offen steht — für ein ehrlich Grab."

Noch eine schwache, kämpfende Zuckung des erlöschenden Lebens folgte ihren letzten Worten, — und die Arme, deren Geburtsstätte unbekannt, deren Sterbelager auf den harten Steinen der offenen Straße war, neigte sich zum letzten Schlummer an die Brust des Mannes, in dessen Armen sie einst eine fröhliche Heimath für ein langes, glückliches Leben zu finden gehofft hatte.

„Wir müssen ihr Hülfe schaffen, sie in ein Haus bringen!" rief Heinrich außer sich vor Kummer und Mitleid, während seine Braut, durch die letzten Worte der Sterbenden erweicht, sich vergeblich war, sie zu unterstützen.

Marie erhobte sich noch einmal, und die trüben Blicke dankbar auf die ihr Hülfe Leistenden gerichtet, flüsterte sie, oft von Schwäche und Schmerzen unterbrochen: „O, ihr seid gut — ich danke euch. Eine Bitte(?) versprecht ihr mir, Heinrich? Sorge mir für die letzte — die einzige, die einer Unglücklichen, wie mir, offen steht — für ein ehrlich Grab."

Noch eine schwache, krampfhafte Zuckung des erlöschenden Lebens folgte ihren letzten Worten, — und die Arme, deren Schmerzensstätte unbekannt, deren Sterbelager auf dem harten Steine der offenen Straße war, neigte sich zum letzten Schlummer an die Brust des Mannes, in dessen Armen sie einst eine köstliche Sehnsucht für ein langes, glückliches Leben zu finden gehofft hatte.

Ten Brink, Maria,

Aus der Heimath

Bd.: 1

Köln (1871)